

UNIVERSAL
LIBRARY

OU_216327

UNIVERSAL
LIBRARY

823.912
G17B

P.G. 37171

Galworthy, John
Blühende Wildornis
1932.

OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY

Call No. 823912

Accession No. pg 37171

Author 31713
Galsworthy, John

Title Blithedale Wildwood 1732

This book should be returned on or before the date
last marked below.



J O H N G A L S W O R T H Y
B L Ü H E N D E W I L D N I S

ROMAN

Autorisierte Übersetzung
aus dem Englischen von
LEON SCHALIT

1 9 3 2

P A U L Z S O L N A Y V E R L A G
BERLIN / WIEN / LEIPZIG

Der Originaltitel des Werkes lautet:
"FLOWERING WILDERNESS"

Anmerkung des Übersetzers:
Die Gestalt der Angela Cherrell (in erster Ehe
Angela Forest) heißt im englischen Original
Diana Cherrell (Diana Ferse).

1. 20 TAUSEND

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1932 by Paul Zsolnay Verlag A G, Berlin-Wien-Leipzig

Einbandentwurf von Rudolf Geyer

Gedruckt und gebunden bei R Kiesel zu Salzburg

BLÜHENDE WILDNIS

HERMON OULD
ZUGEEIGNET

ERSTES KAPITEL

Kurz nach Verlautbarung des Staatsbudgets im Jahre 1930 gab es eines Tages in der Nachbarschaft des Victoriabahnhofs das achte Weltwunder zu sehn: drei Engländer von ganz verschiedenem Typ, die gleichzeitig in die Betrachtung eines Londoner Denkmals versunken schienen. Sie waren jeder für sich gekommen und standen unweit voneinander in der baumfreien Sudwestecke des Platzes, wo der Schein der sinkenden Sonne dieses Frühlingstags sie nicht blendete. Drei Personen — eine junge Dame von etwa sechsundzwanzig Jahren, ein noch jugendlicher Mann von ungefähr vierunddreißig und ein Herr zwischen fünfzig und sechzig. Die schlanke junge Dame, die ganz und gar nicht unintelligent schien, hielt den Kopf seitlich emporgewandt, auf den halbgeöffneten Lippen lag ein leises Lächeln. Der junge Mann war hager, sonnverbrannt und hatte den Gurt seines blauen Mantels eng zusammengezogen, er schien im Frühlingwind zu frosteln. Um seinen Mund grub sich ein verächtlicher Zug, aber in seltsamem Widerspruch dazu hing sein Blick gespannt und ungemein ausdrucksvoll an dem Denkmal. Der hochgewachsene ältere Herr in braunem Anzug und braunen Wildlederschuh stand, die Hände in den Hosentaschen, müßig da, sein langes, wetterhärtes, regelmäßiges Gesicht verriet in seiner starren Ruhe Schlauheit und Skepsis.

Indessen stand das Denkmal — Marschall Foch hoch zu Roß — zwischen den Bäumen, hochragend und still, stiller als alle drei.

„Unser Retter!“ bemerkte der junge Mann unvermittelt
Dieser Verstoß gegen die gesellschaftlichen Formen rief bei den beiden andern verschiedene Wirkung hervor; der ältere Herr zog ein wenig die Brauen hoch und trat einige Schritte vor, augenscheinlich, um die Beine des Pferdes zu prüfen. Die junge Dame wandte sich um und sah dem Sprecher offen ins Gesicht.

„Sind Sie nicht Wilfrid Desert?“ fragte sie plötzlich überrascht.

Der junge Mann verneigte sich.

„Dann sind wir einander schon begegnet,“ erklärte die junge Dame. „Bei Fleur Monts Hochzeit. Erinnern Sie sich noch, Sie waren Trauzeugen, der erste, den ich je zu Gesicht bekam. Ich war erst sechzehn. Sie entsinnen sich meiner wohl kaum — Dinny Cherrell, mein Taufname ist Elizabeth. Im letzten Augenblick mußte ich als Brautjungfer einspringen.“

Der verächtliche Zug um die Lippen des jungen Mannes schwand.

„Ich erinnere mich noch sehr gut an Ihr Haar.“

„Das einzige, was die Leute von mir in Erinnerung behalten.“

„Stimmt nicht! Mir kam damals auch vor, als hätten Sie Botticelli Modell gegessen — auch heute kommt es mir noch so vor.“

„Seine Augen sind wirklich schön,“ dachte Dinny, „die ersten, die starken Eindruck auf mich machten.“

Diese Augen hatten sich wieder zum Standbild emporgewandt.

„Tatsächlich unser Retter!“ wiederholte Desert.

„Sie waren natürlich auch im Feld?“

„Bei den Fliegern. Hab es gründlich ausgekostet.“

„Gefällt Ihnen das Denkmal?“

„Das Roß“

„Ein echtes Roß,“ murmelte Dinny, „nicht wie bei andern Statuen ein gebäumter Rumpf mit Nacken, Nustern und Gebiß“

„Das Ganze sieht so handwerksmäßig aus — na, das paßt ja zu Foch.“

Dinny runzelte die Stirn.

„Mir gefällt, daß es so ruhig zwischen den Bäumen steht“

„Wie geht es Michael? Wenn ich nicht irre, sind Sie ja seine Kusine.“

„Michael geht es gut. Noch immer Parlamentsmitglied. Sein Mandat ist todsicher, nicht zu verlieren“

„Und Fleur?“

„Gedeiht prächtig. Vor einem Jahr bekam sie ein Töchterchen, wissen Sie's?“

„Fleur? Hm! Hat also zwei, wie?“

„Ja. Die Kleine heißt Catherine.“

„Seit 1927 war ich nicht mehr zu Hause. Du lieber Himmel! Seit dieser Trauung ist manches Jahr verflossen“

„Sie waren wohl viel in der Sonne?“ fragte Dinny und betrachtete prüfend sein gelbbraunes Gesicht.

„Ohne Sonne kann ich nicht leben“

„Michael erzählte mir einmal, Sie hielten sich im Orient auf.“

„Stimmt, dort treib ich mich herum“ Sein Gesicht schien sich noch einen Schatten dunkler zu färben, er schauerte ein wenig zusammen. „Eine Hundekalte — in diesem englischen Frühling!“

„Schreiben Sie noch immer Gedichte?“

„Meine schwache Seite. Sie haben davon gehört?“

„Hab sie gelesen. Am besten gefällt mir der letzte Band.“

„Danke,“ lächelte er, „Sie verstehn es, einen anzuspornen.“

So etwas behagt uns Poeten. Wer ist denn dieser hochgewachsene Herr? Sein Gesicht kommt mir bekannt vor.“

Der hochgewachsene Mann, der das Standbild von der andern Seite besehen hatte, kam zurück

„Den bring ich ebenfalls irgendwie mit Fleurs Trauung in Zusammenhang,“ murmelte Dinny.

Der hochgewachsene Herr trat auf die beiden zu

„Die Beine sind nicht besonders gelungen,“ ließ er sich vernehmen.

„Gott sei Dank, daß ich keine solchen habe!“ lächelte Dinny. „Wir zerbrachen uns gerade den Kopf, woher wir Sie kennen. Waren Sie nicht vor einigen Jahren bei Michael Monts Hochzeit?“

„Jawohl. Und wer sind Sie, mein Fraulein?“

„Wir trafen einander dort alle drei. Ich bin Michaels Kusine mütterlicherseits, Dinny Cherrell. Mr. Desert war Trauzeuge.“

Der hochgewachsene Herr nickte

„So! Ich heiße Jack Muskham, bin ein Vetter von Michaels Vater.“ Er wandte sich an Desert. „Sie bewundern wohl Marschall Foch?“

„Ich habe ihn bewundert.“

Dinny war über den verbissenen Ausdruck seines Gesichts betroffen

„Zweifelloos war er ein bedeutender Stratege,“ erklärte Muskham, „seinesgleichen gab es im Weltkrieg nicht viele. Aber mich interessiert hier das Pferd.“

„Das Pferd ist fraglos das Interessanteste,“ murmelte Dinny.

Mit skeptischem Lächeln gab der hochgewachsene Herr zurück.

„Foch ließ uns nie in der Patsche, dafür schulden wir ihm Dank.“

Plötzlich wandte sich Desart ihm zu

„Was veranlaßt Sie zu dieser Bemerkung?“

Muskham zuckte die Achseln, zog vor Dinny den Hut und schlenderte davon.

Als er fort war, wurde es still wie über tiefen Wassern

„Welchen Weg gehn Sie?“ fragte Dinny endlich.

„Denselben, den Sie gehn.“

„Verbindlichen Dank, mein Herr! Mein Weg führt in die Mount Street zum Haus meiner Tante“

„Ausgezeichnet!“

„Sie erinnern sich gewiß an sie, Michaels Mutter, ein reizendes Frauchen. Spricht stets nur im Telegrammstil — einzig in ihrer Art. Man muß sich anstrengen, ihren Gedankensprünge zu folgen.“

Sie überquerten die Straße und erreichten den Grosvenor Place.

„Sie finden England wohl jedesmal stark verändert, sooft Sie nach Hause kommen — — oder ist Ihnen mein Plaudern unangenehm?“

„Reichlich verändert“

„Lieben Sie nicht Ihr Heimatland?, wie die Redensart lautet?“

„Mir graut geradezu vor England.“

„Gehören Sie am Ende auch zu den Leuten, die sich um jeden Preis schlechter machen wollen, als sie wirklich sind?“

„Brächte es gar nicht zuwege. Fragen Sie Michael!“

„Michael und klatschen — unmöglich“

„Michael lebt wie alle Engel nicht in dieser Welt.“

„Doch,“ entgegnete Dinny, „Michael steht mit beiden Füßen im wirklichen Leben und ist Engländer durch und durch.“

„Das ist ja eben der Widerspruch in seinem Wesen.“

„Sagen Sie doch, warum ziehn Sie über England los? Das ist nicht besonders originell.“

„Nur Engländern gegenüber zieh ich über England los.“

„Sehr loblich. Warum aber mir gegenüber?“

Desert lachte.

„Weil Sie mir das Idealbild Englands zu verkörpern scheinen“

„Zuviel der Ehr, mein werter Herr“

„England ist mir darum so zuwider, weil es sich einbildet, es sei noch immer den andern voraus.“

„Ist denn England nicht wirklich den andern voraus?“

„Allerdings,“ lautete Deserts überraschende Antwort, „doch es braucht sich drauf nichts einzubilden.“

Dinny dachte:

„Bruder Wilfrid, du bist ein verdrehtes Huhn,

Deine Zunge ist scharf wie ein Messer.

Was mußt du durchaus auf dem Kopfe stehn?

Gib es auf, dir ware viel besser“

In Prosa fuhr sie fort:

„Wenn England ohne vernünftigen Grund an seinem Stolz festhält, dann ruht dieser Stolz vermutlich von einer Art intuitiver Erkenntnis her. Geht nicht auch Ihre Abneigung gegen Mr. Muskham auf eine solche Intuition zurück?“ Sie sah ihn an und dachte: „Ein wenig plump, meine Frage!“

„Abneigung? Das gerade nicht. Er ist nur der landläufige Typ eines unerschütterlichen Jagd- und Pferdenarren, der mich zu Tode langweilt.“

„Das ist nicht der wahre Grund,“ dachte Dinny und sah ihn noch immer prüfend an. Ein seltsames Gesicht! Unglücklich, voll tiefer Disharmonie; ein guter und ein böser Engel schienen um ihn zu ringen. Doch sein Blick erregte sie noch ebenso

wie damals, als sie als sechzehnjähriges Mädchen mit langem Haar bei Fleurs Hochzeit neben ihm gestanden.

„Behagt Ihnen dieses Zigeunern durch den Orient wirklich?“

„Ich muß ruhelos wandern wie der ewige Jude.“

„Eines Tages,“ dachte sie, „bring ich dich noch dazu, mir den Grund zu sagen. Doch wahrscheinlich seh ich dich nie wieder.“ Und ein leiser Schauer lief ihr über den Rücken.

„Kennen Sie vielleicht meinen Onkel Adrian? Während des Krieges hielt er sich im Orient auf, jetzt brütet er in seinem Museum über morschen Gebeinen. Kennen Sie am Ende auch Angela Forest? Im vorigen Jahr hat er sie geheiratet.“

„Ich kenne fast niemanden aus der Londoner Gesellschaft“

„Dann bleibt also Michael unser einziger Berührungspunkt.“

„Ich halte nicht viel von einem Kontakt durch fremde Personen. Wo wohnen Sie, Miß Cherrell?“

Dinny lachte.

„Hier scheint wohl eine kurze biographische Notiz geboten. Seit Olims Zeiten ist meine Familie auf Schloß Condaforth in Oxfordshire erbangesessen, mein Vater ist General im Ruhestand. Ich bin die ältere seiner beiden Töchter, mein einziger Bruder ist Soldat und junger Ehemann, demnächst kehrt er auf Urlaub aus dem Sudan zurück.“

„So!“ sagte Desert und sah wieder verbissen drein

„Ich bin sechsundzwanzig, unverheiratet, aber noch kinderlos. Allem Anschein nach ist es mein Steckenpferd, meine Nase beständig in anderer Leute Angelegenheiten zu stecken. Weiß der Himmel, woher ich das habe! Wenn ich mich in London aufhalte, wohne ich bei Lady Mont in der Mount Street. Ich bin schlicht erzogen, hab jedoch noble Passionen und keine Möglichkeit, sie zu befriedigen. Ich glaube, ich kann einen Spaß verstehn. Nun erzählen Sie!“

Desert lachelte und schüttelte den Kopf.

„Soll ich es für Sie tun?“ fragte Dinny. „Sie sind der zweite Sohn des Lord Mullyon, haben zu viel vom Krieg gesehen, schreiben Gedichte, sind vom Wandertrieb besessen und Ihr eigener Feind; nur das letztere wirkt originell. Da sind wir schon in der Mount Street. Treten Sie doch ein, Tante Emily zu begrüßen.“

„Nein, danke. Aber möchten Sie nicht morgen mit mir lunchen und dann zu einer Nachmittagsvorstellung gehn?“

„Gern Wo treffen wir uns?“

„Im Dumourieux-Restaurant, um halb zwei.“

Sie wechselten einen Handedruck und schieden. Doch beim Eintritt in das Haus der Tante spürte Dinny in allen Gliedern ein Prickeln, blieb vor der Salontür stehn und lachelte über diese Empfindung.

ZWEITES KAPITEL

Das Lächeln schwand von ihren Lippen, als sie das Getöse vernahm, das durch die geschlossene Tür an ihr Ohr schlug.

„Allmächtiger!“ dachte sie, „Tante Emilys Geburtstagskränzchen! Ich hatte es total vergessen.“

Da hielt jemand plötzlich im Klavierspiel inne, ein Lärmen, Balgen, Stuhlerucken auf dem Parkett, ein paar quiekende Schreie, dann neuerdings Klavierspiel.

„Aha! „Musikalische Stühle!““ dachte sie und öffnete sacht die Tür. Die gewesene Angela Forest, nunmehr Angela Cherrell, saß vor dem Klavier. Auf acht besondern Stühlen, abwechselnd gen Westen und Osten gekehrt, saßen eine große und acht kleine Gestalten mit hellen Papierhüten; sieben von ihnen sprangen eben auf, zwei jedoch blieben auf einem Stuhle sitzen. Dinny blickte von links nach rechts: Ronald Forest; ein kleiner Chinesenjunge; Tante Alisons Jungste, die kleine Anne; Tony, Onkel Hilarys Jungster; Celia und Dingo, die Kinder von Michaels verheirateter Schwester Celia Moriston; Sheila Forest; und auf dem einzigen Sessel Onkel Adrian und Kit Mont. Dinny sah Tante Emily keuchend auf den Kamin zutreten, in großem, violetterm Papierhut, und Fleur, die an Ronalds Ende den Stuhl aus der Reihe schob.

„Kit! Steh auf! Du warst draußen.“

Kit blieb unbeweglich sitzen, Adrian erhob sich.

„Schon gut, Junge! Spiel mit deinesgleichen. Los!“

„Hände weg von den Stühlen!“ rief Fleur. „Wu Fing, du darfst nicht sitzen bleiben, wenn die Musik aufhört. Dingo, bleib nicht so am letzten Stuhl kleben.“

Plötzlich hielt die Musik inne. Hastiges Laufen, Verwirrung, Geschrei. Anne, die kleinste von allen, blieb stehn.

„Komm, Herzchen!“ sagte Dinny, „schlag die Trommel da! Hor auf, sobald die Musik aussetzt. Noch einmal! Paf! auf Tante Angela auf!“

Wieder und wieder dasselbe Spiel, bis Sheila, Dingo und Kit alleinblieben.

„Ich setze auf Kit,“ dachte Dinny.

Sheila draußen! Weg mit dem Sessel! Dingo, der wie ein kleiner Schotte aussah, und der hellblonde Kit, dem der Papierhut vom Kopf gefallen war, liefen immer wieder rund um den letzten Sessel, beide ließen sich drauf fallen, beide standen wieder auf, Angela sah absichtlich weg, Fleur trat lachend zurück, Tante Emily war feuerrot. Da hielt die Musik inne, Dingo plumpste wieder auf den Sessel, Kit blieb allein stehn, puterrot, mit gerunzelter Stirn.

„Kit!“ mahnte Fleur, „denk an die Spielregeln!“

Kit warf den Kopf zurück und grub die Hände in die Taschen.

„Eine Lektion für Fleur!“ dachte Dinny.

Da sagte eine Stimme hinter ihr:

„Die Passion deiner Tante für Jungvolk und violette Hute führt zu seltsamen Rebellionen. Wie wär’s, Dinny, wenn wir in meinem Arbeitszimmer Zuflucht suchten?“

Dinny warf einen Blick auf Sir Lawrence Monts vertrocknetes, mageres, etwas spottisches Gesicht, der kleine Schnurrbart war jetzt ganz weiß, das Haar noch immer nur grau-meliert.

„Ich hab hier noch nicht meine Pflicht getan, Onkel Lawrence.“

„Versäum sie. Hohe Zeit, daß du das lernst! Laß die Hölle toben, komm in mein Arbeitszimmer hinunter, dort wollen wir wie zwei gute Christenmenschen plaudern.“

Dinny schwankte; aus angeborener Dienstbereitschaft hätte sie gern noch mitgespielt, da fuhr es ihr durch den Sinn: „Ich möchte wirklich gern mit dem Onkel über Wilfrid Desert sprechen!“ Sie stand auf und ging mit ihm.

„Woran arbeitest du jetzt, Onkel?“

„Augenblicklich raste ich, Dinny, und lese die Memoiren der Harriet Wilson, einer bemerkenswerten jungen Frau. In den Tagen des Prinzgemahls hatten die Damen der Gesellschaft nicht viel guten Ruf zu verlieren; doch sie tat, was sie konnte. Falls du von ihr noch nichts wissen solltest: Sie hielt die Liebe hoch und hatte eine ganze Reihe Liebhaber, doch nur einen hatte sie wirklich lieb.“

„Und dennoch glaubte sie an die Liebe?“

„Sie war ein gutherziges Frauenzimmer, die Männer waren in sie vernarrt. Ein himmelweiter Unterschied zwischen ihr und Ninon de Lenclos, die auch selbst in alle verliebt war. Beide lebenssprühende Geschöpfe! Wie wär's mit einem Dialog zwischen den beiden über die Tugend? Aber nimm doch Platz!“

„Onkel Lawrence, als ich mir heut nachmittag das Standbild des Marshalls Foch besah, traf ich einen deiner Vetter, Mr. Muskham.“

„Jack?“

„Jawohl.“

„Der letzte Dandy, ein Vollblutdandy. Diese Menschenrasse ist fast ausgestorben. Jack jedoch ist wirklich noch ein Dandy von echtem Schrot und Korn, ein Held aus Whyte

Melvilles uralten Romanen. Was für einen Eindruck hat er auf dich gemacht?“

„Hm! Pferde, Piquet und unerschütterlicher Gleichmut — das ist sein Um und Auf.“

„Leg doch den Hut ab, liebe Dinny. Ich seh dein Haar so gern.“

Dinny nahm den Hut ab.

„Dann traf ich dort noch jemanden, Michaels Trauzeugen.“

„Was! Den jungen Desert? Ist der wieder daheim?“ Sir Lawrence zog die bewegliche Braue hoch.

Auf Dinny's Wangen zeigten sich rosa Flecke.

„Ja,“ erwiderte sie.

„Ein seltsames Geschöpf!“

Plotzlich hatte Dinny ein Gefühl, wie sie es noch nie empfunden. Sie hätte es nicht näher beschreiben können, doch es gemahnte sie an eine Porzellanplastik, die sie ihrem Vater vor zwei Wochen zum Geburtstag geschenkt hatte — eine prachtvoll modellierte Gruppe. eine Fuchsin und darunter vier zusammengekauerte Junge. Der Blick dieser Fuchsin, zärtlich und doch auf der Hut, brachte ihre Gefühle in diesem Augenblick trefflich zum Ausdruck.

„Warum seltsam?“

„Ich darf nicht aus der Schule schwatzen, Dinny. Aber weil du es bist — für mich steht es fest, daß dieser junge Mann Fleur ein oder zwei Jahre nach der Hochzeit arg nachgestellt hat. Das trieb ihn dann fort in die weite Welt.“

Also das trieb ihn so ruhrlos umher wie den ewigen Juden? Nein! Als er von Fleur gesprochen, hatte seine Miene durchaus nichts dergleichen verraten.

„Allerdings — vorbei und abgetan. Seither hat man aber noch so manches andere gehört. Klubs sind die Brutstätten von boshafem Klatsch.“

Dinnys zärtliche Regung ließ nach, ihre Wachsamkeit wuchs.

„Was noch?“

Sir Lawrence schüttelte den Kopf.

„Der junge Mann ist mir sympathisch und deshalb, Dinny, möchte ich nicht einmal dir gegenüber wiederholen, was ich nicht zuverlässig weiß. Sobald jemand ein ungewöhnliches Leben führt, hängen sich die abenteuerlichsten Gerüchte an seine Fersen.“ Plötzlich blickte er Dinny an; sie aber sah ganz unbefangen drein.

„Wer ist denn der kleine Chinesenjunge oben?“

„Der Sohn eines gewesenen Mandarins, der wegen der Unruhen in China seine Familie in England zurückließ. Ein komischer kleiner Ölgotze. Übrigens, ein nettes Volk, die Chinesen. Wann kommt Hubert?“

„Nächste Woche, mit dem Flugzeug aus Italien. Du weißt ja, Jeanne ist passionierte Fliegerin.“

„Was macht ihr Bruder?“ Und er sah Dinny nochmals an.

„Alan? Ist im Ausland — in China — stationiert.“

„Deine Tante beklagt es noch immer, daß es mit euch beiden nicht zum Klappen kam.“

„Lieber Onkel, für Tante Emily konnt ich alles tun. Doch da ich für Alan wie eine Schwester fühle, verbieten mir die Gebote Gottes und der Kirche diesen Schritt.“

„Ich mag nicht, daß du heiratest und in irgendein Barbarenland wanderst,“ entgegnete Sir Lawrence.

„Onkel Lawrence ist unheimlich,“ dachte Dinny und sah ihn noch unbefangener an denn je.

„Dieser gottverlaßne Kolonialdienst,“ fuhr Sir Lawrence fort, „verschlingt noch unsere ganze Sippe. Zunächst meine beiden Tochter, Celia in China, Flora in Indien; dein Bruder Hubert im Sudan. Und deine Schwester Clare flattert

davon, kaum daß sie unter der Haube ist — Jerry Riven hat einen Posten in Ceylon erhalten. Charlie Muskham wird, wie ich hore, der Regierung in Kapstadt zugeteilt. Hilarys ältester Sohn will Staatsbeamter in Indien werden, der jüngere zur Marine gehn. Hol's der Kuckuck, Dinny, du und Jack Muskham, ihr seid die einzigen Getreuen. Und Michael, versteht sich.“

„Siehst du Mr. Muskham häufig, Onkel?“

„Oft genug im Burton-Klub; und im ‚Coffee House‘-Klub setzt er sich ab und zu an meinen Tisch und wir spielen Piquet — wir sind ja die einzigen von der alten Garde. Zur Zeit der Hindernisrennen kommt er mir oft zu Gesicht, von jetzt an seh ich ihn wohl nicht mehr bis zum Cambridgeshire-Rennen.“

„Ist er tatsächlich ein so ausgezeichnete Pferdekennner?“

„Jawohl, Dinny. Dafür versteht er aber von allem andern gar nichts, wie die meisten Pferdelehaber. Das Pferd ist ein Wesen, das den Geist für andere Eindrücke unempfindlich macht. Man muß auf diese Tiere zu sehr aufpassen, auf sie selbst und auf alles, was drum und dran hängt. Wie sieht denn der junge Desert aus?“

„O!“ rief Dinny ziemlich verdutzt, „gelbbraun“

„Das kommt von der Strahlung des Wustensands. Eine Art Beduine, weißt du. Sein Vater lebt wie ein Einsiedler und dem Sohn steckt das auch im Blut. Das Beste, was ich an ihm zu rühmen weiß: Michael hat ihn trotz jener Affäre noch gern.“

„Und seine Gedichte?“ fragte Dinny.

„Disharmonisches Zeug. Er zerstört mit der Linken, was er mit der Rechten schafft.“

„Vielleicht hat er seine Heimat noch nicht gefunden. Seine Augen sind eigentlich schön, findest du nicht auch?“

„Am besten erinnere ich mich an den Zug um seinen Mund — ausdrucksvoll und bitter.“

„Die Augen verraten, was der Mensch ist, der Mund, was er wird.“

„Stimmt, Mund und Bauch.“

„Bauch hab ich keinen an ihm bemerkt,“ gab Dinny zurück

„Das macht die Gewohnheit, von einer Handvoll Datteln und einer Schale Kaffee zu leben. Nicht etwa, daß die Araber so gern Kaffee tranken — eher haben sie eine Leidenschaft für grünen Tee mit Pfefferminz. Du lieber Himmel, da kommt deine Tante! Versteh mich recht, dieser Stoßseufzer galt dem Pfefferminztee, nicht ihr.“

Lady Mont erschien, ohne Papierhut, doch wieder bei Atem.

„Verzeih, liebes Tantchen,“ sagte Dinny, „ich hab wirklich deinen Geburtstag vergessen und dir gar nichts mitgebracht.“

„Dann, Dinny, gib mir einen Kuß. Ich sag ja immer, d e i n e Kusse schmecken am besten. Woher kommst du uns ins Haus geschnett?“

„Ich fuhr nach London, um für Clare Einkäufe zu besorgen.“

„Hast du deine Sachen zum Übernachten mit?“

„Nein.“

„Tut nichts. Bekommst sie von mir. Tragst du noch immer Nachtgewänder?“

„Ja,“ sagte Dinny.

„Braves Mädel! Ich mag Pyjamas bei Frauen nicht — dein Onkel auch nicht. Unter der Taille, da hapert's — da läßt sich die Linie nicht verbergen. Michael und Fleur speisen mit uns zu Abend.“

„Vielen Dank, Tante Emily. Ich bleib wirklich gern in

der Stadt. Heut könnte ich ja nicht die Hälfte dessen besorgen, was Clare braucht.“

„Dinny, daß Clare vor dir heiratet, will mir gar nicht gefallen.“

„Tantchen, das ist doch so natürlich.“

„Quatsch! Clare brilliert in der Gesellschaft — solche Mädchen heiraten meist nicht so bald. Ich hab mit einundzwanzig geheiratet.“

„Tantchen, du widersprichst dir!“

„Jetzt lachst du mich aus. Ich hab nur einmal im Leben brilliert. Weißt du's noch, Lawrence? Damals auf dem Elefanten — ich wollte, er solle sich niederhocken, aber er bog nur die Knie. Diese Tiere können die Beine nur auf eine Art biegen.“

„Tante Emily, diesen einen Fall ausgenommen, bist du doch die brillianteste Frau, die ich kenne. Die meisten Frauen sind so langweilig und konsequent.“

„Dinny, deine Nase ist mir ein wahrer Trost. Ich hab diese Geierschnäbel schon so satt. Tante Wilmets, Henny Bentworths und meinen eignen.“

„Deine Nase ist doch nur ganz leicht gebogen, liebstes Tantchen.“

„Als Kind hatte ich Angst, daß es ärger wird. Oft stand ich da und hielt die Nasenspitze gegen einen Schrank gepreßt.“

„Das hab ich auch schon probiert, Tantchen, nur in umgekehrter Richtung.“

„Als ich es einmal tat, lag dein Vater versteckt auf dem Schrank wie ein Leopard auf der Lauer, sprang dann mit einem Satz auf mich herab und biß sich dabei in die Lippe, daß mir sein Blut über den Hals rann.“

„Entsetzlich!“

„Jawohl. Lawrence, woran denkst du nur?“

„Eben fiel mir ein, daß Dinny wahrscheinlich noch keinen Lunch genommen hat.“

„Ich wollt ihn morgen nehmen, Onkel.“

„Das sieht dir ähnlich,“ rief Lady Mont. „Klinge Blore! Solang du nicht verheiratet bist, wirst du immer so atherisch bleiben.“

„Erst muß Clare vor den Altar, Tante Emily.“

„In der St. Georgskirche. Wer traut sie? Hilary?“

„Natürlich.“

„Da werd ich weinen müssen!“

„Tantchen, warum weinst du eigentlich bei Hochzeiten?“

„Wie ein Engel wird sie aussehn; und er wird einen schwarzen Frack tragen und einen Zahnburstenschnurrbart und ganz und gar nicht das fühlen, was sie vermutet. Zu traurig!“

„Vielleicht fühlt er sogar mehr. Michael hat bestimmt Fleur, Adrian Angela an Gefühl übertroffen, als sie vor dem Altar standen.“

„Adrian ist dreiundfunfzig und trägt einen Bart. Und Adrian ist und bleibt eben Adrian.“

„Das fällt allerdings ins Gewicht. Aber meiner Meinung nach sollten wir eher um die armen Männer eine Träne vergießen. Die Frau erlebt die schönste Stunde ihres Lebens und der Mann steckt fast immer in einer viel zu engen Weste.“

„Lawrence blieb das erspart. Er war stets eine Hopfenstange und ich war so schlank wie du, Dinny.“

„Tante Emily, in Kranz und Schleier sahst du gewiß entzuckend aus. Nichtwahr, Onkel?“ Sie fing einen sinnenden, belustigten Blick der beiden Alten auf, stockte und fuhr dann fort: „Wo habt ihr euch kennengelernt?“

„Beim Jagen, Dinny. Ich war in einen Graben gepurzelt, das gefiel deinem Onkel nicht, er lief herzu und zog mich heraus.“

„Köstlich!“

„Keine Spur, viel zu viel Schlamm. Den Rest des Tages wechselten wir kein Wort mehr miteinander.“

„Was hat euch also zusammengeführt?“

„Dies und jenes. Ich war bei Hennys Familie, den Corderoys, zu Besuch und eines Tages sprach dein Onkel dort vor, um ein paar junge Hunde in Augenschein zu nehmen. Doch warum dies Verhor?“

„Ich wollte nur wissen, wie man so etwas in jenen Tagen machte.“

„Geh hin und finde selbst heraus, wie man's heutzutage macht.“

„Onkel Lawrence will mich noch nicht loswerden“

„Alle Männer sind Egoisten, bis auf Michael und Onkel Adrian.“

„Auch mocht ich dir das Weinen ersparen.“

„Blore, einen Cocktail und ein belegtes Brotchen für Miß Dinny, sie hat noch keinen Lunch gehabt Und, Blore, zum Abendessen bleiben Mr. und Mrs. Adrian und Mr. und Mrs Michael. Und, Blore, sage Laura, sie soll eines meiner Nachtkleider und alles, was man sonst noch braucht, ins blaue Gastzimmer schaffen. Miß Dinny wird hier übernachten. — O, diese Kinder!“ Und Lady Mont segelte vor ihrem Kammerdiener zur Tür hinaus

„Onkel, Tantchen ist wirklich entzuckend!“

„Hab es nie bestritten, Dinny.“

„So oft ich sie sehe, wird mir leichter ums Herz. Kann sie je zornig werden?“

„Manchmal nimmt sie einen Anlauf, doch eh das Wetter

losbricht, bläst der Wind schon wieder aus anderer Richtung.“

„Eine besonders wertvolle Eigenschaft! . . .“

Bei der Mahlzeit wartete Dinny auf irgendeine Bemerkung ihres Onkels über Wilfrid Deserts Rückkehr. Doch er machte keine.

Nach dem Essen setzte sie sich zu Fleur — sie hatte diese angeheiratete Kusine stets heimlich bewundert. Wieviel Selbstvertrauen besaß doch diese Frau und wie wenig Illusionen! Wie anmutig und sicher war ihr Gang, wie scharf ihr Auge, wie prächtig wußte sie Gesicht und Gestalt zur Geltung zu bringen! Sie sah auf Michael herab und gleichzeitig zu ihm empor.

„Wenn ich je heirate,“ dachte Dinny, „werd ich zu meinem Mann nie so sein. Ich werd ihm gerade und offen in die Augen sehn wie ein Sunder dem andern.“

„Fleur, Erinnerst du dich noch an deine Hochzeit?“ begann sie.

„Gewiß, meine Liebe. Eine höchst lastige Zeremonie!“

„Heut hab ich Michaels Trauzeugen gesehn!“

Fleurs klare Augen wurden rund vor Staunen.

„Wilfrid? Wieso hast du ihn wiedererkannt?“

„Damals war ich erst sechzehn und er machte Eindruck auf mein junges Gemüt.“

„Na, dazu ist ein Trauzeuge ja schließlich da. Wie sah er aus?“

„Sehr dunkel; scheint ein zersetzender Geist.“

Fleur lachte. „Das war er ja immer.“

Dinny blickte sie an und beschloß, sich weiter vorzuwagen.

„Onkel Lawrence hat mir erzählt, daß er gewisse andre Verbindungen gern zersetzt hätte.“

Fleur sah überrascht drein. „Was der alles bemerkt hat! Hätt ich ihm gar nicht zugetraut.“

„Onkel Lawrence ist ein wenig unheimlich,“ bemerkte Dinny.

„Wilfrid benahm sich in der Tat sehr brav,“ murmelte Fleur mit leisem Lächeln der Erinnerung. „Fromm wie ein Lamm ist er in den Orient gepilgert.“

„Diese Affäre hat ihn doch nicht für immer in den Orient verbannt?“

„Nicht mehr, als Masern einen für immer ans Krankenzimmer fesseln. Ach nein, der Orient gefällt ihm — vermutlich hat er dort irgendwo einen Harem.“

„Nein,“ erklärte Dinny, „wenn mich nicht alles trügt, ist Wilfrid wahlerisch.“

„Bravo, meine Liebe — mein billiger Zynismus verdient eine Zurechtweisung. Wilfrid ist ein höchst sonderbarer Mensch, eigentlich ein lieber Kerl. Michael hatte ihn gern.“ Und mit raschem Blick auf Dinny: „Aber lieben kann man ihn unmöglich, er ist ja die Disharmonie in Person. Einmal studierte ich ihn ganz aus der Nähe — mußte es. Er entgleitet einem, ein Nervenbündel, voll Leidenschaft, weichherzig und verbittert zugleich. Und Gift will ich nehmen, wenn er an irgendwas in der Welt glaubt.“

„Außer vielleicht an die Schönheit,“ meinte Dinny fragend, „und an die Wahrheit, wenn er sie wo finden könnte?“

„Liebes Kind, wir alle glauben dran, wenn wir sie finden,“ gab Fleur unerwartet zurück, „nur leider, man findet sie eben nicht, außer — außer das Schöne und Wahre ist in uns selbst. Und wenn du einmal mit dir selbst zerfallen bist, was hast du dann noch zu erwarten? Wo hast du ihn getroffen?“

„Beim Fochdenkmal, das er sich besah.“

„Aha! Ich erinnere mich, vor Jahren vergötterte er Foch

beinahe. Der arme Wilfrid, was kann dem noch bluhn! Nervenschock im Trommelfeuer, Dichten — und seine ganze Erziehung! Ein Vater, der dem Leben den Rücken gekehrt hat, eine Mutter, Halbtalienerin, die mit einem andern durchbrannte. Nicht gerade idyllisch. Die Augen waren noch das Beste an ihm, sie erwecken Mitgefühl und sind ohne Zweifel schon — beides wirkt verhängnisvoll. Hast du vielleicht zu tief hineingeschaut? Hat sich das junge Gemut wieder gereg?

„Sie sah Dinny ins Gesicht.

„Nein. Ich wollte nur wissen, ob es d e i n Gemut erregt, wieder von ihm zu horen.“

„Mich? Mein Kind, ich bin fast dreißig, hab zwei Kinder und“ — ein Schatten flog über ihre Züge — „ich hab mir schon einmal die Finger verbrannt. Wenn ich je darüber sprechen könnte, dir hatt ich es anvertraut, keiner andern, Dinny; doch es gibt Dinge, über die man nicht sprechen kann.“

Oben auf ihrem Zimmer, in Tante Emilys unbequem weites Nachtkleid gehüllt, starrte Dinny ins Kaminfeuer, das man trotz ihres Einwands angezündet hatte. Sie sah es nur zu klar: ihre Gefühle waren einfach lachhaft! Eine seltsame Neugier empfand sie, war zugleich scheu und kuhn und hatte den Eindruck, sie stehe unmittelbar vor einer wichtigen Entscheidung. Und was trug Schuld daran? Die fluchtige Begegnung mit einem jungen Mann, der vor zehn Jahren ein torichtes Gefühl in ihr erweckt hatte. Nach übereinstimmenden Aussagen ein höchst unerfreulicher Mensch. Sie langte nach dem Spiegel und besah prüfend Gesicht und Hals über der Stikerei des viel zu weiten Nachtkleids. Sie hatte mit dem Anblick wohl zufrieden sein können, war es aber nicht.

„Immer dieselbe Botticellifratzel!“ dachte sie, „man wird es müde.“

„Ein Näschen stumpf,
Die Augen blau!
Hut dich vor deinem Spiegelbild,
Rothhaarige Wasserfrau!“

Er war durch den Orient wohl anderes gewöhnt, schwarze Augen, die schmachkend durch Schleier blickten, verführerisch verhüllte, schwellende Formen, Wollust, Geheimnis, Perlenzähne — üppige Huris! Dinny besah im Spiegel ihre Zähne. Na, da brauchte sie sich keine Sorgen zu machen, die besten Zähne in der ganzen Familie. Auch ihr Haar war gar nicht wirklich rot — eher kastanienbraun. Was sich unterhalb der Waschzonengrenze der viktorianischen Zeit befand, entzog dieses reichgestickte Nachtkleid ihrem prüfenden Blick. Wahrhaftig, sie durfte nicht vergessen, diese Prüfung morgen früh vor dem Bade zu erledigen. Hoffentlich durfte sie dann beten: „O Herr, wie du uns auch gemacht, für alles sei dir Dank gebracht!“ Mit leisem Seufzer legte sie den Spiegel hin und ging zu Bett.

DRITTES KAPITEL

Wilfrid Desert hauste noch immer in seiner Wohnung in der Cork Street. Eigentlich hatte Lord Mullyon diese Räume gemietet, betrat sie jedoch nur selten, wenn er seine landliche Abgeschiedenheit verließ. Getrost durfte man behaupten, daß dem einsiedlerischen Pair der jüngere Sohn weit mehr nachgeraten war als der altere, das Parlamentsmitglied. Dennoch war es ihm nicht besonders unlieb, Wilfrid gelegentlich zu begegnen. Für gewöhnlich lebte in dieser Wohnung aber nur Stack, der im Krieg Wilfrids Offiziersbursche gewesen war und ihn ganz still, aber unablässig umsorgte, was sich besser bewahrt als offen zur Schau getragene Dienstbeflissenheit. Sooft Wilfrid unvermutet heimkam, fand er seine Zimmer stets genau so vor, wie er sie verlassen, weder mehr noch weniger muffig und verstaubt. Dieselben Anzüge hingen auf denselben Bugeln und er stillte den ersten Hunger mit einem stets auf dieselbe Art abgebratnen Fleisch mit Champignonsauce. Die Möbel, alte Erbstücke, geschmückt und belebt durch Kleinigkeiten, morgenlandischen Kram, den er von seinen Reisen heimgebracht, gaben dem großen Wohnzimmer stets denselben Charakter altererbten, festen Besitzes. Und der Diwan vor dem Kamin nahm Wilfrid genau so gastlich auf, als hatte er ihn nie verlassen. Am Vormittag nach seiner Begegnung mit Dinny lag er auf diesem Diwan und fragte sich, warum niemand außer Stack ihm wirklich guten Kaffee bereiten könne. Der Orient war ja die Heimat des Kaffees,

und doch war in der Türkei das Kaffeetrinken ein Spiel, ein Ritus, und somit wie alle Spiele und Riten nur ein Kitzel für die Seele. Nun verbrachte er den dritten Tag in London, den dritten seit zwei Jahren. Und in diesen zwei Jahren war ihm so manches widerfahren, an das er weder in Worten, noch Gedanken ruhren mochte; vor allem ein Erlebnis sturzte ihn noch immer in schweren Zwiespalt, obschon er sich alle Muhe gab, ihm die Bedeutung abzusprechen. Mit andern Worten, seit der Heimkehr verschloß er in sich ein qualendes Geheimnis. Überdies hatte er eine Anzahl Gedichte mitgebracht, genug, um ein viertes Bandchen damit zu fullen. Nun lag er da und erwog, ob er das längste dieser Gedichte in den Band aufnehmen solle oder nicht. Es war die Frucht jenes Erlebnisses, seiner Meinung nach das beste Gedicht, das er je geschrieben. Schade, daß die Veröffentlichung unterbleiben sollte, schade, aber —! Dieses Aber fiel so schwer ins Gewicht, daß er schon oft im Begriff gestanden, das Gedicht zu zerreißen und jede Spur von ihm zu tilgen. Könnte er jene Spuren doch auch aus der Erinnerung tilgen! Und dennoch —! Jenes Gedicht verteidigte sein Verhalten in einer Situation, von der hoffentlich nie jemand etwas erfuhr. Es zerreißen, hieße auf die Verteidigung verzichten. Nie wieder wurde es ihm gelingen, seinen Gefuhlen in jenem entscheidenden Augenblick so trefflich Ausdruck zu leihn. Die Vernichtung dieses Gedichts hätte ihn der besten Entlastungsgründe beraubt, der einzigen Waffe gegen den Plagegeist des eigenen Gewissens. Bisweilen war ihm, als könne er sich selbst nicht wiederfinden, wenn er nicht in die Welt hinausrief, was ihm damals widerfahren.

Nun überflog er jenes Gedicht nochmals und dachte: „Alle Wetter, es ist doch weit besser und tiefer als jene verdammten patriotischen Verse von Lyall!“ Und scheinbar ganz von

ungefähr schweiften seine Gedanken zu dem Mädchen, dem er tags zuvor begegnet. Seltsam! — er entsann sich noch recht wohl jener hauchzarten, jungen Erscheinung bei Michaels Hochzeit — sie hatte ihn an Botticellis Venus, Engel oder Madonnen gemahnt, zwischen den dreien war ja so wenig Unterschied. Ein reizendes junges Ding damals. Und heute war sie ein bezauberndes junges Weib voll Verstandnis, Geist und Sinn für Humor. Dinny Cherrell! Es wäre ihm gar nicht unangenehm, ihr seine Gedichte zu zeigen, um die Wirkung auf sie zu erfahren — nach ihrem Urteil konnte er sich richten.

Weil er beständig an sie dachte und noch dazu ein Taxi genommen, kam er zum Lunch zu spät und traf Dinny an der Schwelle des Restaurants Dumourieux, gerade als sie weggehen wollte.

Selten zeigt sich der Charakter einer Frau deutlicher, als wenn sie auf offener Straße den Lunchpartner erwartet. Dinny begrüßte ihn lachend.

„Ich dachte schon, Sie hatten vergessen!“

„Der Straßenverkehr war dran schuld. Wie können nur die Philosophen die Identität von Raum und Zeit behaupten? Jede Verabredung zweier Leute zum Lunch macht diese These zu Schanden. Den Weg von der Cork Street hierher, kaum anderthalb Kilometer, schätzte ich auf zehn Minuten und nun komm ich zehn Minuten zu spät. Tut mir unendlich leid!“

„Vater meint, seit wir im Auto statt im Einspanner fahren, muß man zu der erforderlichen Zeit zehn Prozent dazuschlagen. Können Sie sich noch an die Einspanner erinnern?“

„Das will ich meinen!“

„Als ich zum ersten Mal nach London kam, waren sie bereits aus dem Stadtbild verschwunden.“

„Wenn Sie dieses Lokal kennen, dann spielen Sie, bitte,

den Führer! Ich hab zwar schon davon gehört, war aber noch nie drin.“

„Ein Kellergewölbe. Französische Küche.“

Sie legten die Mantel ab und schritten auf einen Tisch im Hintergrund des Raumes zu

„Mir genügt eine Kleinigkeit,“ erklärte Dinny. „Bestellen Sie kaltes Huhn, Salat und eine Tasse Kaffee.“

„Nicht ganz gesund?“

„Ich esse nie viel.“

„Verstehe Ich nehme dasselbe. Mochten Sie Wein?“

„Nein, danke. Halten Sie es für ein gutes Zeichen, wenig zu essen?“

„Wenn man es aus Prinzip tut, dann nicht.“

„Sie sind also kein Freund starrer Grundsätze?“

„Prinzipienreiter sind mir verhaßt, diese rechthaberischen Patrone.“

„Mir scheint, Sie urteilen zu rasch ab. Das tun Sie wohl immer, nicht wahr?“

„Eben dachte ich an die Leute, die nur darum nicht viel essen, weil sie Sinnengenüsse verschmahn. Das ist doch hoffentlich nicht auch Ihr Fall?“

„Keine Spur,“ erwiderte Dinny, „ich finde nur einen vollen Magen peinlich. Dazu brauch ich gar nicht übermäßig zu futtern. Vom Sinnenleben weiß ich nicht viel, doch an und für sich halt ich es für wertvoll.“

„Wahrscheinlich das einzig Wertvolle im Leben.“

„Also darum schreiben Sie Ihre Gedichte?“

Desert lachte.

„Sie konnten auch Verse schreiben, glaub ich.“

„Nur Scherzreime.“

„Die Wüste ist der rechte Ort fürs Dichten. Haben Sie schon eine Wüste gesehn?“

„Noch nie. Doch ich würde sie gern sehn.“

Einen Augenblick war Dinny über ihre eigene Bemerkung überrascht. Wie kuhl hatte sie noch vor zwei Jahren auf die unabsehbar weiten Prarien des amerikanischen Professors verzichtet! Doch gab es wohl kaum einen größern Gegensatz als zwischen Hallorsen und diesem sonnverbrannten disharmonischen jungen Mann ihr gegenüber, der sie mit seinen seltsamen Augen so lang anstarrte, bis ihr wieder jener Schauer über den Rücken lief

„Gestern sah ich Michael und Fleur beim Abendessen,“ bemerkte sie und zerkrumelte ihr Brotchen

„So!“ sagte er und verzog die Lippen „In Fleur war ich einmal heillos vernarrt Ist sie nicht vollkommen — in ihrer Art?“

„Ja,“ gab Dinny zurück und ihr Blick warnte: „Setze sie nicht herab!“

„Wunderbar — diese Aufmachung, diese Selbstbeherrschung.“

„Sie kennen Fleur vermutlich nicht,“ erwiderte Dinny, „ich bestimmt nicht“

Er beugte sich vor „Sie scheinen eine treue Seele zu sein! Wo haben Sie sich das angewohnt?“

„In Treuen fest“, so lautet der Wahlspruch unserer Familie Doch Sie meinen wohl, das hatte mich eher davon kurieren sollen?“

„Ich weiß nicht,“ sagte er unvermittelt, „ob ich das Wesen der Treue richtig erfasse. Treue halten — wem — welchem Prinzip? Nichts in der Welt steht unverrückbar fest, alles ist relativ Treue scheint mir das Kennzeichen der konservativen Geistesrichtung, oder aber ein Idol, weiter nichts Das gerade Gegenteil des Strebens nach Neuem.“

„Es gibt doch noch Dinge, die wert sind, daß man ihnen

Treue hält. Zum Beispiel kaltes Huhn — oder die Religion der Vater.“

Er sah Dinny so seltsam an, daß sie fast erschrak.

„Religion? Sind Sie religios?“

„Im großen und ganzen — wohl.“

„Was? Sie bringen es fertig, die Dogmen irgendeiner Konfession hinunterzuwerfen? Sie können glauben, daß die eine Legende mehr Wahrheit enthält als die andre? Glauben, das eine System sei wertvoller als die übrigen, bringe das Unerkennbare der Erkenntnis näher? Religion! Sie haben doch Sinn für Humor. Und in diesem Punkt versagt er?“

„Nein. Unter Religion versteh ich das Ahnen eines all-durchdringenden Weltgeistes und die sittliche Überzeugung, man müsse ihm nach besten Kräften dienen.“

„Hm! Zwischen dieser Anschauung und der landläufigen Fassung des Begriffs ‚Religion‘ klappt ein himmelweiter Unterschied. Doch trotz allem — woher wissen Sie, auf welche Art man dem Weltgeist am besten dient?“

„Ich nehme die hergebrachte Moral auf Treu und Glauben hin.“

„Ich nicht. Bedenken Sie doch!“ Seine Stimme schien vor Erregung zu beben. „Wozu haben wir dann unsere Urteilskraft, unsere geistigen Fähigkeiten? Ich prüfe jedes Problem, das sich mir bietet, suche es zu ergründen und handle dann dieser Einsicht gemäß. Ich tue also, was ich auf Grund vernünftiger Überlegung für das Beste halte.“

„Das Beste — für wen?“

„Für mich und die Menschen im allgemeinen.“

„Was von beiden kommt in erster Reihe?“

„Das läuft doch schließlich auf eins hinaus.“

„Immer? Mocht ich bezweifeln. Übrigens nimmt dieses Abwägen wohl jedesmal so viel Zeit in Anspruch, daß ich

mir gar nicht vorstellen kann, wie Sie je zum Handeln kommen. Die Grundlehren der Ethik sind doch gewiß die Frucht zahlloser Erwagungen, die die Denker der Vergangenheit über dieselben Probleme anstellten — warum darf man sie nicht als gegeben hinnehmen?“

„Keine dieser Entscheidungen wurde von Leuten meines Naturells und in meiner Lage getroffen.“

„Verstehe. Sie fallen Ihre Urteile von Fall zu Fall — echt englisch!“

„Tut mir leid,“ meinte er unvermittelt, „ich langweile Sie gewiß. Etwas zum Dessert?“

Dinny stützte die Ellbogen auf den Tisch, lehnte das Kinn auf die Hände und sah ihm ernst ins Gesicht

„Sie haben mich durchaus nicht gelangweilt,“ entgegnete sie. „Im Gegenteil, Sie interessieren mich ungemein. Nur glaub ich, daß wir Frauen mehr unsern Impulsen gehorchen, wir betrachten uns vermutlich nicht so sehr als Einzelwesen wie die Männer und lassen uns daher instinktiv mehr von allgemeinen Erfahrungen leiten.“

„Das ist bisher Frauenart gewesen; ob sie es bleiben wird, steht dahin.“

„Ich glaube schon,“ entgegnete Dinny, „wir Frauen werden wohl nie großen Wert darauf legen, alles vernunftgemäß zu ergründen. Ja, ich m o c h t e etwas zum Nachtsch. Vielleicht Dorrpflaumen-Kompott“

Desert sah sie starr an und begann zu lachen.

„Sie sind einzig! Nehmen wir beide Dorrpflaumen. Hangt Ihre Familie sehr an den hergebrachten Formen?“

„Nicht so sehr an den Formen, doch glaubt sie an Tradition und Vergangenheit.“

„Und Sie?“

„Ich weiß nicht recht. Aber zweifellos hab ich alte Dinge

gern, alte Häuser und alte Leute. Ich liebe alles, was gewissermaßen geprägt ist wie eine Münze. Ich möchte irgendwo verwurzelt sein. Hab immer gern Geschichte getrieben. Dennoch muß ich manchmal lachen. Diese Bindungen, in die wir verstrickt sind, kommen mir oft gradezu komisch vor, wie Erkennungsringe am Bein einer Henne.“

Desert streckte ihr die Hand hin, Dinny schlug ein.

„Reichen Sie mir die Hand! Ich muß Ihnen zu Ihrem Humor gratulieren!“

„Eines Tages,“ sagte Dinny, „werden Sie mir etwas von sich erzählen. Doch für den Augenblick: Welches Theaterstück wollen wir uns ansehen?“

„Wird vielleicht etwas von einem gewissen Shakespeare gegeben?“

Mit einiger Mühe fanden sie heraus, daß in einem Vorstadtheater jenseits der Themse ein Werk des größten Dramatikers der Welt aufgeführt wurde. Sie gingen hin und nach der Vorstellung fragte Desert zögernd: „Darf ich Sie vielleicht bitten, zu mir auf eine Tasse Tee zu kommen?“

Dinny lachelte und nickte, von diesem Augenblick an glaubte sie eine Veränderung in seinem Wesen zu spüren, er schien ihr zugleich vertraulicher und respektvoller, als sagte er sich: „Die ist meinesgleichen.“

Diese Stunde beim Tee — den Tee trug Stack auf, ein Mann mit seltsam verstehendem Blick und von etwas monchischem Wesen — war für Dinny ein ungetrubter Genuß. Nie zuvor hatte sie eine solche Stunde erlebt und am Ende dieser Stunde wußte sie, daß sie verliebt war. Das winzige Samenkorn, das vor zehn Jahren gepflanzt worden, war erblüht. Dinny war sechsundzwanzig und hatte geglaubt, sie werde sich nie verlieben. — Und nun liebte sie doch und fand das so eigen, so wunderbar, daß sie immer wieder den Atem anhielt und Wilfrid staunend in

die Augen blickte. Um Himmels willen, warum mußte sie das fühlen? Lachhaft! Es schuf ihr gewiß nur Kummer, denn sie dachte, er werde ihre Liebe nicht erwidern. Warum sollte er's auch? Wenn aber er ihr Gefühl nicht erwiderte, dann durfte auch sie ihm das ihre nicht zeigen; wie aber konnte sie es verhehlen?

„Wann seh ich Sie wieder?“ fragte er, als sie aufstand, um zu gehn

„Mochten Sie mich denn wiedersehn?“

„Unbandig gern“

„Warum?“

„Warum nicht? Sie sind die erste Dame, mit der ich seit zehn Jahren spreche, die erste vielleicht, die ich überhaupt je sprach“

„Wenn wir uns wiedersehen sollen, dürfen Sie mich nicht auslachen“

„Auslachen — Sie! Unmöglich! Wann sehen wir uns also?“

„Nun, ich schlafe jetzt in einem geborgten Nachtkleid in der Mount Street. Von Rechts wegen sollte ich in Condaford sein. Doch meine Schwester wird nächste Woche in London getraut und am Montag kommt mein Bruder aus Agypten zurück, drum laß ich mir vielleicht meine Sachen holen und bleibe in der Stadt. Wo mochten Sie mich treffen?“

„Wollen Sie nicht morgen auf eine Spazierfahrt mitkommen? Seit Jahren bin ich nicht mehr in Richmond oder Hampton Court gewesen.“

„Ich überhaupt noch nie“

„Famos! Um zwei Uhr hol ich Sie also vom Fochdenkmal ab, einerlei, ob schon, ob Regen.“

„Mein junger Herr, es wird mich freuen“

„Herrlich!“ Unerwartet beugte er sich nieder und zog ihre Hand an seine Lippen.

„Überaus hoflich!“ meinte Dinny „Auf Wiedersehn!“

VIERTES KAPITEL

Von ihrem erstaunlichen Geheimnis ganz verwirrt, empfand Dinny zunächst das Verlangen, allein zu sein, doch hatte sie schon eine Einladung zum Dinner bei Adrian und Angela Cherrell angenommen. Nach ihrer Heirat hatten die beiden das Haus in der Oakley Street mit seinen truben Erinnerungen aufgegeben und sich in weisem Sparsinn in einem jener geräumigen Hauserblocks des Bloomsbury-Viertels eingemietet, das jetzt allmählich den vornehmen Charakter wiedergewann, den es in den Dreißiger- und Vierzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts verloren. Man hatte diese Gegend vor allem darum gewählt, weil sie in der Nahe von Adrians ‚Gebeinhaus‘ lag — als Mann in vorgerückten Jahren hielt Adrian es für geboten, jede freie Minute der Gesellschaft seiner Frau zu widmen. Dinny hatte ihm ja prophezeit, er werde von der einjährigen Forschungsreise nach Neu-Mexiko mit Professor Hallorsen als ‚mannlicher Mann‘ zurückkehren, und diesen Eindruck erweckten nun auch seine gefurchten, sonngebräunten Wangen und das häufigere Lächeln auf seinem langen Gesicht. Immer wieder freute sich Dinny über den Gedanken, ihr Rat habe sich bewahrt und sei treulich von ihm befolgt worden. Auch Angela gewann jetzt jene sprühende Anmut zurück, der sie vor der Heirat mit dem armen Forest ihre Erfolge in der Londoner Gesellschaft verdankte. Doch Adrians hoffnungsloser Beruf und die Zeit, die sie ihrem Manne widmete, beraubten sie der Möglichkeit, wieder in

jenem geheiligten Kreis Einzug zu halten. Sie neigte immer mehr dazu, nur ihren Pflichten als Gattin und Mutter zu leben. Und Dinny liebte ihren Onkel so herzlich, daß sie das nur natürlich fand. Unterwegs ging sie mit sich zu Rat, ob sie den beiden ihr Erlebnis mitteilen solle. Da sie Ausfluchte und Hinterhältigkeit nicht leiden mochte, entschloß sie sich, offen zu sein. „Auch spricht ja ein verliebtes Madel immer gern vom Gegenstand ihrer Neigung,“ dachte sie. Da es ihr also schwer wurde, ohne Vertrauten zu bleiben, fiel die Wahl auf Onkel Adrian, weil er aus eigener Erfahrung Kenntnis vom Orient hatte, vor allem aber, weil er Onkel Adrian war.

Beim Abendessen drehte sich das Gespräch jedoch selbstverständlich in erster Linie um Huberts Heimkehr und Clares Hochzeit. Dinny war über die Wahl ihrer Schwester etwas beunruhigt. Sir Gerald (Jerry) Riven war vierzig, mittelgroß, draufgangerisch und hatte ein kühnes Gesicht. Dinny fand ihn allerdings sehr reizvoll, nur war er es zu sehr, wie sie besorgte. Er bekleidete ein wichtiges Amt im Kolonialdienst und gehörte zu den Leuten, denen man in mancher Hinsicht eine „Zukunft“ prophezeite. Dinny legte sich die Frage vor, ob Clare ihm nicht allzu sehr gleiche, auch sie brillierte in der Gesellschaft, begab sich gern in Gefahr und war — wohlgemerkt! — siebzehn Jahre jünger. Angela, die ihn genau kannte, sprach die Ansicht aus:

„Die siebzehn Jahre Altersunterschied sind bei der ganzen Geschichte noch das Beste. Jerry muß sein Umherflattern endlich aufgeben. Wenn er ihr zugleich Vater sein kann, mag es noch gehn. Er hat eine ungeheure Erfahrung hinter sich. Bin froh, daß er nach Ceylon kommt.“

„Warum?“

„Dort wird er wenigstens nicht seiner Vergangenheit begegnen.“

„Hat er denn eine so bewegte Vergangenheit?“

„Meine Liebe, für den Augenblick ist er bis über die Ohren in Clare vernarrt, aber bei einem Mann wie Jerry kann man nie wissen. Soviel Charme und soviel angeborene Vorliebe für Glatteis.“

„Die Ehe macht aus uns allen zage Tropfen“, murmelte Adrian.

„Aus Jerry Riven bestimmt nicht. Er liebt die Gefahr wie ein Goldfisch die Mückenlarven. Ist Clare arg in ihn verschossen, Dinny?“

„Gewiß, aber auch sie wagt sich gern aufs Glatteis.“

„Und dennoch“, meinte Adrian, „sind beide keineswegs modern. Beide haben Hirn und wissen es zu brauchen.“

„Stimmt, Onkel. Clare schlägt aus dem Leben heraus, was sie nur kann, aber sie glaubt inbrünstig an das Leben. Vielleicht spielt sie noch im Orient eine bedeutende Rolle.“

„Ausgezeichnet, Dinny! Doch da mußte sie zuvor Jerry Riven los werden. Und wie ich Clare kenne, macht sie sich vielleicht doch Skrupel.“

Mit weitgeöffneten Augen starrte Dinny den Onkel an.

„Sagst du das, weil du Clare kennst, oder weil du ein Cherrell bist, Onkel?“

„Weil sie eine Cherrell ist, meine Liebe.“

„Skrupel!“ murmelte Dinny, „ich glaube nicht, daß Tante Emily Skrupel kennt. Und doch ist sie ebensogut eine Cherrell wie irgendeiner von uns.“

„Emily erinnert mich stets“, meinte Adrian, „an einen Knochenfund, dessen Teile nicht zueinanderpassen, kein Mensch weiß, von wem sie herrühren. Skrupel beziehen sich doch immer auf etwas Bestimmtes, Tante Emilys Einfälle aber nicht.“

„Still, Adrian!“ mahnte Angela, „nichts von Skeletten bei
42

der Mahlzeit! Wann kommt Hubert an? Ich kann es kaum erwarten, ihn und Jeanne wiederzusehn. Wer von beiden wird nach achtzehn Honigmonden im Sudan Herr im Hause sein?“

„Natürlich Jeanne.“

Dinny schüttelte den Kopf. „Davon bin ich keineswegs fest überzeugt, Onkel.“

„Schwesternstolz, Dinny.“

„O nein. Hubert hat mehr Ausdauer. Jeanne sturmt mit kühnem Schwung drauf los und will die Dinge gleich im ersten Anlauf nehmen; Hubert aber fuhr das Steuer, davon bin ich überzeugt. Onkel, wo liegt eine Stadt namens Darfur? Und wie wird das Wort geschrieben?“

„Mit r oder ohne. Im Sudan, ringsum fast nur unzugängliche Wüste. Warum?“

„Heut nahm ich mit Mr. Desert, Michaels Brautführer, den Lunch; der hat Darfur erwähnt.“

„Ist er dort gewesen?“

„Mir scheint, er war schon überall im nahen Orient.“

„Ich kenne seinen Bruder Charles Desert,“ bemerkte Angela, „einer unserer angriffslustigsten jungen Politiker. Im nächsten Kabinett der Konservativen wird er so gut wie sicher Unterrichtsminister. Dann zieht sich Lord Mullyon wohl ganzlich in seine Einsamkeit zurück. Wilfrid bin ich nie begegnet. Ist er nett?“

„Hm!“ warf Dinny ihrer Ansicht nach ganz gleichmutig hin, „ich traf ihn erst gestern. Ein anziehender Mensch. Ob er auf die Dauer zu ertragen ist, weiß ich nicht.“

„Ich möchte diesen jungen Mann gern kennenlernen,“ sagte Adrian. „Im Krieg zeichnete er sich aus und seine Gedichte kenn ich auch.“

„Wirklich, Onkel? Das will ich gern vermitteln. Wir sprechen uns taglich.“

„So?“ sagte Adrian und sah sie an. „Ich würde gern über den Hettitertyp mit ihm sprechen. Euch ist vermutlich bekannt, daß der sogenannte spezifisch judische Typ auf Grund alter Darstellungen der Hettiter als hettitisch anzusehn ist?“

„Sind denn die Juden keine einheitliche Rasse?“

„Nein, Dinny. Die alten Israeliten waren Araber; die Rassenzugehörigkeit der Hettiter ist ein noch ungelöstes Problem. Die Juden bei uns in England und die in Deutschland stammen vermutlich eher von den Hettitern als den Semiten ab.“

„Kennst du vielleicht Mr. Jack Muskham, Onkel?“

„Nur vom Hörensagen. Ein Vetter von Lawrence, Autorität auf dem Gebiet der Pferdezucht. Er tritt, glaub ich, für die Zufuhr arabischen Bluts bei unsern Rassepferden ein. Dieser Versuch, Rassen hochzuzuchten, hat manches für sich. Ist der junge Desert je in Nejd gewesen? Echte Araberrosse findet man, glaube ich, nur dort.“

„Ich weiß nicht. Wo liegt Nejd?“

„Im Mittelpunkt Arabiens. Muskham jedoch wird seine Idee nie durchsetzen. Diese eingefleischten Pferdezüchter sind übrigens die borniertesten Kerle auf Gottes Erdboden. Muskham selbst ist ein schlagender Beweis dafür — außer an seinen Lieblingssport denkt er an gar nichts.“

„Jack Muskham,“ warf Angela ein, „war vor Jahren in eine meiner Schwestern romantisch verliebt. Das hat ihn zum Weiberfeind gemacht.“

„Hm! Klingt geheimnisvoll.“

„Ein stattlicher Mann!“ meinte Dinny.

„Trägt sich höchst elegant und gilt als wutender Gegner der Moderne. Ich hab ihn schon seit Jahren nicht mehr gesehen, kannte ihn aber einst recht gut. Warum fragst du, Dinny?“

„Unlängst traf ich ihn.“

„Da wir grade von den Hettitern sprachen,“ bemerkte Angela, „ich habe mir oft gedacht, diese ganz alten Familien aus Cornwall wie die Deserts verraten phönikischen Einschlag. Seht euch doch nur Lord Mullyon an! Seltsamer Typ!“

„Phantastische Hypothese, meine Liebe. Eher könntest du diesen Einschlag im Volke finden. Seit vielen hundert Jahren müssen die Deserts in fremde Familien geheiratet haben. Je höher du die soziale Leiter emporsteigst, umso weniger findest du reine, unvermischte Rasse.“

„Sind die Deserts wirklich so uralter Adel?“

„Alt und grau und obendrein Eigenbrotler. Doch du kennst ja meine Ansicht über alte Familien, Dinny. Ich brauche also dieses Thema nicht näher zu erörtern.“

Dinny nickte. Nur zu gut entsann sie sich jenes nervenaufreibenden Spaziergangs am Themseufer in Chelsea, kurz nach Forests Rückkehr. Warm und herzlich sah sie Adrian ins Gesicht. Wie gut, daß er nun endlich ein eigenes Heim gefunden! . . .

Als sie an jenem Abend in die Mount Street zurückkam, waren Onkel und Tante schon zu Bett gegangen, doch der Kammerdiener saß noch immer in der Halle. Bei ihrem Eintritt stand er auf.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie einen Schlüssel haben, Miß.“

„Tut mir wirklich leid, Blore, Sie hatten schon so gut geschlafen!“

„Wahrhaftig, Miß Dinny, ich hab geschlafen. Von einem gewissen Alter an pflegt man grad im ungeeignetsten Augenblick einzunicken. Zum Beispiel Sir Lawrence! Er hat eigentlich keinen guten Schlaf, doch mein Wort drauf, so oft

ich während der Arbeitszeit in sein Studierzimmer trete, find ich ihn jedesmal dabei, wie er grad die Augen aufschlägt. Und die gnadige Frau, sie schläft acht Stunden, doch ab und zu hab ich schon bemerkt, daß sie mitten im Gespräch einnickt, besonders wenn der alte Pfarrer von Lippinghall, Mr. Tasburgh, da ist, ein freundlicher, alter Herr, aber er wirkt so einschläfernd! Und sogar Mr Michael — aber der ist ja im Parlament und dort gewohnt man sich das an. Doch Miß, ich weiß nicht recht, ist der Krieg dran schuld, oder die trostlose Wirtschaftslage, oder das zwecklose Herumrennen der Leute — jedenfalls hat sich der Hang zum Schlafen verstärkt. Für alle Fälle tut einem so ein Schlafchen gut. Mein Wort drauf, Miß, bevor ich mein Nickerchen machte, war ich tot für die Welt, jetzt aber konnt ich noch stundenlang mit Ihnen plaudern “

„Das ware reizend, Blore. Aber i c h bin leider am schlaf-
rigsten zur Schlafenszeit “

„Warten Sie, Miß, bis Sie erst verheiratet sind. Aber hoffentlich lassen Sie sich damit noch Zeit. Erst gestern nacht hab ich zu meiner Frau gesagt. ‚Wenn Miß Dinny einmal heiratet, dann hat das Haus hier die Seele verloren‘. Miß Clare hab ich nie viel zu Gesicht bekommen, da laßt mich ihre Hochzeit kalt, doch erst gestern horte ich, wie die gnadige Frau zu Ihnen sagte, Sie sollten selbst hingehn und herausfinden, wie man’s heutzutage macht. Und dann sag ich zu meiner Frau: ‚Miß Dinny,‘ sag ich, ‚ist wie eine Tochter des Hauses und‘ — na, Sie kennen ja meine Gefühle, Miß “

„L i e b e r Blore! Leider muß ich jetzt hinauf, hab einen anstrengenden Tag hinter mir.“

„Versteh schon, Miß. Angenehme Träume!“

„Gute Nacht!“

Angenehme Träume! Nun, vielleicht würden die Träume

angenehm sein, aber die Wirklichkeit? Ein unentdecktes Land wollte sie betreten und nur ein einziger Stern war ihr Führer! War es ein Fixstern oder ein unstet flackernder Komet? Mindestens fünf Männer hatten sie schon heiraten wollen und alle waren ihr soweit annehmbar erschienen, daß eine Ehe mit ihnen kein großes Wagnis bedeutet hatte. Und jetzt wünschte sie sich nur diesen Einen zum Gatten, doch gerade ihn umschwebte etwas Dunkles, Ungeklartes; er aber rief Gefühle in ihr wach wie kein anderer. Das Leben war doch ein Narrenspiel — man fuhr mit der Hand in eine Glücksurne und zog — was? Morgen wollte sie mit ihm einen Ausflug machen. Baume wurden sie zusammen sehn und Rasen, Landschaften, Parks, vielleicht auch Bilder, die Themse, blühende Obstbaume. Zumindest wurde sie herausfinden, ob beider Ansichten in manchen Punkten, die ihr wichtig schienen, übereinstimmten. Doch ob ihre Anschauungen nun in Einklang standen oder nicht, konnte das an ihren Gefühlen etwas ändern? Nein.

„Verliebte Leut sind nie gescheit!“ dachte sie; „erst jetzt erkenn ich, wie wahr das ist. Mich kummert nichts in der Welt, wenn nur er mein Gefühl erwidert und auch so narisch verliebt ist wie ich. Doch das ist er wohl kaum — warum sollt er’s auch?“

FÜNFTES KAPITEL

Auf der Fahrt nach dem Richmond-Park über Ham Common und die Kingston-Brücke nach Hampton Court und zurück durch Twickenham und Kew losten tiefes Schweigen und angeregtes Geplauder einander ab. Dinny war augenscheinlich die Beobachterin und überließ Wilfrid die Führung. Ihr tiefes Gefühl machte sie zurückhaltend, auch ging Wilfrid offenbar nur dann aus sich heraus, wenn es ihn selbst dazu trieb — er war gewiß der letzte auf der Welt, der sich eine Beichte entlocken ließ. Im Irrgarten von Hampton Court hatten sie sich natürlich verlaufen und Dinny bemerkte: „Nur Spinnen und Gespenster finden hier wieder heraus.“

Auf dem Heimweg stiegen sie beim Kensington-Park aus, entließen das Mietauto und wanderten zum Teepavillon. Als sie vor dem blassen Trank saßen, fragte Wilfrid sie unvermittelt, ob sie etwas dagegen hätte, seine neuen Gedichte im Manuskript zu lesen.

„Dagegen? Von Herzen gern!“

„Ich will Ihr aufrichtiges Urteil hören.“

„Das sollen Sie,“ entgegnete Dinny, „wann bekomme ich die Gedichte?“

„Nach dem Abendessen bring ich sie in die Mount Street und werfe sie in den Briefkasten.“

„Wollen Sie auch diesmal nicht vorsprechen?“

Er schüttelte den Kopf.

Als er in der Stadt von ihr Abschied nahm, sagte er ganz unvermittelt:

„Ein herrlicher Nachmittag! Ich danke Ihnen!“

„I c h muß I h n e n danken.“

„Sie! Sie haben mehr Freunde, als Bienen den Klee umschwärmen — ich bin einsam wie ein Pelikan in der Wildnis.“

„Auf Wiedersehn, Pelikan!“

„Auf Wiedersehn, Blume in meiner Wildnis!“

Wie Musik klangen ihr diese Worte auf dem Weg zur Mount Street im Ohr.

Etwa um halb zehn mit der letzten Post wurde ihr ein dicker, ungestempelter Brief überreicht. Dinny nahm ihn von Blore in Empfang, ließ ihn verstohlen unter ‚Die Brücke von San Luis Rey‘ gleiten und fuhr fort, ihrer Tante zuzuhören.

„Als junges Madel hab ich mir die Taille furchtbar eng geschnurt, Dinny. Unter Hollenqualen hielten wir diese Idee hoch. Jetzt soll die Mode wiederkommen, doch ich mach sie nicht mehr mit, so heiß und unbequem. Aber du wirst es wohl müssen.“

„Fällt mir nicht im Traum ein.“

„Wenn der Gurtel wieder in die Mitte kommt, wird die Mitte wieder geschnurt und gedruckt.“

„Die richtige Wespentaille kehrt bestimmt nie wieder, Tantchen.“

„Und erst die Hute! Um 1900 sahn wir aus wie Eierbecher mit geplatzen Eiern. Da gab es auf den Hutn Blumenkohl als Garnierung und Hortensien und Vogel mit Riesenfedern, die standen nach allen Seiten weg — die Pärchen auf den Parkbänken konnten sich gar nicht aneinander schmiegen, die Hute sorgten für die Moral. Meergrün kleidet dich reizend, Dinny. Solltest ein ~~meergrünes~~ Brautkleid tragen.“

„Tante Emily, jetzt möchte ich schlafen gehn. Ich bin ziemlich müde.“

„Weil du so wenig ißt.“

„Ich esse für drei. Gute Nacht, liebe Tante!“

Auf ihrem Zimmer nahm Dinny sich gar nicht Zeit zum Auskleiden und machte sich sogleich über die Gedichte her in dem sehnlichen Wunsch, daß sie Gefallen dran fände, denn bestimmt durchschaute er jedes falsche Lob. Zu ihrem Trost fand sie darin den Ton seiner frühern Dichtungen wieder, nur schienen sie ihr schonheitsdurstiger und weniger bitter. Als sie das größere Bündel beendet hatte, stieß sie auf ein viel längeres, in ein weißes Blatt geschlagenes Gedicht; es trug den Titel ‚Der Leopard‘. Hatte er es so verpackt, damit sie es nicht lesen solle? Doch wozu hatte er es beigeschlossen? Vermutlich war er sich über dieses Gedicht nicht im klaren und wünschte ihr Urteil zu hören. Unter dem Titel standen die Worte:

„Kann der Leopard aus seinem Fell die schwarzen Flecken tilgen?“

Es behandelte die Geschichte eines jungen Monchs, der heimlich langst den Glauben verloren und als Missionar zu den Heiden gesandt wird. Er fällt ihnen in die Hände und sie stellen ihn vor die Wahl, zu sterben oder seinen Glauben abzuschwören. Er wird abtrünnig und nimmt die Religion der Gewalttater an. Das Gedicht war stellenweise von so echtem Gefühl durchgluht, daß Dinny ganz erschüttert war. Die Glut und Tiefe dieser Dichtung raubten ihr den Atem; ein Hochgesang auf die Verachtung überlieferter Formeln, voll überschaumender Lebensfreude — und doch auch wieder voll ergreifender Klage über den Verrat. Dinny fühlte sich seltsam zerrissen und legte das Gedicht fast mit einem Gefühl der Ehrfurcht für den Mann beiseite, der einen so schwe-

ren Seelenkampf so meisterhaft darzustellen vermochte. Zu dieser Bewunderung gesellte sich Mitleid wegen der Qualen, die er erduldet haben mußte, ehe er ein solches Werk geschrieben — und ein geradezu mütterliches Verlangen, ihn vor Zerrüttung und Disharmonie zu bewahren.

Sie hatten verabredet, einander am folgenden Tag in der Nationalgalerie zu treffen; Dinny ging vor der vereinbarten Stunde hin und nahm das Manuskript mit. Die beiden trafen sich vor Gentile Bellinis Gemälde ‚Der Mathematiker‘ — sie starrten eine Weile in tiefem Schweigen auf das Bild

„Echt. Hohe künstlerische Vollendung, starke Farbwirkung. — Haben Sie das Zeug gelesen?“

„Ja. Setzen wir uns, ich hab alles mit.“

Sie nahmen Platz, Dinny überreichte ihm das Manuskript

„Nun?“ fragte er und sie sah, wie seine Lippen bebten.

„Ausgezeichnet!“

„Wirklich?“

„Durchaus echt. E i n Gedicht stellt übrigens alle andern in den Schatten.“

„Welches?“

„Wie kannst du das fragen?“ schien Dinnys Lächeln zu erwidern.

„Der Leopard?“

„Ja. Es hat mich tief ergriffen, hier.“

„Soll ich es streichen?“

Blitzschnell wurde es Dinny klar, daß ihr Urteil hier die Entscheidung bedeute, und mit gedämpfter Stimme fragte sie:

„Legen Sie denn wirklich Wert auf meine Meinung?“

„Was Sie sagen, soll gelten.“

„Dann dürfen Sie dieses Gedicht unter keinen Umständen streichen. Es ist das Beste, was Sie je schrieben.“

„Inshallah!“

„Was ließ Sie dran zweifeln?“

„Es zeigt die Seele nackt.“

„Ja,“ entgegnete Dinny, „nackt, aber schön. Nur das Schöne darf sich nackt zeigen.“

„Kaum die Ansicht der Moderne.“

„Ein kultivierter Mensch sucht Wunden und Häßliches selbstverständlich zu verbergen. Auch in der Kunst kann barbarische Wildheit niemals tiefere Gefühle erwecken.“

„Da werden die Kunstkenner Sie bald in Acht und Bann tun. Haßlichkeit ist heutzutage Trumpf!“

„Die Reaktion nach dem faden Zuckerzeug der vergangenen Epoche.“

„Ha! Wer diese Scheuklappen erfand, hat eine Sünde wider den heiligen Geist begangen — er hat den Kleinen Argernis gegeben.“

„Künstler sind Kinder — das wollen Sie wohl damit sagen?“

„Sind sie's am Ende nicht? Geht das nicht aus ihrem ganzen Verhalten hervor?“

„Jawohl. Künstler müssen immer ein Spielzeug haben. Was brachte Sie übrigens auf die Idee zu diesem Gedicht?“ Und wieder nahm sein Antlitz einen seltsamen Ausdruck an, als gerate ein tiefes Wasser in Bewegung — ganz wie damals, als Muskham vor dem Fochdenkmal mit ihnen sprach.

„Eines Tages werd ich's Ihnen vielleicht erzählen. Wollen wir nicht einen Rundgang machen?“

Beim Abschied sagte er. „Morgen ist Sonntag. Werd ich Sie sehn?“

„Wenn Sie wollen, gewiß.“

„Wie wär's mit dem Zoo?“

„Nein, lieber nicht. Ich hasse Käfige.“

„Ganz recht. Im Holländer-Park beim Kensington-Palast?“

„Ja.“

Zum fünften Mal hatten sie nun für den nächsten Tag ein Stelldichein vereinbart.

Das Ganze kam Dinny wie andauerndes Schönwetter vor. Jeden Abend beim Schlafengehn hofft man, daß der Sonnenschein anhalten werde, und jeden Morgen, wenn man sich den Schlaf aus den Augen reibt, sieht man sich in dieser Erwartung nicht betrogen.

Tag für Tag gab sie ihm auf die Frage: ‚Seh ich Sie morgen?‘ die Antwort: ‚Wenn Sie wollen, gewiß!‘ Tag für Tag verriet sie keinem Menschen ein Sterbenswort davon, wen sie traf, wie und wann sie ihn sah. Das alles fand sie so im Widerspruch zu ihrem sonstigen Wesen, daß sie sich verwundert fragte: ‚Bin ich wirklich dieses Mädchen, das sich heimlich fortstiehlt, einem jungen Mann zu begegnen und in so gehobner Stimmung heimkehrt, als berühre ihr Fuß gar nicht mehr den Boden? Lebe ich in einem langen Traum?‘ Doch im Traum pflegt man ja nicht Tee zu trinken und kaltes Huhn zu verzehren.

Am deutlichsten erkannte sie ihr verändertes Wesen, als Hubert und Jeanne das Haus in der Mount Street betraten, wo sie bis nach Clares Hochzeit zu Gast bleiben sollten. Nach einer Trennung von achtzehn Monaten hatte sie beim Anblick des geliebten Bruders vor Freude beben müssen. Nun aber begrüßte sie ihn unerschütterlich wie ein Fels, ja sie brachte es fertig, ihn ganz kuhl abzuschätzen. Er schien sich ausgezeichnet wohl zu fühlen, sah sonnverbrannt aus, etwas weniger hager, doch gewöhnlicher als zuvor. Dinny wollte sich einreden, das komme von der gesicherten Existenz, der rückgewonnenen Laufbahn, dem Eheleben — doch im

stillen wußte sie nur zu gut, an dieser kühlen Beurteilung des Bruders trug der Vergleich mit Wilfrid Schuld. Plötzlich erkannte sie, Hubert habe noch nie einen tiefen seelischen Zwiespalt erlebt, sei dazu auch gar nicht fähig, trabe als Herdenmensch im alten Gleise weiter und stelle sich keine Fragen. Auch hatte Jeanne ihn ihr entfremdet. Nie mehr konnte Dinny ihm oder er ihr soviel sein wie vor seiner Hochzeit. Jeanne gab sich wie immer frisch und lebenspruhend. Den ganzen Weg von Khartum bis Croydon bei London hatten sie im Flugzeug zurückgelegt und waren nur viermal gelandet. Dinny lauschte augenscheinlich voll Spannung ihrem Bericht vom taglichen Leben dort draußen, stellte aber zu ihrem Staunen fest, daß sie eigentlich kaum hinzuhörte. Auf einmal spitzte sie die Ohren, man hatte Darfur erwähnt. Darfur — war an diesem Ort nicht Wilfrid etwas widerfahren? Sie entnahm dem Gespräch, daß es dort noch immer Anhänger des Mahdi gab. Dann sprach man über Jerry Riven's Charakter. Hubert zeigte sich von der ‚Heidenarbeit‘ begeistert, die Riven im Dienst geleistet. Hernach gab Jeanne etwas zum besten. Die Frau eines höheren Verwaltungsbeamten hatte sich, hieß es, in ihn verliebt und dabei ganz den Kopf verloren; Jerry Riven sollte sich ihr gegenüber recht schlecht benommen haben.

„Na na!“ meinte Sir Lawrence, „Jerry ist nun einmal eine Zigeunernatur, die Weiber sollten eben auf ihre Köpfe besser aufpassen.“

„Stimmt,“ gab Jeanne zu. „Heutzutage ist es ein Unsinn, den Männern die Schuld zu geben.“

„In der guten alten Zeit,“ murmelte Lady Mont, „zogen die Männer auf Eroberung aus und die Frauen wurden gescholten. Heutzutage eröffnen die Weiber die Attacke und der Tadel trifft den Mann.“

Dieser Ausspruch klang so ungemein logisch, daß alle jäh verstummen, da fugte sie plötzlich hinzu: „Ich hab einmal zwei Kamele gesehen — erinnerst du dich noch, Lawrence? Die waren einfach entzückend.“

Jeanne sah ziemlich verdutzt drein, Dinny lächelte.

Hubert nahm das frühere Thema wieder auf. „Wenn ich bedenke, daß Jerry unsere Schwester heiratet —“

„Clare wird es ihm schon heimzahlen,“ meinte Lady Mont. „Ach ja, diese Frauen mit den Adlernasen! Dein Vater, der Pfarrer,“ wandte sie sich dann an Jeanne, „spricht von einer Tasburghnase. Du hast sie nicht, Jeanne, deine krauselt sich. Aber dein Bruder Alan hat etwas davon.“ Und sie blickte Dinny an. „Der ist jetzt auch in China. Hab ich's euch nicht gesagt, er heiratet noch die Tochter eines Steuer-einnehmers?“

„Herrgott, Tante Emily, er hat doch gar nicht geheiratet!“ rief Jeanne.

„Nein. Aber es sind bestimmt sehr nette Mädchen. Nicht wie die Pfarrerstöchter.“

„Danke!“

„Ich spreche ja von jenen Madeln, die im Hydepark Bekanntschaften suchen. Die behaupten doch immer alle, sie seien Pfarrerstöchter. Ich denke, das weiß jeder.“

„Jeanne stammt aber aus einem Pfarrhaus, Tante Emily,“ erklärte Hubert.

„Jetzt ist sie doch schon seit zwei Jahren deine Frau. Wer hat nur den Ausspruch getan: ‚Gehet hin und mehret euch‘?“

„Moses,“ sagte Dinny.

„Warum nehmt ihr euch das nicht zu Herzen?“

Unter Lady Monts prüfendem Blick wurde Jeanne feuerrot. Rasch hob Sir Lawrence an: „Hoffentlich erledigt Hilary diese Geschichte bei Clare auch so prompt wie bei

dir und Jeanne, Hubert. Das war schon ein Geschwindigkeitsrekord.“

„Hilary predigt wundervoll,“ erklärte Lady Mont. „Beim Tod König Eduards sprach er über die Worte: ‚Und Salomon in all seiner Pracht und Herrlichkeit‘ — herzergreifend! Und als Sir Roger Casement im Weltkrieg von uns wegen Hochverrats erschossen wurde — erinnert ihr euch noch? — über den ‚Balken und den Splitter‘ — ein Narrenstreich, diese Hinrichtung, den Balken hatten wir selbst im Auge“

„Wenn ich überhaupt für Predigten etwas übrig hätte,“ meinte Dinny, „dann nur für Onkel Hilarys Predigten.“

„Hast recht,“ fuhr Lady Mont fort, „schon als Kind stibitzte er mehr Gerstenzucker als jeder andre Bub und sah dabei stets wie ein kleiner Engel drein. Dann hoben wir ihn hoch wie ein Hundchen, Tante Wilmet und ich. Wir hofften, er gäbe das Zeug wieder heraus, doch umsonst.“

„Eine nette kleine Brut müßt ihr gewesen sein, Tante Emily.“

„Wir taten unser Bestes. Unser Vater — nicht der himmlische, sondern der irdische — sah zu, daß wir ihm nicht viel vor Augen kamen, und unsere Mutter wußte sich nicht zu helfen, die arme liebe Mutter! Wir hatten eben kein Jota Pflichtgefühl“

„Und jetzt habt ihr alle so viel! Ist das nicht sonderbar?“

„Hab ich denn Pflichtgefühl, Lawrence?“

„Du, Emily? Keine Spur.“

„Hab mir's auch gedacht“

„Meinst du vielleicht, Onkel Lawrence, die Cherrells besaßen im allgemeinen zu viel Pflichtgefühl?“

„Kann man überhaupt zu viel Pflichtgefühl haben?“ fragte Jeanne.

Sir Lawrence klemmte sein Monokel ein.

„Dinny, ich wittere Ketzerei.“

„Pflichttreue wirkt wie Scheuklappen, nicht wahr, Onkel? Vater, Onkel Lionel, Onkel Hilary und selbst Onkel Adrian denken in erster Linie an ihre Pflicht und verschmähen es, die eignen Wünsche zu befriedigen. Sehr edel, allerdings, aber auch sehr langweilig.“

Sir Lawrence ließ das Monokel sinken.

„Deine Familie, Dinny,“ erwiderte er, „ist typischer Beamtenadel. Der hält das britische Weltreich zusammen. Erziehungsanstalten: Osborne, Sandhurst — ja, und noch manche andere. Das beginnt schon daheim in der Kinderstube, erbt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Schon mit der Muttermilch wird dieser Geist eingesogen, treue Dienste für Kirche und Staat — sehr interessant, bewunderungswürdig.“

„Besonders, wenn man es dadurch zu einem schönen Posten bringt,“ murmelte Dinny.

„Pst!“ mahnte Hubert, „wer wird beim Dienst fürs Vaterland an so was denken!“

„Du freilich nicht, du hast ja deinen Posten; wenn es aber nötig wäre, gabst du dir schon ordentlich Muhe.“

„Was meinst du damit, Dinny?“ fragte Sir Lawrence. „Willst du damit sagen, wenn den Dienern des Staats Gefahr droht, denken sie: ‚Wir lassen uns nicht beiseite schieben, wir sind der Staat!‘?“

„Sind sie wirklich der Staat, Onkel?“

„In welcher ketzerischen Gesellschaft bewegst du dich jetzt, meine Liebe?“

„O, in gar keiner! Es kommen einem nur manchmal solche Gedanken.“

„Furchtbar deprimierend!“ meinte Lady Mont. „Diese russische Revolution undso weiter.“

Dinny merkte, daß Hubert sie prüfend ansah, als denke er: „Was ist denn nur in sie gefahren?“

„Einen Nietnagel kann man freilich jederzeit herausziehen,“ sagte er, „aber der Karren verliert dann ein Rad.“

„Sehr richtig!“ meinte Sir Lawrence, „es ist wirklich ein Irrtum, zu glauben, man könne einen Gesellschaftstyp ohne weiters durch einen andern ersetzen oder rasch einen neuen schaffen. Der Sahib wird geboren, nicht ernannt, ihn züchten Herkunft und Milieu.“

„Nein,“ sagte Lady Mont, „ich tu's nicht.“

„Was, Tante Emily?“

„Am Mittwoch Champagner trinken, ekelhaftes, schaumiges Zeug.“

„Muß durchaus Champagner auf den Tisch, Tantchen?“

„Blore wird nicht locker lassen, er ist so gewöhnt, ihn bei solchen Anlässen zu servieren. Wenn ich's ihm noch so oft sage, es gibt d o c h Champagner.“

„Hast du in der letzten Zeit von Hallorsen gehört, Dinny?“ fragte Hubert unvermittelt.

„Seit Onkel Adrians Rückkehr nicht mehr. Er halt sich jetzt vermutlich in Zentralamerika auf.“

„Wahrhaftig, ein stattlicher Mann,“ erklärte Lady Mont. „Hilary hat zwei Töchterchen, dazu Sheila, Celia und Klein-Anne — macht fünf. Bin froh, daß du nicht als Brautjungfer gehst — dreimal Brautjungfer, ewig Jungfer!“

Dinny lehnte sich zurück, das Licht beschien ihren Hals.

„Einmal Brautjungfer — das ist genug fürs Leben, Tante Emily . . .“

Als sie am nächsten Vormittag Wilfrid in der Wallacegalerie traf, fragte sie ihn:

„Möchten Sie morgen zu Clares Hochzeit kommen?“

„Hab weder Frack noch Zylinder, hab beides Stack geschenkt.“

„Ich entsinne mich noch ganz genau, Sie trugen damals eine graue Krawatte und eine Gardenie.“

„Und Sie ein meergrünes Kleid.“

„Nilgrün. Möchten Sie nicht meine Familie kennenlernen? Morgen wird sie vollzählig erscheinen, wir könnten später über sie plaudern.“

„Ich werd mich unter die Neugierigen mischen und außer Sehweite bleiben.“

„Ich seh dich doch!“ dachte Dinny. So verging bis zum nächsten Wiedersehn wenigstens kein ganzer Tag!

Mit jeder neuen Begegnung schien er weniger rastlos und zwiespältig. Bisweilen betrachtete er sie so aufmerksam, daß ihr Herz zu klopfen anhub. Sah aber sie ihn an, was meist nur in unbeobachteten Augenblicken geschah, so war sie ängstlich bemüht, möglichst unbefangen dreinzuschauen. Zum Glück hatte man das vor den Männern voraus, man wußte immer gleich, wenn sie einen ansah, und konnte sie unmerkelt betrachten!

Beim Abschied sagte er: „Kommen Sie doch Donnerstag wieder nach Richmond! Ich hole Sie vom Fochdenkmal ab, wie neulich, um zwei.“

Und sie erwiderte: „Ja.“

SECHSTES KAPITEL

Clare Cherrells Trauung in der Kirche der vornehmen Welt auf dem Hanover Square war ein mondanes Ereignis und nahm in der Rubrik ‚Gesellschaft‘ gewisser Blätter samt der Liste der Gäste eine Viertelspalte in Anspruch.

„Das wird die beiden aber freuen!“ sagte Dinny.

Clare traf mit den Eltern am Vorabend aus Condaford in der Mount Street ein. Dinny kam mit Lady Cherrell erst kurz vor dem Brautpaar in die Kirche, sie war bis zum letzten Augenblick um die jüngere Schwester bemüht gewesen und empfand eine Ruhrung, die sie unter der Maske des Humors verbarg. Sie hielt sich ein wenig im Hintergrund des Kirchenschiffes auf, um mit einem alten Bediensteten zu sprechen, und erspahte Wilfrid. Ganz hinten, auf der Seite der Braut saß er und blickte nach Dinny. Rasch lächelte sie ihm zu, schritt durch das Kirchenschiff und setzte sich neben die Mutter vorn in den Betstuhl. Michael wisperte ihr im Vorbeigehn zu:

„Leute in Massen, nicht wahr?“

Wahrlich, es gab ihrer genug! Clare war bekannt und beliebt, Jerry Riven noch bekannter, wenn auch nicht ganz so beliebt. Dinnys Blick glitt über das Publikum, anders konnte man diese Versammlung kaum bezeichnen. Die unregelmäßigen Gesichter dieser Leute schienen seltsam charakteristisch, trugen keinen gemeinsamen Stempel. Alle hatten offenbar ihre eignen Ansichten und Überzeugungen. Die

Männer bildeten keinen besondern Typ, wiesen nicht jene Gleichförmigkeit auf, die für deutsche Staatsbeamte so bezeichnend ist. Im vordern Kirchenstuhl saßen außer Dinny und ihrer Mutter noch Hubert, Jeanne, Onkel Lawrence und Tante Emily; in der Bank hinter ihnen befanden sich Adrian, Angela, Mrs. Hilary und Lady Alison, Onkel Lionels Frau. Zwei oder drei Reihen weiter hinten gewahrte Dinny Jack Muskham; er schien stattlich, elegant und ziemlich gelangweilt. Als er ihr zunicke, dachte sie: „Komisch, daß er sich meiner noch erinnert!“

Auch auf der Seite des Brautigams war das Kirchenschiff mit Leuten bevölkert, deren Gesichter und Gestalten ebenso verschiedenes Gepräge trugen. Abgesehen von Jack Muskham, dem Brautigam und seinem Trauzeugen, schien kaum einer der Herren Wert auf elegante Kleidung zu legen. Doch Dinny las in ihren Zügen, daß alle in bestimmten Traditionen verankert waren. Kein einziges dieser Gesichter wirkte auf sie wie Wilfrids Antlitz, spiegelte wie das seine innere Kämpfe, Disharmonie, Vertrautsein, Leid und Sehnsucht nach der Wahrheit. „O ich Phantastin!“ dachte sie und ihr Blick blieb auf Adrian ruhn, der unmittelbar hinter ihr saß. Ein stilles Lächeln umspielte seinen Mund über dem Ziegenbart, der sein braunes, langes Gesicht noch länger machte. „Wie lieb er nur aussieht!“ fuhr es ihr durch den Sinn, „nicht so eingebildet, wie die Träger solcher Spitzbarte sonst zumeist sind. Für mich ist und bleibt er der netteste Mann der Welt!“ Dann flüsterte sie: „Eine schöne Sammlung von Gebenen, Onkel.“

„Dein Skelett mocht ich haben, Dinny!“

„Mich wird man verbrennen und die Asche in den Wind streuen. Pst!“

Da trat der Chor ein, von den zelebrierenden Priestern gefolgt. Jerry Riven wandte sich um. Diese Lippen mit dem

katzenhaften Lächeln unter dem schmalen Schnurrbart, diese scharfgeschnittenen Züge, die kühnen, gierigen Augen! Plötzlich dachte Dinny bestürzt: ‚Clare! Wie konnte sie nur diesen —! Ach was, das wurde ich ja von jedem andern auch sagen, bis auf den einen. Ich werde kindisch!‘ Dann schwebte Clare am Arm ihres Vaters durch das Kirchenschiff zum Altar. Ein prächtiger Anblick, wahrhaftig! In jaher Erregung spurte Dinny ein Würgen in der Kehle und ließ ihre Hand in die der Mutter gleiten. Arme Mutter, sie war totenblaß. Zu dumm, dieses ganze Getue! Die Leute mußten es um jeden Preis lang, anstrengend und rührselig machen. Gottlob, Vaters alter schwarzer Frack sah wirklich noch ganz anständig aus — Dinny hatte die Flecken mit Ammoniak weggeputzt; und Vater stand da wie einstmals bei einer Truppenchau. Wenn jetzt einer der Knöpfe auf Onkel Hilarys Rock nicht blank geputzt wäre, würde er es sofort entdecken. Aber Onkel Hilary trug ja keine Uniformknöpfe! Furs Leben gern wäre Dinny weiter hinten neben Wilfrid gestanden. Der hatte jetzt gewiß so nette, ketzerische Einfälle und sie konnten einander durch vielsagendes Lächeln erheitern.

Und die Brautjungfern! Hilarys Töchter, ihre Kusinen Monica und Joan, schlank und rank. Die kleine Celia Moriston, einem blonden Seraph gleichend (wenn Seraphim weiblich sind), Sheila Forest, brunett und lebenspruhend, und die kugelrunde kleine Anne.

Als Dinny niedergekniet war, fand sie ihre Ruhe wieder. Sie entsann sich noch der Kindertage, da sie und Clare im Nachthemd nebeneinander vor dem Bett zu knien pflegten, Clare, ein kleiner dreijähriger Stöpsel, sie selbst ein ‚großes Mädels‘ von sechs Jahren. Sie hatte mit Vorliebe das Kinn auf den Bettrand gestützt, um die Knie zu entlasten. Und wie süß Clare nur aussah, wenn sie betend die Hände hob

wie das Kind auf dem Reynolds-Gemälde! ‚Dieser Kerl,‘ dachte Dinny, ‚macht ihr noch Kummer! Das weiß ich ganz bestimmt!‘ Und ihre Gedanken wanderten wieder zu Michaels Hochzeit vor zehn Jahren. Hier, im selben Dom hatte sie auch damals gestanden, kaum drei Schritt von dem Platz, wo sie jetzt kniete, neben irgendeinem unbekannten Mädchen, einer Verwandten Fleurs. Und mit der aufgeregten Neugier der Jugend war ihr Blick in die Runde geschweift und schließlich an Wilfrid hängen geblieben, der sich etwas abseits hielt und Michael betrachtete. Der arme Michael! Im Übermaß des Triumphs hatte er an diesem Tag geradezu verstört dreingesehnt! Dinny entsann sich noch ganz deutlich ihres Einfalls: ‚Michael und sein gesturzter Engell!‘ In Wilfrids Antlitz hatte sie damals einen Zug gelesen, als sei er ausgeschlossen von allem Glück, einen bittern und doch lebenshungrigen Blick. Es war im zweiten Jahr nach dem Friedensschluß gewesen und Dinny wußte jetzt, welch schwere Enttäuschung, ja welchen Nervenzusammenbruch Wilfrid nach dem Krieg erlitten hatte. In den beiden letzten Tagen hatte er ganz freimutig mit ihr gesprochen, ja sogar mit spöttischem Humor seiner Leidenschaft für Fleur gedacht, einer Leidenschaft, die ihn dazu getrieben, nach dem Orient zu entfliehen. Dinny, die bei Kriegsausbruch erst zehn gewesen war, entsann sich eigentlich nur noch, daß Mutter stets Sorge um den Vater gehabt, die ganze Zeit über gestrickt hatte und eine Art Sockendepot gewesen war; daß jedermann die Deutschen haßte; daß man ihr Bonbons zu essen verbot, weil sie mit Sacharin gesüßt waren; und schließlich erinnerte sie sich an ihre Aufregung und ihren Kummer, als Hubert in den Krieg zog und nur selten Nachricht gab. Durch Wilfrid hatte sie in den letzten Tagen erst so recht erfahren, was der Krieg für jene bedeutet hatte, die wie er und Michael Jahre hindurch

sein Grauen erleben mußten. Mit seiner Gabe, allen Empfindungen lebendigen Ausdruck zu leihen, hatte er ihr das Gefühl des Entwurzeltseins geschildert, die Umwertung aller Werte und das tiefe Mißtrauen gegen alles, was Zeit und Überlieferung geprägt und geheiligt hatten. Er habe jetzt den Krieg überwunden, sagte er. Nun, das mochte er wohl glauben, doch noch immer schienen ihr seine seelischen Wunden nicht ganz verheilt. Nie sah sie ihn, ohne das Verlangen zu fühlen, mit kühler Hand über seine Stirn zu streichen.

Jetzt waren die Ringe gewechselt, die schicksalsschweren Worte gesprochen, die Ermahnungen des Priesters beendet, Brautpaar und Trauzeugen verschwanden in die Sakristei. Hubert und die Mutter folgten. Dinny saß reglos da, ihr Blick hing an dem Fenster über dem Altar. Ehe! Unmögliche Institution — nur mit e i n e m Wesen ertraglich!

Da flüsterte ihr eine Stimme ins Ohr:

„Dinny, leih mir dein Taschentuch! Das meine trift und dein Onkel hat ein blaues.“

Dinny reichte ein Batisttuchlein hinüber und puderte sich heimlich die Nase.

„Laß dich nur ja in Condaford trauen,“ fuhr die Tante fort, „all diese Leute hier — so eine Plage — an alle soll man sich erinnern, was sie sind und was sie nicht sind. Das war seine Mutter, nicht wahr? Die lebt also auch noch!“

„Soll ich noch rasch einen Blick auf Wilfrid werfen?“ überlegte Dinny.

„Bei meiner Hochzeit,“ wisperte ihre Tante, „küßten mich alle, kunterbunt durcheinander. Ich kannte ein Madel, das hat nur deshalb geheiratet, um vom Trauzeugen des Bräutigams einen Kuß zu bekommen. Aggie Tellusson. Aber wer weiß, ob es wahr ist! Da kommen sie zurück!“

Jawohl, da kamen sie! Wie gut kannte Dinny dies bräut-

liche Lächeln! Wie konnte nur Clare so empfinden, sie war ja nicht mit Wilfrid verheiratet! Dinny folgte hinter Vater und Mutter an Huberts Seite, der ihr zuflüsterte: „Kopf hoch, Madel! Sie hätt eine schlimmere Wahl treffen können!“ Sie druckte seinen Arm, doch ein Geheimnis, das sie ganz erfüllte, schied sie von ihm. Da sah sie, wie Wilfrid, die Arme verschränkt, nach ihr blickte. Wieder lachelte sie ihm freundlich zu, dann verschwamm ihr alles vor den Augen, bis sie wieder in der Mount Street war und Tante Emily in der Tur des Empfangszimmers sagen horte:

„Dinny, bleib bei mir und zwick mich rechtzeitig in den Arm!“

Dann kam der Einzug der Gäste, begleitet von Lady Monts Kommentar.

„Es ist wirklich seine Mutter — sieht aus wie ein geraucherter Hering... Da ist Henny Bentworth!... Henny, Wilmet ist auch da, hat noch ein Huhnchen mit dir zu pflücken... Guten Tag! Ach ja — so ermüdend!... Guten Tag! Er hat ihnen so nett die Ringe angesteckt, nicht wahr? Wirklich, wie ein Taschenspieler!... Dinny, wer ist das?... Guten Tag! Reizend!... Dort druben sind die Geschenke, bei dem Mann mit riesengroßen Schuhen, er gibt sich ja redlich Muh, daß man ihn nicht als Detektiv erkennt. Wahrhaftig, zu dumm! Aber man will ja doch die Geschenke zeigen... Guten Tag! Sie sind Jack Muskham? Lawrence traunte unlangst, Sie wären zersprungen... Dinny, hol mir doch Fleur, die kennt alle Welt.“

Dinny ging Fleur suchen und fand sie im Gespräch mit dem Bräutigam.

Als sie zur Tür zurückkamen, sagte Fleur: „Ich sah Wilfrid Desert in der Kirche. Wie kam er nur hin?“

Wirklich, Fleur hatte doch zu scharfe Augen!

„Ah, da bist du ja!“ rief Lady Mont. „Welche von den dreien, die da kommen, ist die Herzogin? Die Bohnenstange, so? Ah! . . . Guten Tag! Ja, reizend! Sehr strapaziös, so eine Hochzeit! Fleur, fuhr doch die Herzogin zu den Geschenken hinüber, sie soll sich ein paar nehmen! . . . Guten Tag! Nein, mein Bruder Hilary. Er macht seine Sache gut, nicht wahr? Lawrence behauptet, er versteht's. Nehmen Sie doch, bitte, ein Eis! Unten . . . Dinny, will die auch Geschenke klauen? O, guten Tag, Lord Beevenham! Meine Schwagerin sollte eigentlich den Empfang besorgen, aber sie ist ausgekniffen. Ja, Jerry ist auch drin . . . Dinny, wer sagt doch nur: ‚Ein Trunk! Ein Trunk!‘? Hamlet? Der sagt so viel. Also nicht Hamlet? . . . O, guten Tag! . . . Guten Tag! . . . Wie geht's? Oder geht's nicht? Solch ein Gedrange! . . . Dinny, dein Taschentuch!“

„Ich hab es ein wenig mit Puder bestäubt, Tantchen.“

„Da! Seh ich jetzt vielleicht scheckig aus? . . . Guten Tag! Ist nicht die ganze Sache blöd? Als ob denen an irgendwas lage, außer an ihnen selbst! . . . O, da ist ja Adrian! Ach mein Lieber, deine Krawatte sitzt schief! Dinny, zieh sie doch grade! . . . Guten Tag! Ja, sie sind drin. Ich mag Blumen bei Begrabnissen nicht leiden. Die armen Dinger liegen da und welken . . . Was macht Ihr lieber Hund? Was, Sie haben gar keinen! Verstehe! . . . Dinny, du hattest mich zwicken sollen . . . Guten Tag! Guten Tag! Eben hab ich meiner Nichte gesagt, sie hätt mich zwicken sollen. Haben Sie ein gutes Personengedächtnis? Nein? Zu nett! Guten Tag! Guten Tag! Guten Tag! Alle guten Dinge sind drei, Dinny, wer ist denn dieser Stöpsel? O! . . . Guten Tag! Sie sind also hier? Ich dachte, Sie wären in China . . . Dinny, erinnere mich, daß ich deinen Onkel frage, ob es wirklich China war. Er hat mich so unverschämt an-

geglotzt! Dinny, könnt ich mich nicht jetzt aus dem Staub machen? Wer gebraucht doch nur immer diese Redensart? Dinny, erinnere Blore an die Getränke! Da flattert schon wieder eine Schnepfenkette auf! Guten Tag! ... Guten Tag! ... Tag! ... Tag! ... Guten ... Ganz reizend! ... „Schert euch zum Teufel!“ wollt ich sagen, Dinny!“

Auf ihrem Botengang zu Blore kam Dinny an Jeanne vorbei, die sich gerade mit Michael unterhielt, und fragte sich, woher dieses lebhaftes, braune Geschöpf nur die Geduld nahm, in diesem Schwarm herumzustehn. Nachdem sie Blore gefunden hatte, kam sie zu den beiden zurück. Michaels eigenartiges Gesicht, das Dinny von Jahr zu Jahr besser gefiel, offenbar weil es immer mehr den Stempel der Gutmutigkeit trug, sah gequält und unglücklich drein.

„Jeanne, das kann ich nicht glauben!“ horte sie ihn sagen.

„Man schwatzt aber in allen Basaren davon,“ erklärte Jeanne. „Wo Rauch ist, dort ist auch Feuer.“

„Hm, nicht immer. Jedenfalls ist er jetzt wieder in England. Fleur hat ihn heut in der Kirche gesehn. Ich werd ihn fragen.“

„Ich an deiner Stelle tät es nicht,“ erwiderte Jeanne. „Wenn es wahr ist, dann wird er dir’s wahrscheinlich selbst erzählen, und ist es nicht wahr, so hast du ihn nur unnutz gekränkt.“

So, sie sprachen also von Wilfrid! Wie konnte sie es nur herausbekommen, ohne ihr Interesse für ihn zu verraten? Dann fuhr es ihr durch den Sinn: „Einerlei, ich mag von ihnen nichts hören. Er selbst muß mir alles Wichtige sagen. Von andern will ich’s nicht erfahren.“ Aber sie fühlte sich bestürzt, denn ihr Instinkt verriet ihr, daß ein schweres seelisches Erlebnis auf ihm lastete.

Die leeren Phrasen waren abgeleiert, die Braut war gegangen. Dinny ließ sich im Arbeitszimmer ihres Onkels auf einen Stuhl fallen — dieser Raum allein schien unberührt geblieben. Ihre Eltern waren nach Condaford zurückgefahren, zu ihrer Überraschung wollte Dinny sie nicht begleiten. Es sah ihr so gar nicht ähnlich, daß sie von London nicht loskam, jetzt, da zu Hause Tulpen und Flieder knospten und die Apfelbäume von Tag zu Tag voller erbluhten. Doch der Gedanke, Wilfrid auch nur einen Tag nicht zu sehn, schien ihr einfach unertraglich.

„Das hat mich ordentlich gepackt!“ dachte sie, „mehr, als ich es für möglich gehalten hatte. Was steht mir da noch bevor?“

Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen, da vernahm sie die Stimme ihres Onkels.

„Ah, Dinny! Wie freut mich dein Besuch nach dieser Invasion! Und alles in vollem Kriegszustand! Hast du auch nur ein Viertel der Besucher gekannt? Warum müssen die Leute auf alle Hochzeiten laufen? Auf dem Standesamt oder unter den Sternen — die einzige Art, anständig zu heiraten. Deine arme Tante ist zu Bett gegangen. Da hat doch der Islam viel für sich, wenn es jetzt auch für modern gilt, sich auf eine Frau zu beschränken und diese eine nicht in den Harem zu sperren. Da fällt mir eben ein, über den jungen Desert geht das Gerücht um, er habe den Glauben des Propheten angenommen. Hat er dir gegenüber etwas davon erwähnt?“

Erschreckt hob Dinny den Kopf.

„Ich weiß nur von zwei Europäern, die im Orient zum Islam übertraten, beide waren Franzosen und wollten sich einen Harem halten.“

„Das Haremsleben ist lediglich eine Frage des Geldbeutels, Onkel.“

„Dinny, du wirst ja gradezu zynisch. Die Menschen sehn ihr Vergnügen gern von der Religion gebilligt. Doch das war wohl kaum Deserts Beweggrund. Ein wablerischer Kerl, wenn ich mich recht entsinne.“

„Onkel, was liegt eigentlich an der Religion, solange man es verschmaht, sie andern aufzudrängen?“

„Na, die Ansichten mancher Moslems über die Frauenrechte sind ein wenig barbarisch. Wenn der Gatte sie auf Untreue ertappt, kann er sie einmauern lassen. Als ich in Marakesh war, kannte ich einen Scheich — unheimliche Geschichte!“

Dinny schauerte zusammen

„Seit grauen Zeiten,“ fuhr Sir Lawrence fort, „trägt die Religion an den entsetzlichsten Greueltaten Schuld, die je geschahn. Mocht wirklich wissen, ob der junge Desert das nur getan hat, um sich Zutritt nach Mekka zu verschaffen. Mir scheint, er glaubt an gar nichts. Freilich kann man das nie wissen — er stammt ja aus einer seltsamen Familie.“

„Ich kann und mag nicht mit ihm darüber sprechen,“ dachte Dinny.

„Wieviel Leute sind heutzutage noch wirklich gläubig, Onkel?“

„Im nördlichen Abendland, sehr schwer zu sagen. In England vielleicht zehn bis fünfzehn Prozent der Erwachsenen. In Frankreich und den Ländern des Sudens, wo es noch einen Bauernstand gibt, sind ihrer wohl mehr — wenigstens dem äußern Anschein nach.“

„Und die Leute, die nachmittags hier waren?“

„Die meisten von ihnen wären entrustet, wenn du ihnen sagtest, sie seien keine Christen, doch noch weit mehr, wenn du ihnen rietest: ‚Geh hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen!‘“

„Bist du ein Christ, Onkel Lawrence?“

„Nein, meine Liebe, eher ein Anhänger des Confucius, dessen Lehre, wie du weißt, sich auf ethische Grundsätze beschränkt. Die meisten Leute unserer Kreise folgen eher Confucius als Christus, freilich, ohne sich darüber im klaren zu sein. Ahnenkult, Tradition, Ehrfurcht vor den Eltern, Standesmoral, Selbstbeherrschung, Scheu vor Aufdringlichkeit, gütige Behandlung von Tieren und Untergebenen, Gleichmut gegen Leiden und Tod.“

„Was kann man schließlich mehr verlangen?“ murmelte Dinny und zog die Nase kraus, „außer vielleicht noch Liebe zum Schönen?“

„Liebe zum Schönen? Das ist Temperamentsache.“

„Doch trennt nicht gerade das die Menschen mehr als alles andre?“

„Gewiß, aber nolens volens. Liebe zu einem schönen Sonnenuntergang läßt sich nicht erzwingen.“

„Onkel Lawrence, du bist doch ein Weiser, deine junge Nichte erkennt es an. Jetzt mach ich einen kleinen Spaziergang, um den Hochzeitskuchen zu verdauen.“

„Ich bleib hier, Dinny, und schlaf mir den Champagner-schwips aus.“

Dinny ging einen weiten Weg. Seltsam, so allein herumlaufen zu müssen. Doch die Blumen des Hydeparks waren schön, still und glitzernd lagen die Wasser des Serpentinenteichs da, auf den Kastanienbäumen schimmerten die Blütenkerzen. Und wie traumverloren schritt sie hin und ihr Träumen galt der Liebe.

SIEBENTES KAPITEL

„Wenn du Vertrauen hast, Dinny, willst du mich nicht heiraten?“ fragte Wilfrid sie unvermittelt an jenem zweiten Nachmittag auf einer Bank im Richmond-Park.

Hatte sie ihm vorher ihre Liebe irgendwie verraten? Unmöglich wußte sie das später zu sagen.

Seine Worte hatten ihr den Atem geraubt, sie wurde stets blasser. Plötzlich schoß ihr das Blut in die Wangen.

„Ich begreife kaum, wie du mich das fragen kannst. Du weißt ja nichts von mir.“

„Du bist wie das Morgenland, man liebt es auf den ersten Blick oder nie — und nie lernt man es ergründen.“

Dinny schüttelte den Kopf: „Aber ich bin doch nicht so unergründlich.“

„Ganz begreifen werd ich dich nie, so wenig wie jene Gestalten im Treppenhaus des Louvre. Bitte, gib mir Antwort, Dinny.“

Sie legte ihre Hand in seine, nickte und sprach: „Eine Blitzverlobung!“

Da druckte er einen langen Kuß auf ihren Mund. Als er sie freigab, schwand ihr das Bewußtsein.

So seltsam war es ihr noch nie im Leben ergangen. Fast im nächsten Augenblick kam sie zu sich und sagte ihm das.

„Etwas Schöneres hattest du gar nicht tun können!“

Früher war ihr sein Antlitz sonderbar erschienen, doch wie verändert war es jetzt! Die sonst so verächtlich zusammen-

gepreßten Lippen bebten, halb geöffnet, sein Blick hing glühend an ihr. Dann hob er die Hand, strich sich das Haar zurück und dabei gewahrte Dinny zum ersten Mal eine Narbe auf seiner Stirn unterm Haaransatz. Sonne, Mond und Sterne, das Rad der Schöpfung stand still, während sie einander in die Augen sahn.

Endlich sagte sie:

„Das alles kommt so ungewöhnlich, ohne Werben, ja sogar ohne Verführung.“

Er lachte und schlang den Arm um sie. Dinny flüsterte: „Eine Wolke von Glück spann die beiden ein.“ Meine arme Mutter!“

„Ist sie eine liebe Frau?“

„Herzensgut. Zum Glück hängt sie sehr an Vater.“

„Wie ist denn dein Vater?“

„Der netteste General unter der Sonne.“

„Der meine ist ein Einsiedler. Na, du wirst nichts mit ihm zu schaffen haben. Mein Bruder ist ein Esel. Meine Mutter brannte durch, als ich ein dreijähriger Bub war. Schwestern hab ich keine. Dinny, du wirst deine liebe Not haben mit einem unangenehmen, brutalen Vaganten, wie ich es bin.“

„Wohin du gehst, dahin geh auch ich.“ Aber der alte Herr dort druben hat uns, scheint mir, eräugt. Da sendet er wohl eine Beschwerde an die Zeitungen über die haarsträubenden Szenen, die man im Richmond-Park zu sehn bekommt.“

„Tut nichts!“

„Tut gar nichts. Diese erste Stunde des Glücks erlebt man nur einmal und ich dachte schon, ich wurde sie nie erleben.“

„Warst du noch nie verliebt?“

Dinny schüttelte den Kopf.

„Wie wunderbar! Wann feiern wir Hochzeit, Dinny?“

„Meinst du nicht auch, unsere Familien sollten es erst erfahren?“

„Allerdings. Die werden aber nicht wollen, daß du mich heiratest.“

„Junger Herr, Ihr seid von höherm Adel.“

„Wer kann einer Familie den Rang ablaufen, die ins zwölfte Jahrhundert zurückreicht? Unser Stammbaum läßt sich nur bis ins vierzehnte verfolgen. Ein Nomade und ein Dichter — noch dazu ein Dichter so bitterer Verse! Deine Leute werden wittern, daß ich dich nach dem Orient entführen will. Auch hab ich ja nur funfzehnhundert Pfund im Jahr und fast gar keine Aussichten.“

„Funfzehnhundert Pfund! Mir kann Vater vielleicht zweihundert zulegen — wie Clare.“

„Gott sei Dank, daß dein Geld kein Hindernis ist.“

Dinny wandte sich ihm zu, in ihrem Blick lag ruhrendes Vertrauen.

„Wilfrid, ich hab gehört, du seist zum Islam übergetreten. Mir wurde das gar nichts machen.“

„Den Deinen aber bestimmt.“

Seine Miene war herb und duster geworden. Fest schloß sie seine Hand in ihre Hande.

„Steckt hinter dem Gedicht ‚Der Leopard‘ eigenes Erleben?“

Er versuchte, ihr die Hand zu entziehen.

„Sag mir’s doch!“

„Ja. Dort draußen in Darfur. Fanatische Araber. Ich schwor das Christentum ab, um meine Haut zu retten. So, jetzt kannst du einen Stein auf mich werfen, Dinny.“

Mit aller Kraft zog sie seine Hand an ihr Herz.

„Was du getan hast oder nicht, gilt mir gleich. Du bist

du!“ Zu ihrem Schreck und Trost fiel er ihr zu Füßen und barg sein Gesicht in ihrem Schoß.

„Liebster!“ rief sie, und Zärtlichkeit, der Trieb, ihn zu beschützen, drängte die Leidenschaft fast ganz zurück.

„Weiß jemand davon außer mir?“

„Man schwatzt in den Basaren von meinem Übertritt, hält ihn jedoch für freiwillig.“

„Ich weiß, es gibt so manches, wofür du in den Tod gingst, Wilfrid. Das genügt mir. Einen Kuß!“

Bei diesem Kuß schwand beiden fast die Besinnung.

Der Nachmittag verrann, sie blieben sitzen, schräg fielen die Schatten der Eichen, die flirrenden Sonnenstrahlen wichen von den jungen Famen; langsam schritt ein Reh zur Tränke. Auf dem klaren, zartblauen Abendhimmel schwammen weiße Wolken, die Vorboten heitrer Tage; in sachten Wellen drang ein frischer Duft von Farnen und Kastanienblüten herüber, langsam fiel der Tau. Die frische, wurzige Luft, der tiefgrüne Rasen, die blaue Weite, die knorrigen, plumpen Gestalten der Eichen machten diese Stunde so idyllisch, wie sie Liebende nur in England erleben können.

„Wenn wir noch länger sitzen bleiben, beginne ich zu schwärmen,“ sagte Dinny endlich. „Ach Liebster, sieh, schon fällt der Abendtau.“

Spät abends im Empfangszimmer in der Mount Street sagte Tante Emily unerwartet:

„Lawrence, sieh dir doch Dinny an! Dinny, du bist verliebt.“

„Tante, du entringst mir das Geständnis: Ich bin's.“

„In wen?“

„Wilfrid Desert.“

„Wie oft hab ich Michael gesagt: ‚Dieser junge Mann gerät noch in die Patsche.‘ Liebt er dich auch?“

„Er ist so freundlich, es zu behaupten.“

„Du meine Güte! Ich muß ein Glas Limonade trinken!
Wer von euch hat den Antrag gemacht?“

„Eigentlich er.“

„Sein Bruder soll kinderlos sein.“

„Allmächtiger, wohin denkst du, Tante!“

„Was ist schon dabei? Einen Kuß!“

Doch über die Schulter der Tante sah Dinny nach dem Onkel. Er sprach kein Wort.

Später, als sie hinter den beiden das Zimmer verlassen wollte, hielt er sie zurück.

„Dinny, wo hast du deine Augen?“

„Ich seh ganz klar. Ich kenne ihn schon neun Tage.“

„Ich mag nicht den strengen Onkel spielen, aber kennst du auch die Schattenseiten?“

„Seine Religion, die Geschichte mit Fleur, der Orient?
Was noch?“

Sir Lawrence zuckte die magern Schultern.

„Die Sache mit Fleur liegt mir noch immer schwer im Magen. Wer dem Mann, dessen Trauzeuger er gewesen, so etwas antut, ist kein treuer Freund.“

Dinny schoß das Blut in die Wangen.

„Nicht aufregen, liebes Kind, wir alle haben dich viel zu lieb.“

„Onkel, er hat über alles rückhaltlos mit mir gesprochen.“

Sir Lawrence seufzte.

„Da sag ich lieber nichts. Aber ich bitte dich, überleg dir, was du tust. Ich kenne eine besonders feine Porzellanart, die läßt sich kaum kitten. Und du bist von der gleichen Sorte, Dinny.“

Sie lächelte, ging in ihr Zimmer hinauf und augenblicklich schweiften ihre Gedanken zu den Nachmittagsstunden zurück.

Vorüber war ihr Unvermögen, sich den Rausch der Liebe vorzustellen, vorüber die Scheu, ihre Seele einem andern Wesen zu erschließen. Alle Liebesromane, die sie je gelesen, alle Liebesgeschichten, die sich in ihrer Umgebung abgespielt, schienen ihr matt und farblos im Vergleich zu dem eigenen Erleben. Und dabei kannte sie Wilfrid erst neun Tage — bis auf jenen Blick vor zehn Jahren. War sie die ganze Zeit her von einem sogenannten ‚Komplex‘ besessen? Oder kam die Liebe immer wie ein Blitz? Eine wilde Blume, vom Sturmwind gesat?

Lange saß sie halbentkleidet da, gesenkten Haupts, die Hände zwischen den Knien, in berauschte Erinnerung verloren, und das seltsame Gefühl überkam sie, alle Liebenden der ganzen Welt weilten in ihr und mit ihr auf diesem bei der Firma Pullbred, Tottenham Court Road, erstandnen Bett.

ACHTES KAPITEL

Schloß Condaford schien dieser Liebesbund nicht zu gefallen; es hüllte sich in grauen Regen, als beweine es den Verlust seiner beiden Tochter.

Dinny fand Vater und Mutter eifrig drauf bedacht, über den Abschied von Clare schweigend hinwegzugehn, und hoffte, sie würden sich in ihrem Fall ebenso tapfer zeigen. Sie erklärte, sie spüre noch immer die Stadtluft, warf den Regenschirm um und ging vor der Enthüllung des Geheimnisses eine Weile spazieren. Hubert und Jeanne wurden zum Abendessen erwartet, Dinny wollte dann sprechen und so mehrere Fliegen mit einem Schlag treffen. Die Tropfen auf den Wangen, der würzige Duft, die frischbelaubten Bäume und der Kuckucksruf labten Körper und Sinne, doch das Herz tat ihr dabei ein wenig weh. Sie betrat ein Gehölz und schritt einen Jagdweg entlang. Hier standen Buchen und Haselstraucher, ab und zu auch eine englische Eibe, der Boden war Kreidegestein. Kein Laut ringsum, nur das unablässige Hammern eines Spechts, noch fiel der Regen nicht so dicht, daß er auf den Blättern rauschte. Seit den Kindertagen war sie erst dreimal im Ausland gewesen, in Italien, Paris und den Pyrenäen, und sooft sie heimkam, gewann sie England und Condaford lieber denn je. Von nun an fuhrte ihr Pfad hinaus in die weite Welt, wer weiß wohin. Dort druben gab es gewiß Sand, Feigenbäume, Gestalten am Brunnen, flache Dächer, den Ruf der Muezzins, Augen, die durch

dichte Schleier blickten. Bestimmt aber würde auch Wilfrid vom Zauber Condaforde nicht unberührt bleiben und nichts dagegen einwenden, daß sie ab und zu einige Zeit in der Heimat verbrachten. Sein Vater lebte auf einem historischen Schloß, das aber halb versperrt blieb, nie Fremden gezeigt wurde und jedermann das Gruseln lehrte. Außer London und Eton schien Wilfrid von England nichts anderes als dieses Schloß zu kennen, denn er war vier Jahre im Krieg und acht Jahre im Morgenland gewesen.

„Meine Aufgabe ist es,“ dachte sie, „ihm England zu zeigen, seine, mir den Orient zu erschließen.“

Ein Sturm im letzten November hatte ein paar Buchen umgerissen, ihre mächtigen Wurzeln lagen bloß. Bei diesem Anblick fiel Dinny eine Bemerkung Fleurs ein, der Verkauf von Schlagholz sei das einzige Mittel, die Erbschaftssteuer zu bestreiten. Doch Vater war ja erst zweiundsechzig! Wie feuerrot Jeanne geworden war, als Tante Emily den Bibelvers zitiert hatte: „Gehet hin und mehret euch!“ Ein Kind unterwegs! Gewiß ein Sohn. Jeanne war ein Weib, das bestimmt Söhne gebar. Eine weitere Generation des Mannesstamms der Cherrells! Wie nun, wenn Wilfrid und sie ein Kind bekamen? Mit kleinen Kindern kann man nicht in der Welt herumzigeunern. Ein Gefühl banger Unsicherheit überkam sie. Wie ungewiß schien doch die Zukunft! Dicht vor ihrer reglosen Gestalt hupfte ein Eichhörnchen über den Weg und kletterte an einem Baumstamm empor. Lächelnd sah Dinny ihm zu, diesem geschmeidigen, tiefroten Tierchen mit dem buschigen Schwanz. Gottlob, Wilfrid war ein Tierfreund! „Wenn einst zum Herrn und seiner Streu die Eseln aus allen Ländern kommen . . .“ — hieß es nicht so in einem seiner früheren Gedichte? Condaford mit seinen Vögeln, seinen Wäldern und Bächen, seinen alten Fenstern, Magnolien,

Pfauentauben und grünen Weiden mußte er bestimmt ins Herz schließen. Aber Vater und Mutter, Hubert und Jeanne, würde er auch die lieb gewinnen? Und sie ihn? Kaum; er war ihnen gewiß zu unbeschwert von Tradition, zu launenhaft, zu bitter. Sein Bestes verschloß er in sich, wie aus Scham, es zu zeigen. Nie würden sie seine Sehnsucht nach dem Schönen begreifen; sein Glaubenswechsel mußte ihnen befremdend, beunruhigend scheinen, auch wenn sie den wahren Hergang, wie er ihn ihr erzählt, nie im Leben erfahren! Schloß Condaford Grange hatte weder einen Kammerdiener, noch elektrisches Licht, Dinny wahlte für ihre Eröffnung den Augenblick, da die Mägde Dessert und Weinkaraffen auf den im Kerzenlicht schimmernden, polierten Tisch aus Kastanienholz gestellt hatten.

„Ich muß euch leider mit einer persönlichen Angelegenheit behelligen,“ begann sie unvermittelt. „Ich habe mich verlobt.“

Niemand gab Antwort. Alle vier hatten stets gedacht und gesagt, was nicht immer dasselbe bedeutet, Dinny wurde eine ideale Gattin sein; darum waren sie von Herzen froh, daß sie heiraten wolle.

„Mit wem, Dinny?“ fragte endlich Jeanne.

„Mit Wilfrid Desert, dem zweiten Sohn des Lord Mullyon — er war Michaels Trauzeuge.“

„Aber —“

Dinny blickte die andern scharf an. Der Vater sah unbewegt drein, ganz natürlich, er hatte den jungen Mann ja noch nie gesehen, das sanfte Gesicht der Mutter trug einen erschrocknen, fragenden Ausdruck, Hubert schien mühsam ein Mißbehagen zurückzudrängen.

„Aber Dinny, wann hast du ihn denn kennengelernt?“ fragte Lady Cherrell.

„Erst vor zehn Tagen, ich traf ihn aber seither täglich.“

Ich fürchte, es ist Liebe auf den ersten Blick wie in deinem Fall, Hubert. Wir kennen einander übrigens auch noch von Michaels Hochzeit her.“

Hubert sah auf seinen Teller nieder. „Du weißt vermutlich, daß er zum Islam übergetreten ist. So heißt es wenigstens in Khartum.“

Dinny nickte.

„Was!“ rief der General.

„So heißt es, Vater.“

„Warum?“

„Weiß nicht, hab ihn nie gesehn. Er ist viel im Orient gereist.“

Dinny wollte sagen: „Wenn man sowieso nichts vom Glauben hält, ist es schließlich einerlei, ob man Christ ist oder Muselmann,“ hielt sich jedoch zurück; das hieße ja, seinen Charakter nicht ins beste Licht rücken.

„Ich verstehe nicht, wie man den Glauben wechseln kann,“ bemerkte der General schroff.

„Mir scheint, ihr seid über meine Wahl nicht sonderlich entzückt,“ murmelte Dinny.

„Wie ist das möglich, meine Liebe, wir kennen ihn doch gar nicht.“

„Freilich, Mutter. Darf ich ihn nach Condaford einladen? Er hat die Mittel, eine Frau zu erhalten, und Tante Emily sagt, sein Bruder ist kinderlos.“

„Dinny!“ rief der General.

„Das mein ich ja nicht ernst, liebster Vater.“

„Wirklich zu bedenken bleibt immerhin,“ erklärte Hubert, „daß er offenbar eine Art Beduine ist — wandert ruhelos umher.“

„Auch zu zweit kann man die Welt durchwandern, Hubert.“

„Du hast doch aber immer behauptet, der Gedanke, dich von Condaford trennen zu müssen, sei dir unerträglich.“

„Und du, Hubert — ich erinnere mich noch deutlich — hast ja auch einst gesagt, du könntest an der Ehe nie Geschmack finden. Und ihr beide, Vater und Mutter, habt es gewiß auch einst erklärt. Seid ihr bei dieser Anschauung geblieben?“

„Du schlaue Katze!“ Mit diesen schlichten Worten schloß Jeanne die Debatte.

Zur Schlafenszeit trat Dinny ins Zimmer der Mutter und fragte:

„Darf ich also Wilfrid nach Condaford einladen?“

„Natürlich, jederzeit. Wir sind schon so gespannt, ihn kennenzulernen.“

„Ich weiß ja, Mutter, es kommt ganz überraschend, so bald nach Clares Hochzeit. Doch warst du ja vermutlich drauf gefaßt, daß ich euch eines Tages verlassen wurde.“

Lady Cherrell seufzte. „Das wohl.“

„Ich vergaß dir zu sagen, er ist Dichter — ein wahrer Dichter.“

„Dichter?“ fragte die Mutter in einem Ton, als habe diese Mitteilung ihre Unruhe erst recht gesteigert.

„In der Westminster-Abtei liegen eine ganze Menge begraben. Doch unbesorgt, er kommt nicht hinein.“

„Religionsverschiedenheit ist eine bedenkliche Sache, Dinny, besonders, wenn Kinder kommen.“

„Warum, Mutter? Kinder haben überhaupt keine nennenswerten religiösen Begriffe und später, wenn sie groß sind, können sie ja selbst wählen. Bis übrigens meine Kinder, falls ich welche bekomme, herangewachsen sind, hat die konfessionelle Frage im Leben nichts mehr zu bedeuten.“

„Dinny!“

„Auch heutzutage hat sie fast keine Bedeutung mehr, abgesehn von den streng orthodoxen Kreisen. Die Religion des Durchschnittsmenschen beschränkt sich zumeist auf gewisse ethische Grundsätze.“

„Davon versteh ich zu wenig, um mitreden zu können, und du verstehst wohl nicht viel mehr.“

„Liebe Mutter, streich mir doch ein wenig übers Haar!“

„Ach Dinny, wenn ich nur hoffen könnte, daß du eine gute Wahl getroffen hast.“

„Liebste Mutter, ich hatte keine Wahl.“

Ihr fiel ein, das sei wohl nicht der richtige Weg, die Mutter zu beruhigen, da sie aber keinen bessern wußte, gab sie ihr einen Gutenachtkuß und ging.

In ihrem Zimmer setzte sie sich hin und schrieb:

„Condaford, Freitag.

Liebster!

Ohne Frage ist das mein allererster Liebesbrief, drum versteh ich's nicht recht, meine Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Am besten, ich sag ganz einfach: ‚Ich hab Dich lieb!‘ und laß es dabei bewenden. Nun hab ich daheim die frohe Botschaft verkundet. Meine Leute sind natürlich gespannt und möchten Dich gern so bald wie möglich hier begrüßen. Wann kommst Du? Erst wenn Du hier bist, werd ich in der Wirklichkeit leben, jetzt erscheint mir alles wie ein wunderschöner Traum. Hier geht es sehr schlicht und einfach zu. Ich weiß nicht einmal, ob wir vornehm leben würden, auch wenn wir es uns leisten konnten. Drei Mägde, ein Diener — Chauffeur und Reitknecht in einer Person — und zwei Gärtner sind unser ganzes Gesinde. Meine Mutter wirst Du vermutlich lieb gewinnen, ob Du Dich aber mit Vater und Hubert verstehn wirst, scheint mir zweifelhaft; doch glaube ich, Jeanne, Huberts Frau, wird Deine Phantasie reizen, sie ist

so lebhaft. Condaford wird Dir ohne Frage gefallen, es versetzt einen in langstvergangne Zeiten zurück. Wir könnten miteinander ausreiten. Und herumspazieren möchte ich mit Dir und plaudern und Dir alle meine kleinen Lieblingsplätze und Winkel zeigen. Hoffentlich scheint dann die Sonne, Du liebst sie ja so sehr. Mir scheint sie hier fast Tag für Tag bei jedem Wetter, wie erst, wenn Du bei mir bist! Das Zimmer, das Du hier bewohnen sollst, liegt unglaublich ruhig und abgeschieden, Du erklimmst es auf einer Wendeltreppe, die ‚Pfaffenkammer‘ heißt es, weil Anthony Cherrell, ein Bruder des Majoratsherrn Gilbert Cherrell, unter der Regierung der Königin Elisabeth hier eingemauert war und das Essen in einem Korb erhielt, den man allnächtlich zu seinem Fenster niederließ. Er war ein katholischer Priester, der sich offen zu seinem Glauben bekannte, und Gilbert war Protestant, doch als anständiger Mann stellte er die Bruderliebe über die Konfession. Nachdem Anthony über drei Monate im Kerker geschmachtet hatte, riß man eines Nachts die Mauer nieder und entführte ihn über Land nach Suden zum Beaulieufluß, wo man ihn an Bord eines Seglers schaffte. Um den Schein zu wahren, warf man die Mauer wieder auf; und erst mein Urgroßvater ließ sie niederreißen, übrigens der letzte Cherrell, der ein größeres Vermögen besaß. Offenbar ging ihm das alte Gemäuer auf die Nerven, drum wollte er es los werden. Unter den Leuten im Dorf geht noch immer von ihm die Rede, vermutlich hat es solchen Eindruck gemacht, daß er vierspännig zu fahren pflegte. Am Fuß der Wendeltreppe befindet sich ein Badezimmer. Man ließ darin natürlich ein größeres Fenster ausbrechen, die Aussicht ist wunderschön, besonders um die Zeit, wenn Flieder und Apfelbäume blühen. Mein eigenes ‚Gemach‘, falls Dich das interessiert, wirkt ein wenig eng und klösterlich, doch vom Fenster sieht

man über die Wiesen zum Hügelkamm und den Wäldern. Seit meinem siebenten Jahr bewohn ich dieses Zimmer und möchte es um keinen Preis gegen ein anderes tauschen, außer du gibst mir

Juwelen und Spielzeug, das Freude mir macht,
Singvögel bei Tage, die Sterne bei Nacht ‘

Ich glaube fast, diese Verse Stevensons sind mein Lieblingsgedicht. Wie Du siehst, fühl also auch ich den Wandertrieb in mir, trotzdem ich so sehr an der Heimat hange. Vater ist übrigens ein großer Naturfreund, liebt Bäume, Tiere und Vögel wie die meisten Soldaten — sonderbar! Selbstverständlich ist diese Liebe mehr sachlich und verstandesmäßig, schwingt sich kaum zu ästhetischer Betrachtung auf, jeden Traumer halten diese Wirklichkeitsmenschen für etwas verdreht. Ich ging auch mit mir zu Rat, ob ich meinen Leuten Deine Gedichtbände zeigen soll. Doch ich laß es lieber bleiben, sie könnten Dich sonst gar zu ernst nehmen. Die Persönlichkeit selbst erobert stets die Herzen viel leichter, als ihre geschriebenen Werke es können. Heut nacht werd ich wohl nicht viel schlafen — seit Anbeginn der Welt der erste Tag, daß ich Dich nicht sehe. Gute Nacht, Liebster, alles Herzliche und einen Kuß von Deiner

Dinny.

P. S. Ich hab für Dich das Lichtbild herausgesucht, auf dem ich einem Engel zum Verwechseln ähnlich sehe — das Bild, auf dem meine Nase am wenigsten in die Höhe ragt. Morgen schick ich Dir's. Inzwischen lege ich zwei kleine Momentaufnahmen bei. Und wann schenkt mir der junge Herr sein Bild?

D.‘

So schloß dieser für sie ach so unbefriedigende Tag.

NEUNTES KAPITEL

Sir Lawrence Mont war vor kurzem nach seiner Wahl zum Mitglied des ‚Burton-Klubs‘ aus dem ‚Aeroplane‘ ausgetreten und nur noch im sogenannten ‚Snooks‘, ‚Coffee House‘ und ‚Parthenaeum‘ geblieben. Wenn er noch zehn Jahre zu leben hätte, pflegte er zu äußern, würde ihn jeder Besuch in einem dieser Klubs nicht weniger als zwölftehalb Shilling kosten.

Am Nachmittag, nachdem ihm Dinny ihre Verlobung mitgeteilt hatte, begab er sich in den Burton-Klub, ließ sich eine Liste der Mitglieder reichen und fand unter dem Buchstaben D den ‚Ehrenwerten Wilfrid Desert‘. Nun, das verstand sich von selbst, der Klub bildete sich ja ein, ein Monopol auf Weltreisende zu besitzen. „Kommt Mr. Desert manchmal her?“ fragte er den Portier.

„Jawohl, Sir Lawrence. Vor einigen Wochen ist er wieder aufgetaucht, zum ersten Mal seit Jahren.“

„Halt sich meist im Ausland auf. Um welche Stunde kommt er gewöhnlich?“

„Meist zur Dinnerzeit, Sir Lawrence.“

„Aha. Ist Mr. Muskham hier?“

Der Portier schüttelte den Kopf. „Heut sind ja die Rennen in Newmarket, Sir Lawrence.“

„Natürlich. Was Sie sich alles merken!“

„Gewohnheit, Sir Lawrence.“

„Ich wollt, ich hätte ein solches Gedächtnis.“ Er hingte

den Hut hin und blieb einen Augenblick in der Halle vor dem Anschlagbrett mit den letzten Nachrichten stehn. Arbeitslosigkeit und Steuern wuchsen von Stunde zu Stunde und dennoch warf man augenscheinlich stets mehr Geld für Sport und Autos hinaus. Kein so einfaches Problem! Dann suchte er die Bibliothek auf — dort durfte er am ehesten hoffen, kein Mitglied anzutreffen. Und wen sah er gleich beim Eintritt? Jack Muskham, der mit gedämpfter Stimme, wie sich's in solchen Räumen ziemte, zu einem durren, sonnverbrannten Männlein in der Ecke sprach.

„Hm, jetzt versteh ich,“ dachte Sir Lawrence merkwürdigerweise, „warum es mir nie gelingt, einen verlorenen Kragenknopf zu finden. Mein Freund, der Portier, war so felsenfest davon überzeugt, Jack müsse in Newmarket sein, daß er ihn beim Eintritt für wen andern hielt.“

Er langte einen Band von Burtons ‚Tausend und eine Nacht‘ vom Regal und klingelte um den Tee. Ganz unerwartet standen die beiden Herren auf, traten aus ihrem Winkel hervor und kamen auf ihn zu.

„Bleib nur sitzen, Lawrence,“ warf Jack Muskham lässig hin, „Telfourd Yule, Sir Lawrence Mont, mein Vetter.“

„Mr. Yule, ich hab ein paar Ihrer spannenden Abenteurergeschichten gelesen,“ sagte Sir Lawrence und dachte: „Komi-scher kleiner Kauz!“

Das durre, sonnverbrannte Männlein verzog sein Affengesicht zu einem Grinsen. „Die Wirklichkeit stellt meine Phantasien in den Schatten.“

Mit der gewohnten erhabnen Miene, als stehe er über Raum und Zeit, erklärte Jack Muskham: „Yule ist in Arabien gewesen, wollte es deichseln, uns ein oder zwei reinrassige Araberstuten für die Zucht zu verschaffen. Schon die langste Zeit zerbrechen wir uns den Kopf, eine aufzu-

treiben. Hengste sind eher zu kriegen, Stuten nie. In Nejd steht es noch wie anno dazumal zu Pulgraves Zeiten. Doch ich dünkte, der Anfang ist gemacht. Der Eigentümer der besten Zucht wünscht sich ein Flugzeug und wenn wir noch ein Billard draufgeben, wird er uns vielleicht eine der ‚Sonnentöchter‘ überlassen.“

„Du lieber Himmel,“ rief Sir Lawrence, „was für Mittel zum Zweck! Jack, wir sind doch allesamt Jesuiten!“

„Yule hat dort druben ganz seltsame Dinge erlebt. Über eine Sache möchte ich mit dir sprechen. Du gestattest doch, daß wir hier Platz nehmen?“

Er streckte seine lange Gestalt in einen Klubsessel, das braune Mannlein ließ sich auf einen andern nieder. Seine schwarzen, zwinkernden Augen hingen unverwandt an Sir Lawrence, dem es unbehaglich zu Mut ward, ohne daß er eine Ursache dafür wußte.

„Dort draußen in der arabischen Wüste,“ begann Jack Muskham, „horte Yule von einigen Beduinen ein dunkles Gerücht. Ein Engländer, hieß es, sei irgendwo von Arabern überfallen und gezwungen worden, zum Islam überzutreten. Yule geriet darüber mit ihnen beinahe in Streit, er erklärte, kein Engländer würde so was tun. Als er aber auf der Heimreise von Ägypten mit dem Flugzeug in die libysche Wüste flog, traf er eine andre Schar Beduinen, die aus dem Süden kamen und dieselbe Kunde brachten. Sie gaben jedoch bedeutend mehr Einzelheiten zum besten, behaupteten, die Affäre habe sich in Darfur zugetragen, und wußten sogar den Namen des Bekehrten — Desert. Dann kam Yule nach Khartum; dort, behauptet er, piffen die Spatzen diese Neuigkeit von den Dächern. Selbstverständlich reimte er sich nun mancherlei zusammen. Zweifellos besteht jedoch ein himmelweiter Unterschied zwischen freiwilligem Glaubenswechsel

und einem Übertritt vor dem Pistolenlauf des Feinds. Ein Engländer, der so was tun kann, bringt uns alle in Verruf.“

Sir Lawrence, der während dieser Erzählung unablässig mit dem Monokel gespielt hatte, ließ es endlich sinken und bemerkte: „Lieber Jack, wenn ein Mann so unbesonnen ist, in einem mohammedanischen Land Mohammedaner zu werden, dann flackert natürlich das Gerücht auf, man habe ihn dazu gepreßt — meinst du nicht?“

„Das dacht ich auch,“ fiel Yule ein und rutschte auf dem äußersten Rand des Stuhls hin und her, „doch der zweite Bericht klang ungemein präzise. Sogar den Monat wußten sie anzugeben und den Namen des Scheichs, der Deserts Glaubenswechsel erzwang. Wie ich dann erfuhr, war Mr. Desert tatsächlich kurz nach dem erwähnten Datum aus Darfur heimgekehrt. Mag sein, die Sache beruht gar nicht auf Wahrheit — aber wahr oder nicht, ein derartiges Gerücht greift, wenn man ihm nicht entgegentritt, wie ein Lauffeuer um sich und schädigt schwer — nicht nur jenen Mann, sondern auch uns und unser Ansehen dort draußen. Meiner Meinung nach sind wir verpflichtet, Mr. Desert wissen zu lassen, was die Beduinen über ihn verbreiten.“

„Na, er hält sich ja hier in London auf,“ sagte Sir Lawrence ernst.

„Ich weiß,“ erwiderte Jack Muskham, „unlängst begegnete ich ihm, auch ist er Mitglied dieses Klubs.“

Tiefe Bestürzung überkam Sir Lawrence; just solch eine böse Enthüllung mußte auf Dinnys Mitteilung folgen! Ihm, diesem überlegenen Ironiker, der sich in seinen Neigungen so wählerisch zeigte, war Dinny ans Herz gewachsen. Sie verklärte seine nüchternen Gefühle für die Frauen mit romantischem Schimmer. In jungen Jahren hätte er sich sogar in sie verlieben können, nun aber war er allerdings nichts weiter

als ein angeheirateter Onkel. Während dieses Schweigens empfand Sir Lawrence ganz deutlich, daß auch die beiden andern sich höchst unbehaglich fühlten. Merkwürdig, ihre offenbare Unruhe schien ihm die Bedeutung dieser Angelegenheit wesentlich zu erhöhen.

„Desert war Trauzeuge meines Sohns,“ gab er endlich zurück. „Jack, ich möchte gern mit Michael drüber sprechen. Mr. Yule wird hoffentlich inzwischen nichts davon verlauten lassen.“

„Nicht um die Welt!“ erwiderte Yule. „Ich hoffe zu Gott, daß an der Geschichte kein wahres Wort ist. Ich schätze seine Gedichte.“

„Und du, Jack?“

„Der Mensch gefällt mir nicht. Doch ehe ich nicht den klaren Beweis dafür vor Augen habe, weigere ich mich, etwas derartiges von einem Engländer zu glauben. Yule, wir müssen uns beeilen, wenn wir den Zug nach Royston erreichen wollen.“

Sir Lawrence blieb allein zurück, durch Jack Muskhams Bemerkung noch mehr beunruhigt als zuvor. Sie verriet ihm nur zu deutlich, wie erbarmungslos die ‚hundertprozentigen Sahibs‘ über Desert den Stab brechen würden, falls sich das Schlimmste bestätigen sollte.

Endlich erhob er sich aus seinem Sessel, fand nach einigem Suchen ein kleines Buch, setzte sich wieder hin und blätterte darin. Es waren Sir Alfred Lyalls patriotische ‚Verse aus Indien‘; Sir Lawrence schlug ein Gedicht nach, das die Überschrift trug: ‚Theologia in extremis‘.

Er las es durch, stellte den Band zurück, blieb stehn und rieb sich das Kinn. Allerdings hatte Lyall diese Verse vor mehr als vierzig Jahren geschrieben, doch die Gefühle und Anschauungen, denen er darin Ausdruck gab, hatten sich um

kein Haar geändert. Die Geschichte drehte sich um einen Korporal des Dritten Linienregiments, den ein chinesischer General vor die Wahl stellt, das Christentum abzuschwören oder zu sterben. „Das ist beim Dritten Regiment nicht Brauch,“ gab der Korporal zur Antwort und starb. Jawohl! Sogar noch heute war das die Richtschnur für Männer, die das Banner des Standes und der Tradition hochhielten. Der Krieg hatte freilich so manchen früher festverwurzelten Grundsatz umgestoßen. War der junge Desert wirklich zum Frevler an den Idolen geworden? Unwahrscheinlich. Und dennoch, konnte trotz seiner ausgezeichneten Führung im Weltkrieg nicht auch etwas Feigheit in ihm stecken? Oder riß ihn nicht mitunter eine Woge bitterer Empörung zu völligem Zynismus hin, so daß er oft aus purem Übermut allem ins Gesicht schlug, was andern heilig war?

Sir Lawrence versuchte mit aller Kraft, sich in dieses Dilemma hineinzudenken. Als Ungläubiger beschied er sich mit dem Gedanken: „Mir war es verdammt zuwider, müßt ich mich in solchen Dingen zwingen lassen!“ Doch schien ihm diese Lösung recht unbefriedigend; er ging in die Halle hinab, trat in eine Telephonzelle und klingelte Michael an. Wenn er sich noch länger im Klub aufhielt, lief er am Ende gar dem jungen Desert in die Arme, er nahm daher ein Auto und fuhr zu seinem Sohn.

Michael war eben vom Parlament heimgekommen, die beiden trafen einander in der Halle. Sir Lawrence hatte das instinktive Gefühl, man solle Fleur trotz ihres Scharfsinns zu dieser Beratung lieber nicht heranziehn, und bat seinen Sohn, ihn in sein Arbeitszimmer zu führen. Dort teilte er ihm zunächst Dinnys Verlobung mit; bei dieser Nachricht verrieten Michaels Züge ein seltsames Gemisch von Unruhe und Freude.

„Diese schlaue kleine Katze! Es so geheimzuhalten! Fleur bemerkte unlängst, Dinny komme ihr jetzt gar zu unbefangen vor. Aber das hätt ich doch nicht geglaubt, der Gedanke an eine Heirat Dinnys lag so fern. Noch dazu mit Wilfrid. Na, hoffentlich hat der gute Junge den Orient jetzt endlich satt.“

„Dazu noch die Geschichte mit dem Glaubenswechsel,“ sagte Sir Lawrence ernst.

„Das ist meines Erachtens ziemlich belanglos, eine Betchwester ist Dinny keineswegs. Doch hatt ich nie gedacht, Wilfrid würde eine andre Religion der seinen vorziehen — es hat mich verblüfft.“

„Über die Sache geht ein Gerucht,“ hob Sir Lawrence an.

Als er fertig war, saß Michael mit abstehenden Ohren und trübem Gesicht da.

„Du kennst Desert ja besser als wir alle,“ schloß Sir Lawrence, „was haltst du davon?“

„Ich gesteh es ungern, doch — am Ende ist die Sache wahr. Ihm mag eine solche Tat ganz natürlich scheinen, aber die Leute werden seine Beweggründe nie begreifen. Verdammt zuwider, diese Geschichte, nun, da Dinny im Spiel ist!“

„Mein Lieber, ehe wir uns aufregen, müssen wir uns doch Klarheit schaffen, ob es überhaupt wahr ist. Konntest du nicht zu ihm gehn?“

„In frühern Tagen — wär es leicht gewesen.“

Sir Lawrence nickte. „Ja, ich weiß. Aber es ist doch längst Gras über die Sache mit Fleur gewachsen.“

Michael lachte matt. „Ich hab nie gewußt, ob du Lunte gerochen hast, geahnt hab ich's freilich. Seit seiner Abreise in den Orient hab ich Wilfrid nur mehr ganz selten zu Gesicht bekommen. Immerhin könnt ich ja —“ er hielt inne und sprach weiter: „Wenn es wirklich wahr ist, muß er es Dinny

gesagt haben. Er kann ihr doch unmöglich einen Heiratsantrag machen und das verschweigen.“

Sir Lawrence zuckte die Achseln. „Wenn er einmal so unritterlich handeln kann, warum nicht auch ein andermal?“

„Wilfrid ist ein so unergründliches, kompliziertes, verdrehtes Huhn, wie mir noch keins über den Weg lief! Verlorne Müh, ihn nach landläufigen Gesichtspunkten zu beurteilen. Hat er aber Dinny alles erzählt, so erfahren wir es gewiß nicht von ihr.“

Ratlos starrten die beiden einander an.

„Vergiß nicht,“ fuhr Michael fort, „er hat eine heroische Ader. Die regt sich stets zur unrechten Zeit. Drum ist er ja auch Dichter.“

Sir Lawrence zupfte an einer Braue, immer ein Zeichen, daß er zu einem Entschluß gelangt war.

„Sehn wir der Sache kuhn ins Auge,“ mahnte er. „Etwas derartiges einschlafen zu lassen, das halten die Menschen nicht aus. Der junge Desert ist mir nicht sympathisch —“

„Mir schon,“ versetzte Michael.

„Ich denk dabei an Dinny.“

„Ich auch, Vater. Aber Dinny wird nach ihrem Kopf handeln und sich von uns nicht abbringen lassen.“

„Eine der peinlichsten Affären, die mir je unterkam,“ erklärte Sir Lawrence langsam. „Nun, mein Junge, willst du mit ihm sprechen oder soll ich es tun?“

„Ich werd zu ihm gehn,“ erwiderte Michael seufzend.

„Wird er dir aber die Wahrheit sagen?“

„Bestimmt. Willst du nicht zum Abendessen bleiben?“

Sir Lawrence schüttelte den Kopf.

„Mit solchen Sorgen wag ich mich nicht vor Fleur. Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, vor deiner Unterredung mit

Desert darf kein Mensch etwas von der Sache erfahren, nicht einmal Fleur.“

„Kein Wort. Wohnt Dinny noch bei euch?“

„Nein, sie ist nach Condaford zurück.“

„Was werden ihre Leute dazu sagen?“ Michael pfiß vor sich hin.

Ihre Leute! Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe, auch nicht während der Mahlzeit, bei der Fleur mit ihm Kits Zukunft besprach. Sie war dafür, Kit solle in Harrow erzogen werden, weil Michael und sein Vater in Winchester studiert hatten. Wegen des großen Andrangs war Kit bereits an beiden ‚Colleges‘ vorgemerkt.

„Die ganze Familie deiner Mutter,“ gab Fleur zu bedenken, „ist in Harrow erzogen. Winchester ist so exklusiv, so ganz erstarrt. Kein einziger populärer Mann geht draus hervor. Hätte man dich nicht in Winchester erzogen, wärest du heute schon Unterstaatssekretär.“

„Muß denn Kit durchaus populär werden?“

„Jawohl. Natürlich in gutem Sinne, wie dein Onkel Hilary. Du weißt, Michael, dein Vater ist ja gewiß ein lieber Kerl, aber deinen mütterlichen Stammbaum zieh ich vor.“

„Ich frag mich nur,“ wandte Michael ein, „ob die Cherrells nicht gar zu nackensteif sind, nicht gar zu sehr im Dienst des Vaterlands aufgehen.“

„Allerdings, dennoch haben sie ihre besondere Art und sehn wie echte Gentlemen aus.“

„Deiner Meinung nach soll also Kit nur wegen der sportlichen Wettkämpfe zwischen Harrow und Eton aufs ‚College‘ in Harrow?“

Fleur warf den Kopf zurück.

„Gewiß. Ich hätte Eton gewählt, es ist am vornehmsten;

nur wäre das gar zu augenfällig und obendrein hasse ich hellblau, die Farbe Etons.“

„Nun,“ entgegnete Michael, „ich hab ein Vorurteil zu Gunsten meiner Erziehungsanstalt, drum überlaß ich dir die Wahl. Mit einer Schule, die Onkel Adrian herangebildet hat, darf ich wohl zufrieden sein.“

„Lieber Michael, deinen Onkel Adrian hat keine Schule herangebildet,“ erklärte Fleur, „der ist prahistorisch. Die Cherrells sind der älteste Zweig in Kits Stammbaum und ich möchte diesen Einschlag gern ‚hochzuchten‘, wie Mr. Jack Muskhamsagen wurde. Richtig! — als ich ihn bei Clares Hochzeit traf, lud er uns zur Besichtigung seines Gestuts nach Royston ein. Ich ginge gern hin. Er erinnert an eine Reklamefigur für Jagdmäntel — erstklassige Schuhe und wunderbare Beherrschung der Gesichtsmuskeln.“

Michael nickte.

„Jack ist eine so stark geprägte Münze, daß hinter dieser Prägung kaum noch Metall bleibt.“

„Glaub nur das nicht, lieber Michael. Da bleibt noch Metall genug.“

„Der hundertprozentige Sahib,“ meinte Michael. „Ich werd mir nie recht drüber klar, ob diese Spezies etwas taugt oder nicht. Die Cherrells sind noch ihre besten Vertreter, nicht so maniert wie Jack. Aber auch ihnen gegenüber hab ich das Gefühl, es gebe viele Dinge zwischen Erd und Himmel, von denen ihre Weisheit sich nichts träumen läßt.“

„Wir können nicht jeder den Allerbarmer spielen.“

Michael sah sie fest an — nein, das war keine boshafte Anspielung auf seine Duldsamkeit. Er fuhr fort: „Ich weiß nie recht, wo Verstehn und Duldsamkeit aufhören sollen.“

„Darin sind wir Frauen euch über. Das Signal zum Stoppen stellt sich schon ein, wir warten drauf und verlassen uns

dabei ganz auf unsre Nerven. Die Männer, diese armen Teufel, bringen das nicht fertig. Zum Glück hast du einen gewissen weiblichen Einschlag, Michael. Gib mir einen Kuß! Achtung, Coaker tritt manchmal unvermutet ein. Also abgemacht: Kit kommt nach Harrow.“

„Wenn es bis dahin noch ein Harrow gibt.“

„Schwatz doch keinen Unsinn! Nichts steht so unverrückbar fest wie Englands höhere Schulen. Bedenk doch nur, wie sie im Weltkrieg blühten.“

„Im nächsten Weltkrieg werden sie nicht blühen.“

„Dann darf es zu keinem neuen Krieg kommen.“

„Solang der hundertprozentige Sahib mit seinen starren Grundsätzen am Ruder ist, sind Kriege unvermeidlich.“

„Mein Lieber, du hältst doch nicht das ‚Worthalten‘ und soweit für mehr als bloße Phrase. 1914 hatten wir einfach Angst, die Deutschen könnten uns überflügeln.“

Michael fuhr sich durchs Haar.

„Jedenfalls bestätigt das nur meine Äußerung, es gebe Dinge zwischen Erd und Himmel, von denen sich die Weisheit unsrer Sahibs nichts träumen läßt, und mancherlei Situationen, denen sie nicht gewachsen sind.“

Fleur gähnte.

„Michael, wir brauchen dringend ein neues Speiseservice fürs Abendessen.“

ZEHNTES KAPITEL

Nach der Mahlzeit machte sich Michael auf den Weg, ohne zu sagen, wohin er gehe. Seitdem sein Schwiegervater gestorben war und er von Fleurs Treubruch mit Jon Forsyte gehört, hatten seine Beziehungen zu Fleur eine kaum merklliche, aber tiefe Wandlung erfahren. Er stand nun nicht länger willenlos in ihrem Banne, sondern hatte sich in seinem Hause die Freiheit zurückerobert. Kein Wort hatten die beiden mehr über jene Affäre gewechselt, die fast vier Jahre zurücklag, kein Hauch des Verdachts hatte seither seine Neigung zu Fleur getrübt; diese Geschichte war tot und begraben. Michael war dem Anschein nach ihr gegenüber noch immer der alte, doch innerlich hatte er seine Selbständigkeit zurückgewonnen und Fleur war diese Veränderung nicht entgangen. In der Angelegenheit Wilfrids war also die Mahnung seines Vaters überflüssig gewesen. Michael hätte ohnedies seiner Frau nichts davon verraten. Zwar mißtraute er keineswegs ihrer Verschwiegenheit, auf die konnte er bauen, doch war ihm klar, sie könne in dieser Sache nicht von Nutzen sein.

Zu Fuß begab er sich zu Wilfrid. ‚Der Junge ist verliebt,‘ dachte er, ‚drum treff ich ihn wahrscheinlich um zehn zu Hause, falls er nicht irgendwo Verse schmiedet — doch draußen im Straßenlärm kann man nicht Gedichte schreiben und in den Klubräumen auch nicht, die Atmosphäre dort lähmt den poetischen Schwung.‘ Er überquerte die Pall Mall,

drang in das Gewirr enger Gassen ein, wo lauter Junggesellen hausten, und kam endlich in die Piccadilly, wo noch die Ruhe vor dem Sturm der heimkehrenden Theaterbesucher herrschte. Dann schritt er eine Seitengasse entlang, in der hilfreiche Geister in Menschengestalt sich angesiedelt hatten — Schneider, Buchmacher und Geldverleiher; endlich bog er in die Cork Street ein.

Schlag zehn stand er vor dem Hause, dessen er sich noch so gut entsann. Schrag gegenüber lag die Bildergalerie, wo er Fleur zum ersten Mal getroffen. Michael hielt einen Augenblick verwirrt inne, in jene Erinnerungen verloren. Drei Jahre hindurch war er Wilfrid ein treuer Freund gewesen, bis ihr Bund durch Wilfrids seltsame Leidenschaft für Fleur in die Brüche ging. „Durch Dick und Dunn gingen wir miteinander,“ dachte er, und während er die Treppe hinanstieg, wurden all die alten Gefühle in ihm wieder wach.

Bei seinem Anblick nahmen die mönchisch strengen Züge des Dieners Stack einen mildern Ausdruck an.

„Mr. Mont? Freut mich, Sie zu sehn, Sir.“

„Wie geht's Ihnen, Stack?“

„Danke, Sir; man wird alter, im ubrigen bin ich noch recht gut beisammen. Mr. Desert ist zu Hause“

Michael legte den Hut ab und trat ein.

Wilfrid, der im dunklen Schlafrock auf dem Diwan lag, setzte sich auf.

„Donnerwetter! ‚Großartig!‘ hatt ich fast gesagt.“

„Wie geht's, Wilfrid?“

„„Glänzend!‘ hätt ich fast gesagt. Stimmt aber nicht ganz. Stack, etwas zum Trinken!“

„Gratuliere, alter Jungel!“

„Weißt du, zum ersten Mal traf ich sie auf deiner Hochzeit.“

„Beinah zehn Jahre her. Ihr Haar ist nicht mehr dasselbe. Wilfrid, du hast die schönste Blume unseres Familiengartens gepflückt; wir alle sind in Dinny verhebt.“

„Ich mag nicht über sie reden, doch denke ich dafür umso mehr an sie.“

„Wieder gedichtet, alter Junge?“

„Ja. Morgen wandert ein kleiner Band zum selben Verleger. Erinnerst du dich noch an den ersten?“

„Das will ich meinen! Die einzigen Verse, die ich lese! Das beste Geschäft, das ich damals dem Verlag vorschlug.“

„Der neue Band ist besser. Eines der Gedichte ist tatsächlich echt.“

Stack trat mit einem Servierbrett wieder ein.

„Bediene dich, Michael!“

Michael schenkte sich etwas Kognak ein und tat nur wenig Wasser dazu. Dann steckte er sich eine Zigarette an und nahm wieder Platz.

„Wann ist der große Tag?“

„So bald wie möglich, auf dem Standesamt“

„So. Und dann?“

„Dinny will mir England zeigen, solange es noch sonnig ist. Den Sommer über werden wir uns vermutlich hier aufhalten.“

„Und dann reist du mit ihr nach Syrien zurück?“

Desert rutschte unbehaglich auf den Kissen herum

„Weiß nicht, vielleicht noch weiter — sie soll entscheiden.“

Michael starrte auf seine Schuhe nieder, neben die ein wenig Asche auf den Perserteppich gefallen war.

„Alter Junge!“ hob er an.

„Nun?“

„Kennst du vielleicht einen Zugvogel namens Telfourd Yule?“

„Dem Namen nach — schreibt Abenteurergeschichten.“

„Vor kurzem ist er aus Arabien und dem Sudan zurückgekehrt. Er brachte ein Geruch mit heim.“ Ohne den Blick zu heben, gewahrte Michael, daß Wilfrid sich emporgerichtet hatte.

„Dich geht es an. Es ist sonderbar und peinlich. Er glaubt, du weißt davon.“

„Nun?“

Michael stieß unwillkürlich einen Seufzer aus.

„Kurzum, die Beduinen behaupten, du habest dich zum Islam bekannt, als dir der Feind die Pistole vorhielt. Yule erfuhr dieses Geruch in Arabien, dann in der libyschen Wüste, den Ort — Darfur, den Namen des Scheichs und des Englanders.“ Noch immer, ohne den Blick zu heben, sah er Wilfrids Augen unverwandt auf sich gerichtet, sah, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat.

„Nun?“

„Yule möchte es dich gern wissen lassen, äußerte er im Klub meinem Vater gegenüber, und der sagte es mir. Ich versprach, es dir mitzuteilen. Verzeih!“

Schweigen. Michael hob den Blick. Welch seltsam schönes Gesicht! Wie zerquält, und doch — wie bestrickend!

„Nichts zu verzeihn. Es ist wahr.“

„Lieber, alter Junge!“ stieß Michael hervor, brachte aber kein weiteres Wort über die Lippen.

Desert erhob sich, trat zu einer Kommode und entnahm ihr ein Manuskript.

„Da, lies das!“

In den folgenden zwanzig Minuten, während Michael das Gedicht las, war kein Laut zu vernehmen, bis auf das Knistern der umgewandten Blätter. Endlich legte Michael sie wieder hin.

„Prachtvoll!“

„Ja, aber du hättest so etwas nie getan.“

„Hab keine Ahnung, was ich in diesem Fall getan hätte.“

„Doch! Du weißt ganz gut, wie du gehandelt hättest! Bei dir hätten nie Sophistereien und weiß der Teufel was für Hirngespinnste über den ersten Impuls den Sieg davongetragen, wie bei mir. Auch mich trieb es im ersten Augenblick, zu rufen: ‚Schieß zu und fahr zur Holle!‘ Hatt ich’s doch nur getan, dann säß ich jetzt nicht hier! Sonderbar: Wenn er mir mit der Folter gedroht hätte, wär ich standhaft geblieben. Und doch zieh ich den Tod der Folter vor.“

„Jemanden zu foltern, ist eine Gemeinheit.“

„Es war kein gemeiner Kerl, das sind Fanatiker nie. Wär er brutal auf mich losgegangen, ich hatt ihn umgebracht. Doch er war nicht brutal. Er wollt mich gar nicht niederknallen. Er bat mich, ich solle ihn doch nicht dazu zwingen — stand, die Pistole in der Hand, vor mir und bat mich. Ich hab die Araber gern. Sein Bruder ist mein Freund. Herrgott, der Fanatismus ist doch etwas Hirnverbranntes! So stand er vor mir, die Finger am Hahn, und bat mich.“ Desert lachte. „Verdammt menschlich! Noch jetzt seh ich seine Augen vor mir. Er hatte ein Gelubde getan, Ungläubige zu bekehren, und litt Hollenqualen. Noch nie hab ich einen Menschen so erleichtert aufatmen gesehn.“

„Davon steht in dem Gedicht aber gar nichts,“ bemerkte Michael.

„Mitgefühl mit dem Henker ist wohl kaum ein Entschuldigungsgrund. Ich bilde mir auf Sentimentalität nichts ein, zumal, wenn sie einem das Leben rettet. Vielleicht war das auch gar nicht mein Beweggrund. Für einen Glaubenslosen ist die Konfession ein Plunder. Und für solchen Plunder ins ewige Dunkel zu wandern! Wenn ich schon sterben soll, dann will ich doch wenigstens wissen, wofür!“

„Haltst du es nicht für besser,“ fragte Michael bedrückt, „das Ganze einfach in Abrede zu stellen?“

„Ich leugne nichts. Wenn es herauskommt, steh ich dafür ein.“

„Weiß Dinny davon?“

„Ja. Sie hat das Gedicht gelesen. Zuerst wollt ich ihr die Sache nicht erzählen, tat es dann aber doch. Und sie benahm sich ganz anders als alle andern. Großartig!“

„Schön. Doch gerade ihretwegen solltest du vielleicht leugnen.“

„Nein, aber verzichten sollt ich auf sie.“

„Da hat sie wohl auch ein Wort mitzureden. Wenn Dinny verliebt ist, dann ist sie's bis über die Ohren“

„Mir geht's nicht besser.“

Der bittere Ernst der Lage überwältigte Michael. Er stand auf und goß sich verwirrt noch etwas Kognak ein.

„Ja, so ist's,“ erklärte Desert und folgte ihm mit dem Blick. „Stell dir vor, die Zeitungen schnuffeln das heraus!“ Und wieder lachte er auf.

„Scheint mir fraglich,“ meinte Michael ein wenig tröstend. „Yule erfuhr ja beide Male nur in der Wüste davon.“

„Was man heut in der Wüste erzählt, davon klatscht man morgen in den Basaren. Da hilft nun einmal nichts, ich muß es ausloffen.“

Michael legte ihm die Hand auf die Schulter. „Auf mich kannst du zählen. Biet ihnen also die Stirn! Aber ich fühle deutlich, was dir bevorsteht.“

„Geächtet. Gebrandmarkt. Zum feigen Verräter gestempelt!“

„Unsinn!“ rief Michael

Rückhaltlos fuhr Wilfrid fort: „Und doch bäumt sich alles in mir dagegen auf, für etwas zu sterben, woran ich nicht glaube. Aberglaube, Legenden — wie ich das alles

hasse! Lieber möcht ich ihnen um den Preis meines Lebens den Todesstoß versetzen, als sie verteidigen! Wenn mich jemand zwänge, ein Tier zu quälen, einen Mitmenschen aufzuknüpfen, ein Weib zu vergewaltigen — ich stürbe lieber, eh ich das täte, selbstverständlich. Warum zum Teufel aber soll ich den Kerlen etwas zu lieb tun, die ich verachte, verachte, weil sie sich noch immer an morsche Dogmen klammern, die mehr Unheil und Elend angerichtet haben als irgendetwas anderes in der Welt? Warum? He?“

Michael war vor diesem leidenschaftlichen Ausbruch zurückgewichen und stand mit trübseliger Miene da

„Es handelt sich um das Symbol,“ murmelte er.

„Symbol! Für Symbole trat auch ich schon ein, während des Krieges und tat es auch heute noch — doch waren es Symbole wertvoller Ideen: Ehre, Menschlichkeit, Mut! Doch weshalb soll ich mich für etwas opfern, was mir nicht mehr bedeutet als Staub und Moder?“

„Es darf nicht herauskommen!“ rief Michael heftig. „Sonst rumpft jeder Schwachkopf über dich die Nase und das wär mir unerträglich.“

Wilfrid zuckte die Achseln.

„Ich selbst rumpfe über mich die Nase, sei versichert! Michael, folg du nur immer dem ersten Impuls, sonst mußt du's büßen!“

„Was willst du also tun?“

„Ist das nicht ganz einerlei? Es kommt doch alles, wie es kommen muß. Niemand wird mich verstehn, oder, auch wenn er's verstünde, meine Partei ergreifen. Ich geb mir ja nicht einmal selbst recht.“

„So mancher würde dir heute recht geben.“

„Wer? Kerle, neben denen ich nicht einmal begraben liegen möchte! Nein, ich bin ausgestoßen.“

„Und Dinny?“

„Das bring ich mit i h r ins Reine.“

Michael ergriff den Hut.

„Wenn ich irgendetwas für dich tun kann, dann zahl auf mich. Gute Nacht, alter Junge!“

„Gute Nacht! Danke!“

Ehe Michael noch recht überlegen konnte, stand er draußen auf der Straße. Wilfrid saß schon in der Patsche! Offenbar machte ihn seine tiefe Verachtung aller Formen der Überlieferung gegen die landläufige Beurteilung seines Falls ganz blind. Und doch ließ sich aus dem allgemeinen Bild des Engländers nicht willkürlich irgendein Zug tilgen. Die Preisgabe eines einzigen Merkmals wurde Verrat am Ganzen bedeuten. Und welcher Mensch, der Wilfrid nicht genau kannte, wurde dieses exzentrische Mitleid mit dem Gewalttäter verstehen? Die Sache war bitter ernst, tragisch. Fortan wurde Wilfrid ein Brandmal, allen sichtbar, auf der Stirn tragen.

„Natürlich,“ dachte Michael, „wird er auch Verteidiger finden, die ‚Freidenker‘ und Bolschewikenfreunde, doch das krankt ihn gewiß noch mehr als alles andre. Nichts ist so zuwider wie die unerwünschte Gefolgschaft von Leuten, die nicht uns und die wir nicht verstehn. Und was sollen solche Bundesgenossen erst Dinny frommen, Dinny, die diesen Kreisen noch viel fremder gegenübersteht als Wilfrid! Die ganze Sache ist zum —!“

Unter solchen Erwägungen überquerte Michael die Bond Street und schritt Hay Hill zum Berkeley Square hinab. Eh er heimging, mußte er noch mit dem Vater sprechen, sonst fand er keinen Schlaf.

In der Mount Street nahmen seine Eltern eben aus Blores Händen einen blassen Punsch entgegen, ein ganz besonderes Gebräu, das als erprobter Schlaftrunk galt.

„Wegen eurer Catherine?“ fragte Lady Mont. „Masern?“

„Nein, Mutter. Ich möchte mit Vater sprechen.“

„Aha, über den jungen Mann mit dem Glaubenswechsel. Der hat mir schon immer einen Stich gegeben. Fordert Gott und Teufel in die Schranken.“

Michael starrte sie an. „Es handelt sich tatsächlich um Wilfrid.“

„Emily,“ mahnte Sir Lawrence, „tiefste Verschwiegenheit!“

„Furchtbar spannend!“

„Nun, Michael?“

„Das Gerucht beruht auf Wahrheit, er kann und will es nicht leugnen. Dinny weiß davon.“

„Was für ein Gerücht?“ fragte Lady Mont.

„Er hat den Glauben abgeschworen, als ihm in der Wüste ein paar fanatische Araber mit dem Tode drohten.“

„Wie verdrießlich!“

„Herrgott!“ fuhr es Michael durch den Sinn, „wenn das nur alle so aufnähmen!“

„Soll ich also Yule sagen,“ fragte Sir Lawrence ernst, „Desert gedenke sich gegen diesen Vorwurf nicht zu verteidigen?“

Michael nickte.

„Lieber Junge, dann aber zieht die Geschichte weitere Kreise.“

„Allerdings, doch das läßt ihn kalt.“

„Gott und Teufel!“ sagte Lady Mont unvermittelt.

„Ganz richtig, Mutter. Er hat ein Gedicht darauf gemacht, ein ganz prachtvolles Gedicht. Morgen übersendet er es mit einem Band neuer Lyrik dem Verleger. Vater, suche jedenfalls Yule und Jack Muskhams zu bewegen, über die Geschichte reinen Mund zu halten. Was geht es sie am Ende an?“

Sir Lawrence zuckte die mageren Schultern, die auch jetzt, trotz seiner Zweiundsiebzig, kaum sein Alter ahnen ließen.

„Michael, es handelt sich um zwei Fragen, die meines Erachtens voneinander ganz unabhängig sind. Erstens: Wie kann man den schwatzhaften Klubmitgliedern den Mund stopfen? Zweitens: Wie werden sich Dinny und ihre Familie verhalten? Dinny, sagst du, weiß es, aber ihre Leute nicht, abgeschn von uns dreien. Da sie es uns geheim hielt, hat sie es wohl auch ihnen verschwiegen. Aber das ist nicht in Ordnung. Und unklug dazu,“ fuhr er ohne eine Antwort abzuwarten fort, „denn derartige Affären kommen todsicher eines Tags ans Licht und ihre Leute könnten es Desert nie verzeihn, wenn er Dinny heiratet, ohne die Familie darüber aufzuklären. Auch ich würde es ihm übelnehmen, die Sache ist zu ernst.“

„Wie aufregend!“ murmelte Lady Mont. „Frag doch Adrian um Rat.“

„Eher Hilary,“ meinte Sir Lawrence.

„Die zweite Frage,“ fiel Michael ein, „dürfen wir meiner Ansicht nach ganz und gar Dinny überlassen. Wir sagen ihr, daß man bereits von der Sache spricht, dann wird sie es ihren Leuten mitteilen oder Wilfrid.“

„Wenn sie ihn nur fallen ließe! Er kann sie doch nicht heiraten, solange diese Gerüchte in Umlauf sind.“

„Dinny läßt ihn bestimmt nicht fallen,“ erklärte Lady Mont. „Sie hat zu lang auf ihn gewartet — die Liebe ist der Traum der Jugend.“

„Wilfrid erklärte mir, er müsse auf Dinny verzichten, das wisse er wohl. Verdammt noch mal!“

„Kehren wir zur Frage eins zurück. Ich kann ja immerhin versuchen, Muskham und Yule zum Schweigen zu bewegen.

zweifle aber, ob ich damit etwas erreiche, besonders, wenn das Gedicht erscheint. Was ist es denn, eine Rechtfertigung?“

„Eher eine Aufklärung.“

„Bitter und rebellisch wie seine frühern Geisteskinder?“

Michael nickte

„Na, vielleicht halten sie aus Mitleid den Mund, aber wie ich Jack Muskham kenne, läßt er sich Deserts trotzige Art nicht gefallen. Er haßt diese anmaßenden jungen Skeptiker wie den Tod.“

„Wir haben ja noch keine Idee, wie die Sache sich entwickeln wird. Jedenfalls müssen wir alles aufbieten, die Katastrophe hinauszuschieben.“

„Nur keine grauen Haare!“ murmelte Lady Mont. „Gute Nacht, lieber Junge! Ich gehe schlafen. Gib beim Fortgehn auf den Hund acht — er war heut noch nicht draußen.“

„Also gut,“ sagte Sir Lawrence, „ich werd mein möglichstes tun.“

Michael nahm von der Mutter einen Kuß in Empfang, drückte dem Vater die Hand und ging.

Verstimmt und bekümmert wanderte er heim, denn dieser Schlag traf zwei Menschen, die er sehr lieb hatte, und mußte beiden wehtun. Immer wieder stieg ihm der Gedanke auf: ‚Was hätte ich an Wilfrids Stelle getan?‘ Unterwegs kam er zu dem Schluß, kein Mensch könne sagen, wie er in der Lage eines andern gehandelt hätte. Und im frischen Wind dieser schönen Fruhlingsnacht kam er zum South Square zurück, schloß die Haustür auf und trat ein.

ELFTES KAPITEL

Wilfrid saß an seinem Schreibtisch vor zwei Briefen, den einen hatte er eben an Dinny geschrieben, den andern von ihr erhalten. Er starrte auf die Momentaufnahmen nieder und gab sich alle Muhe, klar zu denken. Seit Michaels Besuch am vergangen Abend war er unablässig bestrebt, Klarheit zu gewinnen, doch vergebens. Warum mußte er sich gerade jetzt so arg verlieben, gerade jetzt der einzigen Frau begegnen, mit der ihm ein dauerndes Zusammenleben ertraglich schien? Nie zuvor hatte er an eine Heirat gedacht, nie geglaubt, er könne Frauen gegenüber etwas anderes fühlen als jäh aufflackerndes Begehren, das nach der Befriedigung erlosch. Selbst auf dem Höhepunkt seiner Leidenschaft für Fleur hätte er nie gedacht, seine Neigung könne von Dauer sein. Kurz und gut, er stand den Frauen ebenso skeptisch gegenüber wie der Religion, dem Patriotismus oder dem vielgepriesenen englischen Nationalcharakter. In diesem Panzer der Skepsis hatte er sich gegen jeden Angriff gewappnet gewöhnt, dieser Panzer hatte aber doch eine Lucke und wehrte den verhängnisvollen Streich nicht ab. Erbittert und dennoch belustigt stellte er fest, daß gerade die tiefe Vereinsamung, die sein Erlebnis in Darfur über ihn gebracht, ein unbewußtes Sehnen nach geistiger und seelischer Gemeinschaft in ihm geweckt; darum hatte Dinny, ohne es zu wollen, so stark auf ihn gewirkt. So hatte die beiden vielleicht just jenes Geschehnis zusammengeführt, das sie hätte trennen müssen.

Nach Michaels Abschied schritt Wilfrid die halbe Nacht hindurch auf und ab, auf und ab und kam stets aufs neue zu dem Schluß, er möge nun tun und lassen, was er wolle, man werde ihn doch zum Feigling stempeln. Aber was läge schon dran, wenn Dinny nicht im Spiel wäre? Was lag ihm an der Gesellschaft und ihrem Urteil? Was lag ihm an England und den Engländern? Mochten sie noch so viel Ansehn genießen in der Welt — hatten sie dieses Ansehn auch wirklich verdient, mehr als irgendein andres Volk? Nur zu deutlich hatte ja der Krieg gezeigt, wie sehr alle Staaten und ihre Bürger einander glichen, wie sie den gleichen Heldenmut, die gleiche Ausdauer, Niedertracht und hirnvcrbrannte Dummheit bewiesen. Der Krieg hatte es an den Tag gebracht, daß der große Haufe doch überall in gleichem Maß beschränkt, kritiklos und durchwegs verachtungswürdig war. Ihn selbst trieb ja die angeborne Wanderlust durch die Welt, mochten ihm auch England und der nahe Orient verschlossen sein, was lag schon dran? Die Welt war weit, überall schien die Sonne, kreisten die Sterne, noch gab es Bücher, schöne Frauen, duftende Blumen, noch gab es bestrickende Musik, wurzigen Tabak, köstlichen Kaffee. Noch immer waren Pferde, Hunde und Vogel die anziehendsten Geschöpfe Gottes, noch immer drängten Ideen und Gefühle nach rhythmischer Gestaltung, wohin er auch ging. Wäre Dinny nicht im Spiel, er hätte seelenruhig sein Zelt abgebrochen und die Lasterzungen hinter sich schwatzen lassen! Jetzt aber ging es nicht mehr! Oder doch? Zwang ihn nicht seine Ehre fortzugehn? Durfte er Dinny an einen Gatten fesseln, auf den die Leute mit Fingern wiesen? Wie einfach wäre es gewesen, hätte sie in ihm nur glühendes Verlangen wachgerufen. Sie hätten es stillen und ohne viel Kummer voneinander gehen können. Doch er brachte ihr ganz andre Gefühle entgegen. Sie war wie ein

frischer Quell inmitten der Wüste, wie eine duftende Blume unter dürrer Steppengestrupp. Sie erfüllte ihn mit derselben ehrfürchtigen Sehnsucht wie manche Bilder und Melodien, mit derselben süßen Schwermut wie der Duft frischgemähten Grases. Sie war ein kühles Labsal für sein von Sonne und Sturmwind versengtes, umdüstertes Gemut. Mußte er wirklich wegen dieser verdammten Geschichte auf sie verzichten?

Als er am Morgen erwachte, begann der Aufruhr der Gefühle von gestern wieder. Er hatte den Nachmittag damit verbracht, einen Brief an sie zu verfassen, und ihn kaum beendet, als ihr erster Liebesbrief eintraf. Nun saß er vor den beiden Briefen da.

„Ich kann ihr dieses Zeug nicht schicken,“ schoß es ihm durch den Kopf, „es hat weder Hand noch Fuß. Quark!“ Er zerriß den Brief und überlas den ihren zum dritten Mal.

„Unmöglich,“ dachte er, „die Leute zu besuchen. Mit Gott für König und Vaterland! undsoweiter. Unmöglich!“ Er langte nach einem Blatt Papier und schrieb:

„Cork Street, Samstag.

Innigen Dank für Deinen Brief! Komm Montag zum Lunch her. Wir müssen miteinander sprechen.

Wilfrid.“

Als er Stack mit dieser Botschaft weggeschickt hatte, fand er endlich wieder etwas Ruhe . . .

Dinny erhielt die Nachricht erst Montag früh, Sonntags wurde in Condaford keine Post ausgetragen. Die beiden letzten Tage hatte sie Wilfrid mit keinem Wort erwähnt, hatte die Zeit damit verbracht, Huberts und Jeannes Berichte über ihr Leben im Sudan anzuhören, war spazierengegangen, hatte mit ihrem Vater die Baumblüte besichtigt, sein Steuerbekenntnis abgeschrieben und mit ihm und Mutter die Kirche be-

sucht. Das tiefe Schweigen über ihre Verlobung war für diese Familie sehr bezeichnend — alle hatten einander wirklich lieb und pflegten die Gefühle der andern zu schonen; dennoch war dieses Schweigen vielsagend!

Als sie Wilfrids Zeilen gelesen, fragte sie sich grade heraus: „Soll das ein Liebesbrief sein? Klingt nicht danach.“ Dann erklärte sie der Mutter:

„Wilfrid scheut sich zu kommen. Ich muß nach London und ihm zureden. Wenn ich Erfolg habe, bring ich ihn mit. Kann ich ihn aber nicht umstimmen, dann möchte ich es so einrichten, daß du ihn bei Tante Emily triffst. Er hat so lang in der Wüste gelebt, daß es ihm schwerfällt, in Gesellschaft zu gehn.“

Ein Seufzer war Lady Cherrells Antwort, doch Dinny verriet dieser Seufzer mehr als viele Worte, sie nahm ihre Mutter bei der Hand und sagte: „Kopf hoch! Freut es dich nicht, daß ich glücklich bin?“

„W e n n du nur glücklich wirst, Dinny.“

Dieses ‚Wenn‘ ließ weitere Auseinandersetzungen befürchten, drum zog Dinny es vor, nichts zu erwidern.

Sie begab sich zum Bahnhof, traf mittags in London ein und schritt durch den Hyde Park in die Cork Street. Heller Sonnenschein, ein schöner Tag; der Frühling in seiner ganzen Pracht, Fliederblüten, Tulpen, junges Laub auf den Platanen, Vogelsang und frisches Gras. Auch sie sah froh und heiter drein und doch litt sie unter truben Ahnungen. Warum empfand sie das? Sie war doch auf dem Weg zu ihrem Liebsten, der sie zu Tisch geladen hatte! Unerklärlich. Um diese Tageszeit gab es in der ganzen großen Stadt gewiß nicht viele, denen eine derartige Freude so nah bevorstand. Doch Dinny ließ sich nicht täuschen, nicht alles sah so rosig aus, sie wußte es nur zu gut. Da sie zu früh kam,

hielt sie sich eine Weile in der Mount Street auf, um sich ein wenig zurechtzumachen. Blore teilte ihr mit, Sir Lawrence sei ausgegangen, Lady Mont daheim. Dinny ließ ihr melden, sie komme vielleicht zum Tee.

Als sie auf ihrem Weg an einem großen Parfumerieladen vorbeikam und der angenehme Duft ihr entgegenschlug, hatte sie wieder das dunkle Gefühl, sie habe schon einmal ein andres Leben gelebt, ein Gefühl, das jeder schon erfahren und das vielleicht den stärksten Pfeiler des Seelenwanderungsglaubens bildet.

„Ach was,“ dachte sie, „es bedeutet nur, daß ich etwas vergessen habe, weiter nichts. Ich kann doch nicht wirklich ein Kammerzofchen der Marie Antoinette gewesen sein. Ah, da bin ich schon bei der Ecke!“ Ihr Herz begann zu klopfen.

Fast atemlos kam sie an der Tur an, Stack ließ sie ein. „In fünf Minuten ist der Lunch fertig, Miß.“ Seine etwas vorquellenden, dunklen Augen über der stark vorspringenden Nase, die nachdenkliche Miene und das leise, wohlwollende Lächeln um seine Lippen riefen in ihr stets den Eindruck wach, als wollte er ihre Beichte hören, noch ehe sie etwas zu beichten hätte. Er öffnete die Zimmertür und schloß sie hinter Dinny — sie lag in Wilfrids Armen. Jene Ahnungen hatten sie also doch völlig betrogen; dieser Augenblick — der langste und schönste all dieser Augenblicke! So lang, daß sie Angst bekam, Wilfrid werde sie nicht rechtzeitig loslassen. Endlich mahnte sie sanft:

„Liebster, Stack sagte vorhin, er sei in einer Minute mit dem Lunch da.“

„Stack hat Takt.“

Erst als sie nach dem Speisen beim Kaffee ungestört allein saßen, überkam sie plötzlich wieder Unbehagen, wie wenn ein Blitz aus heiterm Himmel zuckt.

„Dinny, die Geschichte ist herausgekommen.“

Was? Diese Geschichte! Muhsam verbarg sie ihren Schreck.

„Wieso?“

„Ein Mann namens Telfourd Yule hat die Sache mit heimgebracht. Man schwatzt davon unter den Beduinen. Heute wird die Nachricht wahrscheinlich schon in allen Basaren verbreitet sein, morgen in den Klubs von London. In wenigen Wochen bin ich in Acht und Bann. So etwas ist nicht aufzuhalten.“

Schweigend erhob sich Dinny, druckte seinen Kopf an ihre Schulter und ließ sich neben ihn auf den Diwan nieder.

„Du ermißt wohl nicht die volle Bedeutung,“ meinte er sanft.

„Nein,“ gab sie zurück, „ich kann wirklich nicht einsehn, was es an unserm Verhältnis ändern sollte. Als du es mir selbst erzähltest, änderte sich dadurch auch nichts. Was soll also das ändern?“

„Wie kann ich dich jetzt noch heiraten?“

„So spricht man doch nur in Romanen, Wilfrid. Wir fordern unser Schicksal lieber gleich heraus!“

„Falscher Heroismus behagt auch mir nicht, doch du scheinst die Tragweite der Sache nicht zu ermessen.“

„Aber jetzt kannst du den Kopf wieder hoch tragen und die Leute, die deine Tat nicht begreifen — die kümmern uns einfach nicht.“

„Deine Leute kümmern uns also nicht?“

„Doch, die schon.“

„Du bildest dir doch keinen Augenblick ein, daß die dafür Verständnis haben?“

„Ich werd es ihnen schon beibringen.“

„Mein armer Liebling!“

Wie sanft und lieb er nur sprach — Dinny ahnte plötzlich Unheil.

„Ich kenne deine Leute allerdings nicht,“ fuhr er fort, „aber wenn sie so sind, wie du sie beschreibst, dann gib dich keiner Täuschung hin, sie bleiben bei ihrer Meinung. Liebe Dinny, sie können keine andre haben, es ginge ja gegen ihre tiefverwurzelte Überzeugung.“

„Sie haben mich doch so lieb!“

„Umso weniger werden sie sich damit abfinden, dich an mich gebunden zu sehn.“

Dinny ruckte ein wenig von ihm fort und stutzte nachdenklich das Kinn auf die Hände. Dann fragte sie, ohne ihn anzublicken:

„Wilfrid, möchtest du mich los werden?“

„Dinny!“

„Schon gut, willst du mich also los werden?“

Er zog sie in die Arme. Bald darauf sagte sie ruhig:

„Nun, wenn du mich nicht los sein willst, dann mußt du das alles mir überlassen. Doch wir brauchen das Unheil nicht selbst heraufzubeschwören. Noch ist die Geschichte in London nicht bekannt. Warten wir's ab! Ich weiß, eh das nicht geklärt ist, wirst du mich nicht heiraten wollen, drum muß ich wohl oder ubel ausharren. Dann wird die Entscheidung fallen, aber keinen falschen Opfermut, Wilfrid! Das wurde mich zu tief kränken, zu tief!“ Plötzlich klammerte sie sich an ihn, er jedoch stand schweigend da.

Sie schmiegte ihre Wange an die seine und fragte ruhig:

„Möchtest du, daß ich dir schon vor der Hochzeit alles sein soll? Dann will ich's.“

„Dinny!“

„Dreist, nicht wahr?“

„Nein, warten wir lieber. Ich verehere dich zu sehr.“

„Vielleicht ist es so am besten,“ seufzte Dinny.

Nach einer Weile: „Überlaßt du es mir, meinen Leuten alles zu sagen?“

„Ich überlasse alles dir.“

„Wirst du jemanden von meiner Familie sprechen, wenn ich dich darum bitte?“

Wilfrid nickte.

„Ich verlange ja gar nicht von dir, daß du jetzt nach Condaford kommen sollst. Das wäre also erledigt. Erzähl mir jetzt, bitte, genau, wie du von der Sache erfahren hast.“

Als er zu Ende war, meinte sie nachdenklich:

„Also Michael und Onkel Lawrence wissen es. Das vereinfacht die Geschichte. Nun muß ich fort, Liebster. Stack wird bald fertig sein und ich möchte mir alles in Ruhe überlegen. Das kann ich aber nur, wenn ich nicht bei dir bin.“

„Engell!“

Sie nahm seinen Kopf zwischen die Hände. „Nur nichts tragisch nehmen, ich tu es auch nicht. Könnten wir übrigens am Donnerstag eine Spazierfahrt machen? Schön. Mittags beim Fochdenkmal. Ich bin kein Engel, deine Liebste bin ich!“

Ganz schwindlig ging sie die Treppe hinab. Jetzt, da sie allein war, sah sie auf einmal die schweren Proben vor sich, die beide bestehen mußten. Plötzlich schlug sie die Richtung nach der Oxford Street ein. „Ich möchte Onkel Adrian sehn,“ fuhr es ihr durch den Kopf.

Adrian hatte gerade im Museum über der These gebrutet, die Wüste Gobi sei die Heimat des Homo Sapiens. Man hatte diese Idee sozusagen patentiert auf den Markt gebracht und sie würde bestimmt Anklang finden. Wie wandelbar, wie sehr der Mode unterworfen waren doch die Lehren der Anthropologie! Da wurde ihm Dinny gemeldet.

„Dinny, du! Den ganzen Nachmittag hab ich in der Wüste Gobi zugebracht und dachte eben dran, mir eine Tasse guten heißen Tee bringen zu lassen. Was meinst du dazu?“

„Onkel, der teure Chinatee, den man heute trinkt, bekommt mir nicht.“

„Solchen Luxus leisten wir uns nicht. Meine Duenna hier bereitet uns guten alten Dovertee mit Blättern drin und tischt dazu einen Kuchen nach altem Rezept auf.“

„Ausgezeichnet! Onkel, ich wollte dir sagen, ich hab mein junges Herz verschenkt.“

Adrian starrte sie an.

„Es ist wirklich eine gruselige Geschichte. Darf ich den Hut ablegen?“

„Liebe Dinny, leg ab, was du willst. Nimm aber zuvor Tee! Da ist er schon.“

Während Dinny den Tee trank, sah ihr Adrian zu, ein wehmütiges Lächeln auf den vom Schnurrbart und dem Ziegenbärtchen halb verborgnen Lippen. Seit der tragischen Affäre Forests stand sie in seinen Augen mehr denn je als ideale Nichte da; nun schien sie tatsächlich in großen Sorgen zu sein.

In den einzigen Armstuhl zurückgelehnt, saß sie mit gekreuzten Beinen da, preßte die Fingerspitzen aneinander und wirkte so ätherisch, als könne sie jeden Augenblick davon schweben. Mit Wohlgefallen ruhte sein Blick auf ihrem dichten, kastanienbraunen Haar. Doch während ihrer Erzählung, bei der sie keine Einzelheit überging, wurde sein Gesicht zusehends länger. Sie hielt inne, dann bat sie:

„Ach Onkel, schau doch nicht so drein!“

„Schau ich denn so drein?“

„Ja.“

„Soll ich nicht überrascht sein, Dinny?“

„Ich möchte deine ‚Einstellung‘ — so nennt man’s doch — zu seinem Verhalten erfahren.“ Und sie sah ihm gerade in die Augen.

„Meine personliche Einstellung? Ohne daß ich ihn kenne? Nur unter Vorbehalt.“

„Wenn es dir recht ist, sollst du ihn kennenlernen.“

Adrian nickte und sie bat:

„Sag mir das Schlimmste! Was werden andre Leute, die ihn nicht kennen, zu der Geschichte sagen?“

„Wie hat es denn auf dich gewirkt, Dinny?“

„Ich hab ihn doch gekannt.“

„Seit einer Woche.“

„Und zehn Jahren.“

„Du wirst mir doch nicht weismachen, ein Blick und drei Worte auf einer Hochzeit —“

„Damals hat es begonnen, lieber Onkel. Nun hab ich ja auch seine Gedichte gelesen und dabei alle seine Gefühle miterlebt. Er ist glaubenslos; die ganze Geschichte war für ihn gewiß ein Heidenspaß.“

„Freilich, freilich. Ich kenne seine Dichtungen — Skepsis und Liebe zum Schönen. Typen wie er wachsen am Ende langer Epochen nationaler Machtentfaltung empor, nach einer Zeit, in der das Individuum wenig, der Staat alles bedeutet. Dann schießt auf einmal das liebe Ich in die Höhe und möchte dem Staat mit seinen morschen Idolen einen Fußtritt versetzen. Das versteh ich ja recht gut, aber — du warst noch nie im Ausland, Dinny.“

„Nur in Italien, Paris und den Pyrenäen.“

„Das zählt nicht. Du hast noch nie in Ländern gelebt, wo England ein gewisses Prestige wahren muß. In solchen Himmelsstrichen müssen wir Engländer alle für einen, einer für alle stehn.“

„Das bedachte er in jenem Augenblick wohl kaum, Onkel.“

Adrian sah sie an und schüttelte den Kopf.

„Ich kann es noch immer nicht glauben,“ meinte Dinny. „Gott sei Dank, daß er es nicht bedachte, sonst hätt ich ihn kaum wieder getroffen. Muß der Mensch sich wirklich für falsche Götzen opfern?“

„Darum handelt es sich nicht, liebe Dinny. Im Morgenland, wo die Religion dem Menschen noch immer das höchste Gut bedeutet, kannst du die Tragweite eines solchen Glaubenswechsels kaum hoch genug einschätzen. Nichts kann die Achtung des Orientalen vor uns Engländern so schwer schädigen, wie die Preisgabe der Religion vor dem Flintenlauf des Feindes. Desert hätte sich die Frage vorlegen müssen: ‚Bedeutet es mir so viel, was für eine Meinung sich die Welt über mein Vaterland und seine Bewohner bildet, daß ich eher sterben als dieses Ansehn schmälern will?‘ Verzeih, Dinny, das ist klipp und klar der Kern des Problems.“

Dinny schwieg eine Minute und fuhr dann fort:

„Ich bin fest überzeugt, hätte es sich um etwas andres gehandelt, was diesem Ansehn Abbruch tat, Wilfrid wäre eher gestorben, statt sich drein zu fügen. Doch er mag nicht zugeben, daß der Ruf des Engländers bei den Orientalen lediglich vom Festhalten am Christentum abhängt.“

„Ein warmes Plädoyer des Verteidigers. Doch schwor er nicht nur das Christentum ab, sondern trat zum Islam über, vertauschte eine Reihe abergläubischer Dogmen mit andern.“

„Begreifst du denn gar nicht, Onkel, daß das ganze für ihn nur ein Heidenspaß war?“

„Nein, meine Liebe, ich fürchte, das begreif ich nicht.“

Während Dinny sich zurücklehnte, fiel es Adrian auf, wie erschöpft sie aussah.

„Gut. Nun, wenn du es nicht verstehst, wird es niemand verstehen, wenigstens niemand aus unsern Kreisen, und das will ich erfahren.“

Etwas wie Schmerz erfaßte Adrian. „Dinny, die ganze Geschichte währt erst zehn Tage, das Leben liegt noch vor dir. Wie du mir sagtest, ist er bereit, auf deine Hand zu verzichten — alle Achtung! Willst du dich nicht frei machen, um deinet- und seinetwillen?“

Dinny lächelte.

„Onkel, du darfst dich vielleicht rühmen, daß du deine Freunde im Unglück im Stich läßt! Was verstehst du auch von Liebe! Du hast ja bloß achtzehn Jahre auf deine Frau gewartet. Köstlich bist du!“

„Zugegeben,“ erwiderte Adrian. „Ich hab jetzt offenbar recht onkelhaft getan. Wenn ich wüßte, daß Desert so treu sein kann wie du, würde ich dir sagen: ‚Geh deinen Weg, meinetwegen in die Hölle! Meinen Segen hast du!‘“

„Dann mußt du Wilfrid kennenlernen.“

„Gut. Aber ich kannte Ewigliebende, die sich binnen Jahresfrist scheiden ließen, und einen Mann, den sein Flitterwochenglück so ganz gefangen nahm, daß er sich zwei Monate später eine Geliebte hielt.“

„Wir aus unserer Familie sind von anderer Art. Die ideale Liebe, die ich im Film gesehen, hat mich vergeistigt.“

„Wer weiß schon etwas von dieser Geschichte?“

„Michael und Onkel Lawrence, vielleicht auch Tante Emily, ich überlege noch, ob ich die Einzelheiten in Condorford erzählen soll.“

„Laß mich mit Hilary drüber sprechen. Er findet gewiß einen neuen Gesichtspunkt, sicherlich keinen orthodoxen.“

„Bitte, Onkel Hilary kann es erfahren.“ Sie erhob sich.
„Ich darf also Wilfrid herbringen?“

Adrian nickte. Als sie fort war, stand er wieder vor seiner Landkarte der Mongolei, auf der ihm die Wüste Gobi wie ein bluhender Rosengarten erschien, verglichen mit der trostlosen Einöde, in die seine Lieblingsnichte wandern wollte.

ZWÖLFTES KAPITEL

Dinny blieb in der Mount Street zum Abendessen, um Sir Lawrence zu sprechen.

Als er heimkam, saß sie schon wartend in seinem Arbeitszimmer und fragte ihn ohne Umschweife:

„Onkel Lawrence, weiß Tante Emily von der Geschichte, die du und Michael wissen?“

„Jawohl, Dinny. Warum?“

„Sie war so diskret. Ich hab es Onkel Adrian erzählt, er schien zu glauben, Wilfrid habe das Ansehn Englands im Orient geschädigt. Steht England denn wirklich in so hohem Ansehn? Ich dachte, die Ausländer hielten uns für eine Nation erfolgreicher Heuchler, die Inder für anmaßende Rohlinge.“

Sir Lawrence krummte sich.

„Du verwechselst das Ansehn der Nation mit dem Ruf des Einzelnen. Beides muß man scharf auseinanderhalten. Der einzelne Engländer gilt im Orient als unerschrockener Mann, der sein Wort hält und treu zu den Seinen steht.“

Dinny wurde feuerrot. Der Vorwurf in diesen Worten war ihr nicht entgangen.

„Im Orient,“ fuhr Sir Lawrence fort, „steht der Engländer oder besser gesagt, der Brite, denn er stammt ebenso oft aus Schottland, Wales oder dem Norden Irlands, meist isoliert da. Sei er nun Reisender, Archäolog, Soldat, Staats- oder Zivilbeamter, Landwirt, Arzt, Ingenieur, Missionar —

jedenfalls repräsentiert er eine kleine, gesonderte Gruppe der Gesellschaft und stützt sich gegen jeden Angriff auf das starke Ansehn Englands. Wenn nun ein einziger Engländer dieses Ansehn erschuttert, dann zieht er dadurch auch die ganze Schar seiner Landsleute herab, die zerstreut inmitten feindlicher Eingeborener leben. Das weiß man allgemein und ist von der Bedeutung dieser Tatsache durchdrungen. Gegen solche Gegner habt ihr nun anzukämpfen und dürft sie keineswegs unterschätzen. Wie sollte der Orientale, dem die Religion viel bedeutet, Verständnis dafür aufbringen, daß sie manchem unter uns nichts bedeutet? Für die Morgenländer ist der Brite ein gläubiger Christ und gibt, wenn er seine Religion abschwört, sein kostbarstes Gut preis.“

„Wilfrid ist also in den Augen unserer Kreise gerichtet,“ stellte Dinny trocken fest.

„In den Augen der Engländer, die in den Kolonien leben müssen, leider höchstwahrscheinlich. Wie sollte es auch anders sein? Wenn diese isoliert lebenden Menschen nicht fest darauf bauen können, daß keiner von ihnen sich den Eingeborenen unterwirft und die Landsleute im Stich läßt, ist es um ihre Position geschehn. Meinst du nicht auch?“

„Das hab ich mir noch nie so recht überlegt.“

„Du kannst überzeugt davon sein, Michael hat mir Wilfrids Gedankengang genau auseinandergesetzt. Als glaubensloser Mann wie ich mag man viel dafür ins Treffen führen. Mir ginge es auch verdammt gegen den Strich, mich wegen einer solchen Sache über den Haufen schießen zu lassen. Doch dann liegt nicht der Kern des Problems. Wilfrid hat das eben nicht erkannt. Warum aber erkannte er es nicht? Drauf muß ich dir leider entgegenen: ‚Weil ihm sein geistiger Hochmut dafür den Blick nahm.‘ Das kann er also nicht zur Verteidigung anführen, denn geistiger Hochmut ist den

Behörden und der Welt im allgemeinen verhaßt. Entsinne dich, diese Eigenschaft hat auch Luzifer ins Verderben gestürzt.“

Während Dinny dem Onkel lauschte, hing ihr Blick unverwandt an seinen beweglichen Zügen.

„Du glaubst gar nicht, was man nicht alles am Ende entbehren kann,“ erklärte sie.

Sir Lawrence klemmte überrascht sein Monokel wieder ins Auge.

„Machst du jetzt auch schon solche Gedankensprünge wie deine Tante?“

„Wenn man den Beifall der Welt nicht findet, kann man schließlich auch ohne ihn leben.“

„Um Liebe lasse ich die ganze Welt!“ Das klingt tapfer, hält aber im Leben der Probe nicht stand. Auf Opfern des einen Teils läßt sich schwer ein gemeinsames Leben aufbauen, der andre Teil kommt schließlich darüber doch nicht hinweg.“

„Ich geb mich ja auch mit einem bescheidenen Maß von Glück zufrieden.“

„Dinny, für dich ist mir das nicht genug.“

„Das Abendessen!“ rief Lady Mont von der Tür her. „Dinny, habt ihr einen Staubsauger zu Haus? Man verwendet diese Apparate jetzt auch zum Pferdeputzen,“ fuhr sie auf dem Weg ins Speisezimmer fort.

„Warum nicht auch bei Menschen,“ murmelte Dinny, „um sie von Angst und Aberglauben zu säubern? Onkel wäre dagegen.“

„Ihr habt also miteinander gesprochen. Blore, geh hinaus!“

Als er draußen war, fügte sie hinzu:

„Dein Vater macht mir Sorge, Dinny.“

„Mir auch.“

„Als Kind hab ich ihn meistens untergeknien. Aber eine Tochter! Tut nichts, er muß nachgeben.“

„Emily!“ rief Sir Lawrence warnend, als Blore zurückkam.

„Na schön,“ meinte Lady Mont, „Glaubensbekenntnisse undsoweiter — zu langweilig! Fürs Taufen bin ich auch nie gewesen — so eine Rücksichtslosigkeit gegen das arme Kleine, es fremden Leuten auf den Arm zu legen — aber die Frommen berührt das weiter nicht, die kümmern sich nur um Kelch und Bibel. Warum schmückt man übrigens die Kelche mit Farnblättern? Oder tut man das nur beim Bogenschießen? Onkel Cuthbert gewann dabei einmal einen Kelch, als er noch Kurat war. Damals war das Mode. Wie aufregend das alles ist!“

„Tante Emily,“ erklärte Dinny, „ich hoffe und wünsche, daß niemand sich über mich und mein unbedeutendes Schicksal aufregt. Solang niemand das tut, können wir ja glücklich sein.“

„Kluge Worte! Lawrence, das mußt du Michael erzählen. Blore, schenk Miß Dinny ein Glas Sherry ein!“

Dinny nippte am Sherry und betrachtete über das Glas hinweg das Gesicht ihrer Tante. Es wirkte so beruhigend, mit seinen leicht emporgezogenen Brauen, den gesenkten Lidern, der Adlernase und dem silbrig-schimmernden Haar. Wie aufrecht hielt sie den Kopf und wie stattlich wirkten Hals, Schultern und Büste!

Im Taxi unterwegs zum Paddingtonbahnhof stand ihr auf einmal Wilfrid deutlich vor Augen, allein, von dieser Gefahr bedroht. Um ein Haar hätte sie sich zum Fenster hinausgelehnt und gerufen: ‚Cork Street!‘ Doch das hieße, die Sache nur noch mehr aufbauschen. Das Auto bog um eine Ecke. Ja, lieber nicht mehr zu Wilfrid! Aller Kummer auf Erden kam nur daher, daß eine Liebe wider die andre stritt. Wieviel

einfacher wäre doch alles, hätte ihre Familie sie nicht so lieb, und sie nicht die Ihren!

„Gepäck, Miß?“ fragte ein Träger.

„Keines, danke!“ Als kleines Mädel hatte sie stets einen Gepäckträger heiraten wollen, das waren so nette Leute! Nachher kam ihr Musiklehrer aus Oxford an die Reihe. Als sie zehn war, hatte er in den Krieg ziehn müssen. Sie kaufte eine illustrierte Zeitschrift und nahm in einem Waggon dritter Klasse Platz, war aber sehr müde und schmiegte sich in die Ecke. Bahnfahrten nahmen ihre magere Börse immer arg her. Mit zurückgelehntem Kopf schlief sie ein und merkte beim Erwachen, daß die Frau ihr gegenüber sie anstarrte.

„Hab ich geschnarcht?“

„Nein, ich war nur überrascht, daß Sie in dieser Stellung nicht schnarchten. Mandel- und Drüsenschwellungen sind heutzutage so verbreitet.“

„Ach ja,“ meinte Dinny, „ohne die könnte man überhaupt nicht mehr existieren.“

„Wie ein Bild sahn Sie aus,“ bemerkte die Fremde, die eine städtische Krankenpflegerin zu sein schien. „Mir tat es leid, als Sie erwachten.“

„O,“ murmelte Dinny verlegen, „wie schmeichelhaft! Man sieht sich eben nie selbst während des Schlafens. Ich fürchte, ich sah aus wie Mars auf dem Bild in der Nationalgalerie.“

Ein leichter Schatten glitt über die Züge ihrer Reisegefährtin.

„Diese italienischen Gemälde!“ meinte sie. „Wie nur die Leute dort über die Venus sprachen, ich war ganz überrascht.“

„Wie, das herrlichste Bild der Welt, finden Sie nicht auch?“

„Mir hat es nicht gefallen. Wie diese Venus nur gebaut ist und was sie alles zeigt!“

Dinny lächelte. „Kein Zollbreit zu viel.“

„Und sie schaut drem, als hätte sie geweint.“

„Kein Wunder,“ dachte Dinny, „wenn sie sich unversehens in einer Welt wie der unsern findet.“

Als sie den Zug verließ, schien der Mond, fast Vollmond; die Nacht war windig und voll wurzigen Dufts. Dinny mußte zu Fuß gehn. Es war hell genug, querfeldein zu wandern. Sie stieg über das erste Zaungatter und schritt auf dem Feldweg hin. Da fiel ihr jene Nacht vor nahezu zwei Jahren ein, als sie mit dem gleichen Zug heimgekommen war und die Botschaft von Huberts Enthaftung gebracht hatte. Fahl und verhärtet war der Vater in seinem Arbeitszimmer gesessen, doch bei dieser Freudenkunde schien er auf einmal ganz verjüngt. Und heute kam sie mit einer Nachricht, die ihn kranken mußte! Dem Vater allein scheute sie sich, entgegenzutreten, ihm allein. Mutter — nun, Mutter war ja lieb und gut, aber auch halstarrig. Immerhin hatten Frauen keine so unerbittlich strengen Ansichten von nationaler Würde wie Männer. Hubert? In fruheren Zeiten hätte sie am meisten vor ihm gebangt. Seltsam, wie so ganz hatte sie ihn verloren! Hubert würde außer sich sein. Er hatte strenge Ehrbegriffe. Na, sie würde seine Mißbilligung ertragen. Aber Vater! Hatte er so etwas nach vierzig Jahren harter Pflichterfüllung verdient?

Eine braune Eule flog von der Hecke zu ein paar Heuschobern hinüber. In diesen Mondnachten flogen so viele Eulen umher, grauig klang der Schrei ihrer Beute durch die Nacht. Und doch mußte man diese Eulen lieb haben, diese Vögel mit ihrem plumpen, lautlosen Flug und den gleichmäßigen, aufreizenden Rufen! Sie stieg über das nächste Zaungatter und kam auf eignen Grund und Boden. Auf diesem Feld gab es einen Schuppen, in dem das alte Dienstpferd ihres

Vaters die Nacht zuzubringen pflegte. „Kam es auf mich an, ich möchte nicht einmal einen alten Ochsen verkaufen, der für mich gearbeitet hat!“ Wer hatte doch diesen Ausspruch getan? Plutarch oder Plinius? Jedenfalls ein lieber alter Herr! Nun war das Rattern des Zugs in der Nacht verhallt, tiefe Stille ringsumher, nur das Rascheln des Windhauchs in den jungen Blättern und das Stampfen des alten ‚Kismet‘ im Schuppen. Sie überquerte ein zweites Feld und kam zu einer schmalen, aus Baumstämmen gezimmerten Brücke. Die Nachtluft war süß und schwer, wie das Gefühl, das sie jetzt ganz durchdrang. Sie schritt über die Brücke und glitt zwischen den Apfelbäumen in den Garten. Hell und lebendig schimmerten sie zwischen ihr und dem mondklaren Himmel, über den der Wind hinfegte. Ihr war's, als höre sie das leise Atmen dieser Bäume, ihr Preishied auf das eigene Erbluhn. Wie tausend weiße Flammen glommen die Aste, so schon, als habe sie der Schöpfer, trunken vom Rausch der Mondnacht, gestaltet und in Sternenglanz gebadet. Und mit jedem neuen Frühling erneute sich hier dieses Wunder seit hundert Jahren und noch mehr. In einer Nacht wie dieser scheint einem die ganze Welt ein wunderbares Geheimnis, doch keines ihrer Wunder wirkte auf Dinny so ergreifend wie diese Apfelblute. Während sie unter den alten Baumen stand und mit der Nachtluft den feinen Staub ihrer Flechten und der Rinde einsog, kamen ihr die vielen wunderbaren Schönheiten Englands in den Sinn. Grasbewachsener Hügelhang und Lerchentriller, lautlose Tropfen im goldschimmernden Geäst der Wälder, wenn nach dem Regen die Sonne wieder schien; Ginster auf windgepeitschter Heide; Pferde, die am Ende der langen, samtschwarzen Furchen den Pflug wandten; weidenumsäumte Bäche, bald klar, bald grun; Strohdächer und der Rauch der Holzfeuer; Wiesen mit frischem Heu und fahl-

gelbe Kornfelder, dahinter die blaue Weite und drüber der ewig wechselnde Himmel — das alles schien Dinny herrlich, doch das herrlichste Kleinod dünkte sie dieser weiße Frühlingszauber. Da merkte sie, das lange Gras war ganz feucht und hatte ihre Schuhe und Strümpfe durchnäßt. Das Mondlicht war hell genug, daß sie auf dem Rasen die Blütensterne der Narzissen und Hyazinthen schimmern sah, hie und da auch eine blasse Tulpe; wahrscheinlich gab es hier auch noch ein paar Primeln, Glocken- und Schlüsselblumen. Sie schlupfte weiter, ließ die Bäume hinter sich und warf noch rasch einen Blick auf ihre weiße Pracht zurück. „Als wären sie vom Mond gefallen!“ fuhr es ihr durch den Sinn. „Dazu hab ich meine besten Strümpfe an!“

Sie schritt durch den von einer niedern Mauer umschloßnen Obstgarten, dann quer über den Rasenplatz und kam zur Terrasse. Elf Uhr vorüber! Nur im Erdgeschoß, im Arbeitszimmer ihres Vaters noch Licht! Wie glich doch alles jener andern Nacht!

„Ich erzähl es Vater lieber nicht,“ dachte sie und klopfte ans Fenster.

Er öffnete ihr die Tür.

„Du, Dinny! Du bist also doch nicht die Nacht über in der Mount Street geblieben?“

„Nein, Vater, ich kann mir doch nicht immer fremde Nachtkleider ausleihen.“

„Setz dich und trink eine Tasse Tee. Ich wollt eben einen kochen.“

„Liebster Vater, ich komme durch den Obstgarten und bin bis zu den Knien durchnäßt.“

„Zieh die Strümpfe aus, da hast du ein paar alte Pantoffel!“

Dinny streifte die Strümpfe ab und starrte im Lampen-

schein auf ihre Beine nieder, während der General den Spiritusbrenner anzündete. Er nahm nicht gern fremde Hilfe in Anspruch. Sie sah ihm zu, als er sich über den Teekessel beugte. „Wie schlank er noch ist,“ ging es ihr durch den Kopf, „und wie flink und präzise in jeder Bewegung!“ Seine gebräunten Hände mit dem dunklen Haarflaum hatten lange, geschickte Finger. Dann stand er reglos da und sah auf die Flamme. „Braucht einen neuen Docht,“ bemerkte er. „In Indien stehn uns leider böse Unruhn bevor.“

„Indien schafft uns, scheint mir, mehr Unruhe, als es wert ist.“

Der General wandte ihr das Gesicht mit den hohen, aber schmalen Backenknochen zu; sein Blick ruhte auf ihr, die dünnen Lippen unter dem kurzgeschnittenen Schnurrbart umspielte ein Lächeln.

„So geht's einem bei anvertrauten Gutern öfters, Dinny. Hast übrigens sehr hubsche Beine.“

„Muß ich doch haben, Vater, als deine und Mutters Tochter.“

„Die meinen passen nur in Stiefel, sind stark und sehnig. Hast du Mr. Desert nach Condaford eingeladen?“

„Nein, heute noch nicht.“

Der General grub die Hände in die Rocktaschen. Er hatte den Frack, den er beim Abendessen getragen, bereits abgelegt und trug nun eine alte, gelbbraune Jagdjoppe. Die Manschetten waren, wie Dinny feststellte, ein wenig zerfranst, einer der Lederknöpfe fehlte. Der Vater zog die dunklen, stark gewölbten Brauen zusammen, bis inmitten der Stirn drei senkrechte Falten standen. Dann erklärte er ruhig:

„Dinny, dieser Glaubenswechsel bleibt mir unverständlich. Milch oder Zitrone?“

„Zitrone, bitte.“

„Jetzt los!“ dachte sie. „Mut!“

„Zwei Stuck Zucker?“

„Drei — mit Zitrone, Vater.“

Der General griff nach der Zuckerkange, ließ drei Stück und ein Zitronenscheibchen in die Tasse gleiten, dann legte er die Zange zurück und beugte sich wieder über den Kessel.

„Kocht schon,“ sagte er und goß die Tasse voll. Er warf einen gehäuften Löffel Tee hinein, zog den Löffel zurück und reichte die Tasse seiner Tochter.

Dinny rührte den dünnen, goldklaren Trank um, tat einen Schluck, behielt die Tasse auf dem Schoß und wandte das Gesicht zu ihm empor.

„Ich kann dir's nicht erklären, Vater,“ entgegnete sie und dachte: „Je mehr ich rede, umso weniger wird er mich verstehn.“

Der General füllte die eigne Tasse und nahm wieder Platz. Dinny hielt den Griff ihres Löffels krampfhaft umklammert.

„Als Wilfrid weit draußen in Darfur war,“ sagte sie, „fiel er eines Tags einem Trupp fanatischer Araber in die Hände; es gibt dort noch immer Anhänger des Mahdi. Ihr Anführer ließ Wilfrid in sein Zelt bringen und versprach, ihm das Leben zu lassen, wenn er sich zum Islam bekenne.“

Sie sah ihren Vater zusammenzucken, so daß ein wenig Tee auf den Teller rann. Der Alte hob die Tasse und goß den Tee zurück. Dinny fuhr fort:

„Wilfrid denkt über die Religion, wie wir jungen Leute es heute ja meist tun, bloß noch viel radikaler. Er hat nicht nur allen Glauben an das Christentum verloren, sondern haßt jede überlieferte Form der Religion, behauptet, sie richte zwischen den Menschen trennende Schranken auf und bringe mehr Leid und Jammer über sie als alles andre. Und dann, Vater, ver-

stehst du — wenn du seine Gedichte gelesen hättest, würdest du's bestimmt verstehn — die sinnlose Vergeudung von Menschenleben im Weltkrieg hat Wilfrid arg verbittert; soviel Ströme Blut, vergossen wie Wasser auf das Kommando von Leuten, die selbst nicht wußten, was sie wollten.“

Wieder zuckte der General leicht zusammen.

„Es war so, Vater! Auch Hubert hab ich schon ähnlich sprechen gehört. Seit dem Krieg empfindet Wilfrid jedenfalls tiefen Abscheu vor dem unsinnigen Opfern von Menschenleben und tiefstes Mißtrauen gegen alle überlieferten Idole und Glaubenssätze. Nur fünf Minuten blieben ihm zum Überlegen. Er tat es nicht aus Feigheit, nein, aus bitterem Hohn darüber, daß Menschen einander ums Leben bringen, Dogmen zuliebe, die ihm alle unhaltbar scheinen. Da zuckte er nur die Achseln und ging drauf ein. Natürlich mußte er danach Wort halten und sich den Zeremonien unterziehen. Aber du kennst ihn ja nicht, drum rede ich gewiß in den Wind.“ Sie seufzte und tat einen durstigen Zug.

Der General hatte seine Tasse niedergestellt, stand auf, stopfte sich eine Pfeife, zündete sie an und blieb am Kamin stehn. Seine Züge waren ernst, duster, gefurcht.

„Ich weiß nicht mehr, wo ich bin,“ meinte er schließlich. „Der Glaube, den unsere Väter seit Jahrhunderten hochhielten, soll auf einmal keinen Pfifferling wert sein? Und alles, was uns zum stolzesten Volk der Welt gemacht hat, soll man auf Geheiß des nächstbesten Arabers über Bord schmeißen? Männer wie die Lawrences, John Nicholson, Chamberlayne, Sandeman und tausend andre gaben Gut und Blut dafür, uns Englandern den Ruf tapfrer, worttreuer Männer zu schaffen, und jetzt darf jeder darauf pfeifen, sobald ihm der Gegner die Pistole auf die Brust setzt?“

Dinnys Löffel klirrte gegen den Teller.

„Wenn es aber nicht jeder tun darf, warum soll es einer dürfen? Warum gerade dieser eine?“

Dinny bebte an allen Gliedern und gab keine Antwort. Weder Adrian noch Sir Lawrence hatten solchen Eindruck auf sie gemacht; zum ersten Mal ging ihr nun auch ein Wort von der andern Seite nah. Hatte der Vater an ererbte Ideen gerührt, oder griff auf sie die Erregung eines Mannes über, den sie stets bewundert und geliebt und fast nie viel reden gehört hatte? Sie fand kein Wort der Erwiderung.

„Ich weiß nicht, ob ich religios bin,“ fuhr der General fort, „aber der Glaube meiner Väter genügt auch mir,“ — er machte eine Bewegung, als wolle er hinzufügen: „Ich lasse die eigene Person aus dem Spiel, aber Dinny, i c h hatte es nie zuweg gebracht, einem solchen Diktat zu gehorchen, nie und nimmer hätte ich das gekonnt und kann auch nicht verstehn, wie e r es konnte.“

Ruhig entgegnete Dinny: „Ich will ja gar nicht versuchen, es dir verständlich zu machen, Vater. Du verstehst es nicht, gut, finden wir uns damit ab. Die meisten Menschen haben in ihrem Leben etwas getan, was andern, hätten sie es erfahren, unbegreiflich erschienen wäre. Von Wilfrid weiß man diese Geschichte — das macht den ganzen Unterschied.“

„Wie? Du willst doch nicht damit sagen, die Drohung sei bekannt, der Beweggrund des Glaub —“

Dinny nickte.

„Wieso?“

„Ein gewisser Mr. Yule hat das Gerucht aus Agypten heimgebracht. Onkel Lawrence ist der Ansicht, es lasse sich nicht mehr vertuschen. Ich wollte dir das Schlimmste nicht verschweigen.“ Sie nahm die nassen Strumpfe in die Hand. „Möchtest du mir den Gefallen tun, es statt meiner der Mutter und Hubert mitzuteilen?“ Und sie erhob sich.

Der General tat einen tiefen Zug aus der Pfeife, es klang wie ein Gurgeln.

„Deine Pfeife muß geputzt werden, lieber Vater, morgen will ich's tun.“

„Ein Paria wird er sein!“ stieß der General hervor, „ein Paria! Dinny! Dinny!“

Mehr als jedes andre Argument rührten und entwaffneten Dinny diese Worte. Plötzlich empfand sie, sein Widerstand kam von seiner selbstlosen Liebe, nicht aus persönlichen Gründen.

Sie biß sich auf die Lippe und sagte:

„Vater, wenn ich bei dir sitzen bleibe, fang ich noch zu heulen an. Meine Füße sind eiskalt. Gute Nacht, liebster Vater!“

Sie wandte sich und trat rasch zur Tür; der General stand da wie ein eben angeschirrtes Roß

Sie ging in ihr Zimmer hinauf, setzte sich aufs Bett und rieb die kalten Füße aneinander. Nun war's geschehn. Jetzt mußte sie sich dran gewöhnen, daß dieses feindliche Gefühl der Ihren sie fortan wie eine Mauer umschließen wurde, wie eine Mauer, die sie übersteigen mußte, um ihrer Liebe leben zu können. Und wie sie so dasaß und immer wieder die Füße aneinanderrieb, merkte sie zu ihrer Überraschung, daß die Worte des Vaters ihren heimlichen Beifall fanden, ihr Gefühl für Wilfrid aber nicht im mindesten berührten! Hatte die Liebe denn gar nichts mit dem Urteil des Verstandes zu schaffen? Entsprach das alte Bild des blinden Liebesgotts der Wahrheit? Machten die Fehler des geliebten Wesens es einem tatsächlich nur umso teurer? Diese Erfahrung ging offenbar auf dieselbe Ursache zurück wie das Mißfallen an allzu edel gezeichneten Romanfiguren. Solche Tugendengel gehn einem auf die Nerven, man wird ungeduldig, wenn man das Gute belohnt und das Böse bestraft sieht.

„Steht die Lebensführung meiner Familie,“ dachte sie, „denn wirklich so viel höher als meine, oder will ich Wilfrid nur recht nah bei mir haben und scher mich den Teufel drum, was er ist oder nicht ist, wenn er nur zu mir kommt?“ Plötzlich überfiel sie das seltsame Gefühl, sie kenne Wilfrid nun bis auf den Grund der Seele, mit all seinen Fehlern und Schwächen und auch den Vorzügen, die dafür Ersatz boten und ihre Liebe wachhalten wurden; denn um das Geheimnis der Liebe kreisten alle ihre Gedanken. „Alles Böse errate ich instinktiv,“ dachte sie mit trubem Lächeln, „aber das Gute, Wahre, Schöne ruft meinen Zweifel wach!“ Und fast zu mude, um sich zu entkleiden, ging sie zu Bett.

DREIZEHNTES KAPITEL

„Haus Dornenstrauch“, Jack Muskham's Landsitz in Royston, war ein altmodischer, niedriger Bau, von außen schlicht, im Innern behaglich. Bilder von Rassepferden und Farbdrucke von Sportszenen bedeckten die Wände. Ein einziges, selten benutztes Zimmer gab vom Vorleben seines Eigentümers Kunde. „Nur dieser Raum,“ schrieb ein amerikanischer Zeitungsmann, der Jack Muskham, den „letzten Dandy“, wegen eines Interviews über Rassezuchtung aufgesucht hatte, „nur dieser Raum zeugt von dem Vorleben dieses Aristokraten in unsern glorreichen Sudstaaten. Hier ersteht vor unserm Blick sein abenteuerreiches Dasein auf den unabsehbar weiten Steppen von New Mexiko, Arizona und Sonora, jene Zeit, da dieser Vollblutdandy als munterer Jungling das Vieh in die Hurde trieb und auf windschnellem Mustang mit unsern braunen Jungen dort draußen um die Wette ritt. Hier finden wir Matten aus Navaho, Silberschmiedearbeiten, Roßhaargeflechte aus El Paso, breitrandige Cowboyhute und eine Sammlung mexikanischen Pferdegeschirrs mit Silbergehängen. Ich holte meinen Gastgeber über diesen Abschnitt seiner Laufbahn aus. „Ach richtig,“ erwiderte er in seinem gedehnten, echt englischen Tonfall, „mir scheint, ich trieb dort als blutjunger Bursche fünf Jahre hindurch Kuhe auf die Weide. Sie müssen wissen, ich hatte nichts andres im Sinn als Pferde und mein Vater war der Meinung, die amerikanische Farm sei eine bessere Vorschule für mich als das englische Hindernisreiten.“

„Dürfte ich um Daten bitten?“ fragte ich diesen hochgewachsenen Aristokraten mit dem scharfen Blick und dem lässigen Wesen.

„Gewiß,“ gab er zur Antwort. „1896 verließ ich das Eton College und reiste schnurstracks zu Tommy Delahays Farm nach Texas. 1901 kam ich nach England zurück. Und abgesehen von den Kriegsjahren, hab ich mich seither ausschließlich der Pferdezucht gewidmet.“

„Und während des Kriegs?“ fragte ich.

„Oo!“ erwiderte er und ich kam mir beinahe zudringlich vor, „die ganz gewöhnliche Laufbahn. Freiwilliger, Kavallerie, Schützengraben undsoweiter. In den beiden letzten Kriegsjahren war ich mit dem Ausheben und Zureiten der Pferde meiner Division betraut. Sie sehn also,“ fuhr er fort und ein Lächeln glitt über seine aristokratischen Züge, „die Pferde laufen mir überall selbst zu.“

„Sagen Sie mir, Mr. Muskham, waren Sie vom Leben bei uns drüben begeistert?“ fragte ich.

„Begeistert?“ versetzte er. „Und ob!“

Das amerikanische Blatt, das dieses Interview brachte, versah es mit folgender Überschrift:

BRITISCHER DANDY
LAUT EIGENER AUSSAGE
VOM LEBEN IN DEN SÜDSTAATEN
BEGEISTERT.

Muskhams Gestut lag gute anderthalb Kilometer vom Dorfe Royston entfernt. Falls er nicht bei einem Rennen, mit einem Pferdekauf oder ähnlichen Geschäften auswärts zu tun hatte, bestieg er Schlag dreiviertelzehn sein ‚Bummelpony‘ und trabte zu seinem ‚Pferdeerziehungsheim‘, wie der

Zeitungsman aus Amerika sein Gestut benannt hatte. Dieses Bummelpony pflegte Muskham als Beweis dafür anzuführen, was man mit Pferden erzielen könne, wenn man nie anders als mit freundlicher Stimme zu ihnen sprach. Es war eine kluge kleine Stute, drei Jahre alt, Dreiviertelblut, mit feinem, mausgrauem Fell, das aussah, als habe jemand eine Flasche Tinte drüber gegossen und die Flecken nur unvollständig entfernt. Außer einem halbmondförmigen Tupfen auf der Stirn wies sie keinen einzigen weißen Fleck auf. Ihre Mähne war kurzgeschnitten, der lange Schweif über dem Kniegelenk gestutzt. Die Augen blickten hell und klar, die Zähne waren für ein Roß geradezu Perlenzähne. Sie hatte einen festen Schritt und fand nach jedem Stolpern augenblicklich das Gleichgewicht wieder. Beim Reiten schlang sich ein einziger Zugel lose um ihren Nacken, noch nie hatte ein Zaum ihr Maul berührt. Sie maß nur anderthalb Meter; wenn Jack Muskham auf ihrem Rücken saß, reichten seine Beine sehr tief hinab, seine Steigbügel hingen an langen Lederriemen. Auf dieser Stute saß man nach Muskham's Ausspruch wie in einem bequemen Lehnstuhl. Kein Mensch durfte sie berühren, nur er selbst und ein Stalljunge, den er wegen seiner ruhigen Stimme, ruhigen Hände, ruhigen Nerven und ruhigen Wesensart zu diesem Dienst erkoren hatte.

Am Tor des quadratischen Gestuthofs stieg Jack Muskham von dieser Stute ab und trat ein, eine Zigarette in kurzer Bernsteinspitze zwischen den Lippen. Auf dem Rasenplatz in der Mitte traf er mit seinem Gestutwarter zusammen. Dann besichtigten sie gemeinsam die Ställe, in denen die kleinen Fohlen bei ihren Müttern standen und Jährlinge zu zweit in eigenen Verschlägen. Ab und zu ließ Muskham das eine oder andre auf den mit Lohe bestreuten Weg führen, der sich gegen den Hof zu an die Stallungen schloß. Nach dieser Mu-

sterung traten die beiden unter den Schwibbogen gegenüber dem Eingang und schritten ins zweite Gestüt, wo sich Stuten, Fohlen und Jährlinge tummelten. Die Disziplin in seinem ‚Pferdeerziehungsheim‘ war tadellos. Allem Anschein nach waren Jack Muskham's Bedienstete nicht minder ruhig, reinlich und wohlgezogen als die ihnen anvertrauten Pferde. Vom Zeitpunkt seines Eintritts bis zu dem Augenblick, da er heraustrat und sein Bummelpony wieder bestieg, sprach Muskham ausschließlich von Pferden — in wortkarger, sachlicher Weise. Und tagtäglich gab es so viele Einzelheiten zu sehn und zu besprechen, daß er fast nie vor ein Uhr wieder zu Hause eintraf. Nie unterhielt er sich mit seinem Stutenwarter über die wissenschaftlichen Grundlagen der Rassezucht, trotz der bemerkenswerten Kenntnisse dieses Funktionärs; denn für Jack Muskham war und blieb die Rassezucht als Wissenschaft ein Gegenstand der Geheimdiplomatie, ganz wie für einen Minister des Äußern die Beziehungen zu den fremden Staaten. Seine Zuchtpläne heckte er stets im geheimen aus auf Grund eingehender Studien und der Weisungen, die ihm seine ‚Spurnase‘ gab — er sprach von ‚Spurnase‘, andre hätten es vielleicht sein Vorurteil genannt. Mochten Gestirne zerschellen, Premierminister geadelt werden, Erzherzöge ihre angestammten Rechte zurückerobern, mochten Erdbeben ganze Städte verschlingen und alle möglichen andern Katastrophen hereinbrechen, was verschlug's — so lang Jack Muskham die St. Simonszucht mit entsprechenden Exemplaren der Hampton- oder Bend Or-Rasse kreuzen konnte? Oder nach einem von ihm erfundenen, noch originelleren Verfahren die alte Herodesrasse durch Paarung mit der Le Sancyzucht an die Wurzel und Spitze eines Stammbaums setzen konnte, der Carbiner- und Barcaldinerblut in sich vereinte? Er war in der Tat ein Idealist. Sein Ideal war die ‚Zucht des vollkommenen Pfer-

des', ein Ideal, das vielleicht der Verwirklichung ebenso fern blieb wie die Ideale anderer Leute auch, nur nahm es nach Muskham's Meinung weit mehr den ganzen Menschen in Anspruch. Das erklärte er zwar nie so unumwunden — ein Gentleman nimmt nicht so hochtrabende Worte in den Mund. Auch setzte er nie auf Pferde, ließ sich also niemals durch materielle Interessen in seinem Urteil beirren. Dieser hochgewachsne Mann im zigarrenbraunen, kamelhaargefütterten Überrock mit mattbraunem Teint und mattbraunen Wildlederhandschuhen war vielleicht die bekannteste Figur von ganz Newmarket. Und im Jockey-Klub galten seine Aussprüche als Evangelium, nur noch drei Mitglieder genossen solches Ansehen wie er. Tatsächlich bewies Jack Muskham durch seinen Lebensweg, wie herrlich weit ein Mann es bringen kann, wenn er sein ganzes Sein stumm und ergeben einem einzigen Ziele widmet. Dieses Aufgehen in der Idee des 'vollkommenen Pferdes' verriet nur zu deutlich die Struktur seines eignen Wesens. Jack Muskham war Formalist durch und durch, einer der wenigen, die in diesem formzerstörenden Zeitalter noch übrig geblieben sind. Wie kam es aber, daß sein formalistisches Wesen gerade der Idee des vollkommenen Pferdes nachhing, um sich Ausdruck zu schaffen? Das erklärt sich teils aus der angeborenen Regelmäßigkeit des Rassepferds, teils aus der engen Verbindung, in der dieses Tier mit dem Buch der Bücher, dem von ihm so uberaus hochgehaltenen Zuchtbuch, stand, und teils daraus, daß Muskham im Kult des Rassepferds Zuflucht fand vor der schrankenlosen Skepsis, der lärmenden, knalligen, sensationellen, verlotterten Art und dem aufdringlichen Getöse dieser 'Bastardepoche', wie er unser Zeitalter nannte.

Im 'Hause Dornenstrauch' wurde die gesamte Arbeit von zwei Dienern versehn, nur zum Reinemachen kam täglich

eine Scheuerfrau. Wäre die nicht erschienen, so hätte auf Muskham's Landsitz nicht das leiseste Anzeichen darauf hingedeutet, daß es in der Welt auch Frauen gab. Sein Haus wirkte so mönchisch wie ein Klub, der dem Kult der Dame noch nicht erlegen war, doch viel behaglicher, weil es bedeutend kleiner war. Die Zimmer waren niedrig, zwei breite Treppen führten in das einzige Stockwerk empor, das noch niedrigere Räume hatte. Abgesehen von zahllosen Folianten der Fachwissenschaft über Rassepferde enthielt seine Bucherei lediglich Reisebeschreibungen, historische Werke und Kriminalgeschichten; andere Werke der schönen Literatur blieben wegen ihrer Skepsis, vulgären Redensarten, Schilderungen, Gefuhlsduselei und Sensationen aus dieser Sammlung verbannt; nur eine Gesamtausgabe der Romane von Surtees, Whyte Melville und Thackeray hatte Aufnahme gefunden.

Männer, die ihr ganzes Sein dem Dienst eines Ideals widmen, pflegt meist eine gewisse Ironie des Schicksals vor dem völligen Aufgehn in solchem Tun zu bewahren — auch bei Jack Muskham machte sich das geltend. Er, der sich die Zuchtung des vollkommenen Pferdes als Lebenszweck erkoren, ging allen Ernstes daran, den herkömmlichen Begriff des Rassepferds zu zertrummern und an seine Stelle ein Geschöpf zu setzen, dessen Blutmischung das Zuchtbuch mit keiner Silbe erwähnte!

Er selbst jedoch war sich dieses Widerspruchs nicht bewußt und saß mit Telfourd Yule beim Lunch; ihre Unterhaltung drehte sich noch immer um den Transport arabischer Stuten, als Sir Lawrence Mont gemeldet wurde.

„Möchtest du lunchen, Lawrence?“

„Danke, Jack, hab schon gespeist. Eine Tasse Kaffee mit Kognak hatt ich gern.“

„Gehn wir also ins Nebenzimmer.“

„Ein tadelloses Junggesellenheim!“ bemerkte Sir Lawrence, „eine Art Wunderbüchse, aus der meine Jugend emporsteigt, die ich nirgends mehr zu finden hoffte. Ha, hier sind die Gesamtausgaben von Surtees und Whyte Melville! Mr. Yule, Jack ist ein Unikum. Ein Mensch, der sich's leisten kann, so altmodisch zu sein, steht über den gewöhnlichen Sterblichen. Mr. Yule, welchen Ausspruch tat Mr. Waffles, als man Caingey an den Fersen hochzog, um aus seinen Taschen und Stiefeln das Wasser ausfließen zu lassen?“

Yules humorvolle Fratze zog sich in die Breite, doch er schwieg.

„Bitte, wörtlich!“ rief Sir Lawrence, „aber heutzutage weiß das niemand mehr. Er sprach also: ‚Ei, ei, Caingey, altes Haus, du siehst ja aus wie ein gesottenes Meerschwein in Petersiliensauce.‘ Ach ja! Und was gab Mr. Sawyer zur Antwort, als der Ehrenwerte Crasher an den Schlagbaum anfuhr und fragte: ‚Er ist doch offen, dünkt ich?‘“

Yules Gesicht zog sich stets mehr in die Breite, als wäre es aus Gummi, doch noch immer blieb er stumm.

„Du lieber Gott, das wissen Sie nicht? Nun, Jack?“

„Mr. Sawyer: ‚Ich dünkte nicht!‘“

„Bravo!“ Sir Lawrence ließ sich in einen Sessel fallen. „Na, habt ihr die Entführung dieser Stute ausgeheckt? Großartig! Wann schafft ihr sie übers Wasser?“

„Ich werd sie mit dem geeignetsten Hengst meines Gestuts paaren. Wenn sie ein Fohlen wirft, reit ich es zu und paare es mit dem besten gleichaltrigen meiner Zucht. Ebenso mach ich's mit dem zweiten Fohlen. Fällt diese Probe günstig aus, dann setze ich's durch, daß sie ins Zuchtbuch kommt, und verschaffe mir die Bewilligung, drei weitere Stuten zu importieren. Entspricht aber das erste Kreuzungsprodukt nicht

meinen Erwartungen, dann probier ich, was bei der Zucht eines Dreiviertelbluts herausseht.“

„Wie alt bist du, Jack?“

„Bald dreiundfünfzig.“

„Schade! Famoser Kaffee!“

Dann saßen alle drei schweigend da und warteten drauf, daß der eigentliche Zweck des Besuchs zur Sprache käme.

„Mr. Yule,“ erklärte Sir Lawrence unvermittelt, „ich bin wegen der Affäre des jungen Desert hier.“

„Die Geschichte beruht doch hoffentlich nicht auf Wahrheit?“

„Leider ja. Desert macht kein Hehl draus.“ Er musterte durch sein Monokel Jack Muskham's Miene und las darin genau, was er erwartet hatte.

Langsam erklärte Muskham: „Ein Mann mußte den Anstand besser zu wahren wissen, mag er auch hundertmal ein Dichter sein.“

„Drüber wollen wir nicht rechten, Jack. Bleib du bei deiner Meinung. Dennoch,“ Sir Lawrence wurde seltsam ernst, „wäre mir's lieb, wenn ihr beide reinen Mund hieltet. Kommt es trotzdem heraus, so läßt sich eben nichts machen, doch ich bitte dich und Mr. Yule, über diese Sache zu schweigen.“

„Das Aussehn dieses Burschen behagt mir nicht,“ erwiderte Muskham kurz.

„So geht es einem bei neunzig Prozent der Leute, aber das ist doch kein hinreichender Grund.“

„Ein Musterexemplar der Jugend von heute, ein verbitterter Querkopf ohne rechte Lebenserfahrung, ohne Ehrfurcht vor irgendetwas in der Welt.“

„Ich weiß ja, Jack, du bist der Anwalt der guten alten Zeit, aber laß das diesmal aus dem Spiel.“

„Weshalb?“

„Na, ich hätte lieber nichts drüber gesagt, aber er ist mit Dinny Cherrell, meiner Lieblingsnichte, verlobt.“

„Was, mit diesem hübschen Mädchen?“

„Ja. Wir alle sind davon nicht gerade erbaut, nur mein Sohn Michael schwor noch immer auf Desert. Aber Dinny hat sich nun einmal in die Sache verrannt und läßt gewiß nicht mehr locker.“

„Man darf ihr doch nicht gestatten, einen Mann zu heiraten, der in Verruf steht, sobald diese Affäre ans Licht kommt.“

„Je mehr man ihn ächtet, umso weniger wird sie von ihm lassen.“

„Noch schöner!“ sagte Muskham. „Was meinen Sie, Yule?“

„Mich geht die Geschichte nichts an. Wenn Sir Lawrence wünscht, daß ich schweige, erwähne ich kein Wort.“

„Natürlich geht es uns persönlich nichts an. Wußt ich aber, daß ich durch mein Reden deine Nichte davon abbringen könnte, ich tät's. Eine Schmach und Schande ist es!“

„Jack, du wurdest nur das Gegenteil bewirken. Mr. Yule, Sie verstehn ja viel vom Zeitungswesen. Angenommen, die Presse greift die Sache auf, was dann?“

Yules Blick wurde bissig.

„Zuerst berichtet man gewiß die Kunde ganz allgemein von irgendeinem reisenden Engländer. Dann trachtet man zu ermitteln, ob Desert das Gerucht in Abrede stellt. Schließlich wird das Ganze mit einer Anzahl falscher Einzelheiten dem Leser aufgetischt — leider Gottes bleibt ja noch immer genug Wahres übrig! Wenn Desert die Tatsache zugibt, kann er keine Verwahrung einlegen. O, die Presse ist im Grunde anständig, aber verdammt ungenau.“

Sir Lawrence nickte. „Wenn einer meiner Bekannten Journalist werden wollte, dann würde ich ihm raten: ‚Weich nur

ja kein Haarbreit von der Wahrheit ab, und du wirst einzig dastehn!' Seit dem Krieg hab ich in den Personalmeldungen noch nicht einen völlig wahrheitsgetreuen Bericht gelesen."

"Das gehört zum Geschäft," bemerkte Yule, „dabei schlägt man zwei Artikel heraus: erstens die ungenaue Notiz, zweitens die Richtigstellung."

„Mir ist die Presse bis in die Seele zuwider," erklärte Muskham. „Unlangst ruckte mir ein amerikanischer Zeitungsmensch auf den Leib. Hier saß er — am liebsten hätt ich ihn eigenhändig hinausgeschmissen. Weiß der Kuckuck, wie mich der Kerl hingestellt hat!"

„Jack, du bist wirklich ein paar Jahrhunderte zurück. Für dich sind Marconi und Edison die ärgsten Übeltäter der Menschheit. Nicht wahr, es gilt? Kein Wort über die Affare des jungen Desert!"

„Einverstanden," erklärte Yule. Und Muskham nickte.

Sir Lawrence glitt rasch auf ein andres Thema über.

„Nette Gegend hier. Bleiben Sie länger, Mr. Yule?"

„Heut nachmittag fahr ich nach London zurück."

„Erlauben Sie, daß ich Sie mitnehme?"

„Gern."

Eine halbe Stunde später waren sie unterwegs.

„Mein Vetter Jack," meinte Sir Lawrence, „mußte unbedingt der britischen Nation erhalten bleiben. In Washington gibt es ein Museum, dort sieht man unter Glas Indianergruppen die Friedenspfeife schmauchen, den Tomahawk gegen einander schwingen und ähnliches mehr. So sollte man auch Jack —" Sir Lawrence stockte. „Doch da erhebt sich eine Schwierigkeit: In welcher Pose soll man Jack dem Gedächtnis erhalten? Es hält so schwer, seinen Gleichmut zu verewigen. Wilde Sprünge lassen sich leicht im Bild ein-

fangen. Aber diese wachsame Lässigkeit — und doch betet dieser Mann zu einem eignen Gott.“

„Sein Gott heißt Form und Muskham ist ihr Prophet.“

„Vielleicht,“ murmelte Sir Lawrence, „könnte man ihn als Duellanten darstellen. Nur diese Art menschlicher Betätigung durfte ihm genügend formell scheinen.“

„Die Form ist zum Aussterben verurteilt,“ bemerkte Yule.

„Hm! Der Trieb nach Form und Gestalt ist nur schwer auszurotten. Ist das Leben selbst etwas andres als Gestaltungsdrang? Bringen Sie alles zu toter Gleichförmigkeit zurück — es bilden sich doch immer wieder bestimmte Formen heraus.“

„Mag sein,“ erwiderte Yule, „aber Form ist vollendete Gestalt mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit, und das Vollendete langweilt unsere lebensprühende Jugend.“

„Netter Ausdruck. Aber, Mr. Yule, gibt es diese Jugend auch im Leben, außerhalb der Literatur?“

„Und ob! Und wie weit diese jungen Menschen nur den Mund aufreißen! Ich muß gestehn, lieber mocht ich mich auf Lebenszeit dazu verurteilt sehn, bei allen offiziellen Festlichkeiten in der City zu erscheinen, als in der Gesellschaft dieser lebensprühenden Jugend ein einziges Wochenende verbringen.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Sir Lawrence, „ob mir schon je ein solches Geschöpf über den Weg lief.“

„Danken Sie Gott, wenn er Sie davor verschont hat! Keinen Augenblick steht diesen Kerlen das Mundwerk still, nicht einmal in ihren Schäferstunden.“

„Mir scheint, Sie haben nicht viel für diese Jugend übrig.“

„Stimmt!“ rief Mr. Yule und sah wie ein Bullenbeißer drein, „die können mich ebensowenig ausstehn wie ich sie. Lästige Gesellschaft! Glücklicherweise hat sie nicht viel zu sagen.“

„Hoffentlich ist Jack nicht der irrigen Meinung, daß der junge Desert zu dieser Sippe gehört,“ erklärte Sir Lawrence.

„Ach, die ist Muskham ja noch nie in die Quere gekommen. Aber Deserts Gesicht liegt ihm im Magen. Ein verdammt seltsames Gesicht!“

„Ein gefallener Engel,“ meinte Sir Lawrence. „Geistiger Hochmut, mein Bester! Und doch liegt darin etwas Schönes.“

Yule nickte. „Ich für meine Person hab nichts dagegen. Und seine Gedichte sind wirklich gut. Aber Muskham schleudert den Bannstrahl gegen alle Rebellen. Nach seinem Geschmack mußte das Rößlein des Geistes mit gestutztem Schweif und gestutzter Mahne ruhigen Schritts am Zugel trotten.“

„Und dennoch,“ murmelte Sir Lawrence, „könnten die beiden sich vielleicht gegenseitig schätzen lernen, nur mußten sie zuvor einander totschießen. Seltsames Volk, wir Engländer!“

VIERZEHNTE KAPITEL

Als Adrian am selben Nachmittag ungefähr um dieselbe Stunde in den Sprengel seines Bruders kam und die ärmliche Straße überquerte, die zum Pfarrhaus St. Augustin im Grünen führte, sah man sechs Häuser weit um die Ecke eine für die Engländer bezeichnende Szene.

Vor einem verwahrlosten Gebäude stand ein Krankenwagen und alle Passanten, die dringend zu tun hatten, blieben stehn und sahn zu. Adrian schloß sich ihnen an. Aus der elenden Behausung trugen eine Krankenwärterin und zwei Männer ein Kind auf einer Tragbahre, hinterdrein lief, jammernd, feuerrot im Gesicht, ein Weib in mittleren Jahren und ein knurrender bleicher Mann mit Schnauzbart.

„Was ist los?“ fragte Adrian den Schutzmann.

„Das Kind muß operiert werden. Die Leute tun, als wollte man es umbringen, und dabei will man es doch pflegen, so gut man nur kann. Da ist der Pfarrer; wenn es dem nicht gelingt, die Leute zu beruhigen, dann kann's keiner.“

Adrian sah seinen Bruder aus dem Hause treten und auf den bleichen Mann zugehn. Der horte auf zu knurren, doch das Weib jammerte umso lauter. Das Kind war bereits in den Krankenwagen geschafft, die Frau sturzte schwerfällig auf die Wagentür los.

„Sind die bei Vernunft?“ fragte der Schutzmann im Weitergehn.

Adrian sah, wie Hilary der Frau die Hand auf die Schul-

ter legte. Sie wandte sich um und riß den Mund auf, offenbar, um den Pfarrer beschworend um Hilfe anzuflehn, stieß aber nur ein leises Wimmern hervor. Hilary legte seinen Arm in ihren und zog sie ruhig ins Haus zurück. Der Krankenwagen fuhr davon. Adrian trat auf den bleichen Mann zu und bot ihm eine Zigarette an. Der nahm sie, erwiderte „Danke, Herr!“ und folgte seiner Frau ins Haus.

Alles war vorüber. Die kleine Schar der Gaffer hatte sich verlaufen, der Schutzmann blieb allein zurück.

„Der Pfarrer wirkt wahrhaftig Wunder,“ meinte er.

„Mein Bruder,“ erklärte Adrian.

Des Schutzmanns Blick verriet größere Achtung.

„Ein rarer Mensch, der Pfarrer.“

„Ganz Ihrer Meinung. Dem Kind geht es wohl sehr schlecht?“

„Ohne Operation hätte es den heutigen Tag nicht überlebt. Die Eltern haben wie mit Absicht bis zur letzten Minute gewartet. Ein Glück, daß zufällig der Pfarrer dazu kam. Manche Leute sterben lieber, eh sie ins Spital gehn oder gar ihre Kinder hinschicken.“

„Sie wollen eben unabhängig sein,“ erklärte Adrian. „Ich kann's ihnen nachfühlen.“

„Wenn Sie die Sache von diesem Standpunkt betrachten, haben Sie ja recht. Sir. Mir geht's auch nicht anders. Zu Haus aber fuhr das Kind ein erbärmliches Leben und im Spital ist für alles aufs beste gesorgt.“

„Klein, aber mein,“ zitierte Adrian.

„Stimmt,“ entgegnete der Schutzmann. „Dieser Grundsatz ist schuld, daß die Elendviertel weiterbestehn. In der ganzen Gegend hier wohnen die Leute in erbärmlichen Löchern, doch probieren Sie's nur einmal, das Volk zum Übersiedeln zu bewegen — da können Sie was erleben! Der Pfarrer schafft

hier viel Gutes durch den Fursorgedienst. Wenn Sie wollen, geh ich hinein und sag ihm, daß Sie da sind!“

„Danke, ich wart schon.“

„Sie glauben gar nicht,“ fuhr der Schutzmann fort, „mit was für einem Leben sich die Leute abfinden, wenn sich nur niemand einmisch. Nennen Sie's, wie Sie wollen: Sozialismus, Kommunismus, Regierung des Volks für das Volk — am Ende läuft alles drauf hinaus, daß man sich in die Angelegenheiten der Leute einmisch — Heda! Weiterfahren! In dieser Straße ist das Hausieren verboten!“

Ein Mann mit einem Schiebkarren, der den Mund schon zu dem Ruf: „Seeschnecken!“ geöffnet hatte, schloß ihn wieder.

Adrian, voll Interesse für die etwas verworrene Philosophie des Schutzmanns, wartete gespannt auf weitere Ausführungen. In diesem Augenblick jedoch trat Hilary aus dem Haus und kam auf die beiden zu.

„Die sind unschuldig dran, wenn das Kind am Leben bleibt,“ meinte er, erwiderte den Gruß des Schutzmanns und fragte: „Gehn die Petunien auf, Bell?“

„Jawohl, Sir, meine Frau hutet sie wie ihren Augapfel“

„Ausgezeichnet! Bitte, horen Sie! Auf Ihrem Heimweg kommen Sie ja an dem Spital vorüber. Konnten Sie sich statt meiner nach dem Befinden des Kindes erkundigen und mich anklingeln, falls es schlecht steht?“

„Gern, Herr Pfarrer, mit Vergnügen.“

„Danke, Bell Komm doch zu uns, alter Junge, und nimm eine Tasse Tee.“

Mrs. Hilary war bei einer Versammlung, die Bruder saßen allein beim Tee.

„Ich komme Dinnys wegen,“ bemerkte Adrian und trug seine Geschichte vor.

Hilary steckte sich eine Pfeife an. Endlich sagte er: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ — das klingt ja ungemein schon und tröstend, solange man eine Sache nicht selbst in die Hand nehmen muß. Ist das aber der Fall, dann hilft einem dieser fromme Spruch keinen Pfliffeling. Denn jede Entscheidung beruht auf einem Urteil, mag man es nun aussprechen oder stillschweigend fällen. Ist Dinny arg verliebt?“

Adrian nickte. Hilary tat einen tiefen Zug aus seiner Pfeife.

„Also mir gefällt diese Geschichte ganz und gar nicht. Ich habe Dinny stets ein ungetrübtes Leben gewünscht und nun scheint ein Sturm zu drohn. Der Versuch, ihr die Sache vom Standpunkt der andern klarzumachen, hat wohl wenig Aussicht auf Erfolg?“

„Keinen, denk ich.“

„Soll ich in dieser Angelegenheit irgendetwas unternehmen?“

Adrian schüttelte den Kopf. „Ich wollte nur deine Stellungnahme erfahren.“

„Dinny macht mir Sorge, sie sieht bösen Tagen entgegen. Dieser Glaubenswechsel geht mir arg wider den Strich, ich weiß selbst nicht warum — entweder weil ich Pfarrer bin oder Engländer und in Harrow erzogen — vermutlich ist es eher das letztere.“

„Wenn Dinny wirklich nicht von ihm läßt,“ meinte Adrian, „dann dürfen auch wir sie nicht im Stich lassen. Mir sagt schon lang mein Gefühl: Wenn ein Wesen, das wir lieben, sich in eine uns verhaßte Idee verrennt, dann bleibt nichts übrig, als diese Idee eben mit in Kauf zu nehmen. Ich will versuchen, ihn liebzugewinnen und die Angelegenheit von seinem Gesichtspunkt zu betrachten.“

„Vermutlich hat er überhaupt keinen,“ entgegnete Hilary.

„Höchstwahrscheinlich ist er blindlings hineingesprungen und gesteht sich das heimlich selbst ein.“

„Umso tragischer für beide. Ein Grund mehr, daß man ihnen zur Seite stehen muß“

Hilary nickte.

„Den armen lieben Conway wird das schwer treffen. Das gibt den Leuten wieder einmal willkommenen Anlaß, sich als Sittenrichter aufzuspielen. Ich höre schon die Meute heulen.“

„Vielleicht aber,“ wandte Adrian ein, „zucken die modernen Skeptiker nur die Achseln und meinen: ‚Wieder ein kleines Vorurteil über Bord geworfen‘“

Hilary schüttelte den Kopf.

„Man wird allgemein glauben, er sei ausgekniffen, um sein Leben zu retten. Mag die Welt heutzutage noch so skeptisch über Religion, Patriotismus, das britische Weltreich, den Begriff des Gentleman undsoweiter denken — um es offen herauszusagen. Feigheit mißfällt ihr noch immer. Ich will durchaus nicht bestreiten, daß viele selber feig sind, doch bei andern mißfällt einem die Feigheit. Und wenn die Leute ihre Mißbilligung ungestraft äußern dürfen, dann machen sie kein Hehl daraus“

„Vielleicht kommt aber die Geschichte gar nicht ans Licht.“

„Sie muß herauskommen, auf die eine oder andre Weise. Je eher, desto besser für den jungen Desert. Das gibt ihm vielleicht sein seelisches Gleichgewicht wieder. Arme, kleine Dinny! Das wird ihren Sinn für Humor auf eine schwere Probe stellen. Ach, die Geschichte macht mir noch graue Haare. Was sagt Michael dazu?“

„Hab ihn seither nicht gesehn.“

„Wissen Lawrence und Emily davon?“

„Wahrscheinlich.“

„Im übrigen gilt es, reinen Mund zu halten, wie?“

„Ich muß jetzt gehn.“

„Und ich,“ erklärte Hilary, „schnitze meine Gefühle in eine römische Galeere. Eine halbe Stunde hab ich Zeit dafür, falls das Kind nicht im Sterben liegt.“

Adrian eilte ins Bloomsburyviertel zurück. Unterwegs versuchte er, sich an die Stelle eines Mannes zu versetzen, dem man unerwartet den Garaus machen will. Keine Zukunft vor Augen, keine Hoffnung auf ein Wiedersehn mit seinen Lieben, keine Gewißheit, ja auch nur Wahrscheinlichkeit einer bewußten persönlichen Fortdauer nach dem Tode! ‚So ganz jahlings dem Tod gegenüber, ohne Zeugen,‘ dachte er, ‚wie bitter! Wer von uns kann sagen, wie er an Deserts Stelle gehandelt hätte?‘

Seine Bruder, der Soldat und der Priester, hatten es ganz einfach als ihre Pflicht erachtet, zu sterben. Und auch sein dritter Bruder, der Richter, wäre kaum anderer Meinung gewesen, nur hätte er vielleicht vorher versucht, den Fall zu erörtern und den Feind durch Vernunftgründe umzustimmen. ‚Was hatt aber ich selbst getan?‘ fuhr es ihm durch den Sinn. ‚Verdammt zuwider, für einen Glauben, den ich längst verloren, den Tod leiden zu sollen in irgendeinem weltfernen Winkel, ohne daß diese Tat jemandem nutzt oder auch nur zu Ohren kommt.‘ Im Augenblick vor eine derartige Entscheidung gestellt, ohne die Pflicht, das Ansehn eines Berufs oder Amts wahren zu müssen; ohne Zeit, die Folgen zu bedenken und abzuwägen — da blieb nichts übrig, als sich auf den Instinkt zu verlassen. Das Temperament mußte hier den Ausschlag geben. Wie nun, wenn man ein Temperament besaß, wie es sich in den Dichtungen des jungen Desert offenbarte? Wenn man zu der Gesellschaft

in Gegensatz stand, ihr zumindest entfremdet war und, voll Abneigung gegen die nüchterne englische Bulldoggenart, sich heimlich mehr zu den Arabern hingezogen fühlte als zu den eignen Landsleuten? Mußte man da nicht todsicher ebenso wie der junge Desert handeln? ‚Weiß der Himmel, was i c h in solcher Lage getan hätte,‘ dachte Adrian. ‚Doch ich kann ihn verstehn und Mitgefühl für ihn aufbringen. Jedenfalls will ich zu Dinny halten und ihr beistehn, wie s i e mir in jener Affäre mit Forest zur Seite stand.‘ Und nachdem er zu diesem Entschluß gekommen war, wurde ihm ein wenig leichter ums Herz . . .

Hilary aber schnitzte an seiner römischen Galeere. Das Studium des klassischen Altertums, das er nun so lang vernachlässigt, hatte ihn zum Priesterberuf geführt — er begriff jetzt selbst nicht mehr, wie das geschehen konnte. Wie hatte er sich nur in seiner Jugend einbilden können, er sei zu diesem Beruf geeignet? Warum war er nicht lieber Förster geworden, Cowboy, oder irgendetwas andres, was man in freier Natur betrieb, nicht in den Elendvierteln einer düstern Großstadt? Stand seine Religion auf dem Boden der Offenbarung, ja oder nein? Nein? Auf welchem Boden stand sie dann überhaupt? Er hobelte an dem Hinterdeck seiner römischen Galeere — wie viele fremde Sklaven hatten die Römer auf solch einem Galeerendeck schwitzen lassen! — und dachte: ‚Ich diene einer Idee, deren Dogmengebäude einer nähern Prüfung nicht standhält!‘ Und dennoch, das Wohl der Menschheit war es wert, daß man sich darum bemühte! Der Arzt erstrebte es inmitten von allerlei Humbug und unnützem Getue, der Staatsmann trotz der Erkenntnis, daß die Demokratie, die ihn auf den Schild gehoben, die Unwissenheit in

152

Person war. Man bediente sich gewisser Formen, an die man selbst nicht glaubte, und mahnte andere, dran zu glauben. Das ganze Leben — ein einziges Kompromiß. ‚Wir sind alle Jesuiten,‘ fuhr es ihm durch den Sinn, ‚und glauben, daß der Zweck die Mittel heiligt. Ich hätte für mein Kleid sterben müssen wie ein Soldat für des Kaisers Rock — und doch, was bedeutet es in dieser Welt und was in jener?‘

Das Telephon klingelte, eine Stimme rief:

„Den Herrn Pfarrer! — Jawohl, Sir — das Mädchen. Nicht mehr zu operieren. Wenn Sie kommen konnten, Sir —“

Hilary legte das Hörrohr nieder, langte rasch nach dem Hut und lief fort. Unter seinen vielen Amtspflichten waren die Besuche am Sterbebett am wenigsten nach seinem Geschmack und als er vor dem Spital aus dem Taxi sprang, verbarg sein gefurchtes, starres Gesicht echtes Entsetzen. Solch ein Kind noch! Und keine Hilfe! Man konnte sie nur an der Hand halten und ein paar Gebete herunterleiern. Ein Verbrechen, daß die Eltern gewartet hatten, bis es zu spät war! Die verdienten dafür das Zuchthaus! Doch dann hatte man das ganze britische Volk einsperren müssen, es gab ja stets erst in letzter Minute seine Unabhängigkeit preis, und dann war es oft schon zu spät!

„Hier herein, Sir,“ sagte eine Pflegerin.

In einem blendend weißen kleinen Vorraum sah Hilary unter weißen Decken eine kleine verfallene Gestalt, deren Züge schon die Spuren des nahen Todes zeigten. Er ließ sich neben ihr nieder und suchte nach Worten, um dem Kind in seinem letzten Augenblick ein wenig Trost und Wärme zu spenden.

„Sie braucht noch nicht zu beten,“ dachte er, „sie ist noch zu jung.“

Muhsam rang sich des Kindes Blick aus dem bleiernen

Morphiumschlaf, irrte entsetzt durch den Raum und hing schauernd erst an der weißgekleideten Gestalt der Pflegerin, dann an dem Arzt im Spitalskittel. Hilary hob die Hand.

„Könnten Sie mich nicht einen Augenblick mit ihr allein lassen?“ fragte er.

Die beiden gingen ins Nachbarzimmer hinüber.

„Loo!“ sagte Hilary sanft.

Beim Klang seiner Stimme hielten die Blicke des Mädchens in ihrem rastlosen, entsetzten Wandern inne und blieben dann an seinem Lächeln hängen.

„Ist das nicht ein nettes, reines Zimmer? Loo, was hast du am liebsten in der Welt?“

Fast unhörbar kam es von den weißen, verzerrten Lippen: „Kino“

„Das sollst du jetzt täglich sehn — zweimal im Tag. Stell dir nur vor! Schließ die Augen, schlaf fest und wenn du aufwachst, fängt das Kino an. Schließ die Augen, ich erzähl dir eine Geschichte. Niemand soll dir was zu leid tun, verstehst du? Ich bin ja bei dir.“

Er dachte, sie habe die Augen fest geschlossen; plötzlich befielen das Kind wieder heftige Schmerzen; es begann zu wimmern und schrie auf.

„O Gott!“ murmelte Hilary. „Doktor, noch eine Injektion, rasch!“

Der Arzt gab ihr eine Morphiumeinspritzung.

„Lassen Sie uns wieder allein.“

Der Arzt verschwand, langsam kehrte der Blick des Kindes zu Hilarys lächelndem Antlitz zurück. Er legte seine Finger auf die kleine, abgezehrte Hand.

„Jetzt paß auf:

„Das Walroß und der Zimmermann spazierten Hand in Hand, Sie weinten sich die Augen rot in diesem Meer von Sand.“

„Und fegten mit sieben Besen hier sieben Magde jahraus jahrein, —
Was meinst du, brächten sie dies Land vom Sande endlich rein?“
„Glaub kaum,“ sprach drauf der Zimmermann, „nie wird's hier rein,
nie wieder!“
Und eine bittere Träne rann ihm von der Wange nieder.“

Hilary sprach weiter und weiter, sagte das ganze Gedicht auf. Und während er es mit gedämpfter Stimme vortrug, fielen dem Kind die Augen zu, die kleine Hand wurde stets kühler.

Er spürte die eisige Kälte seinen Arm durchdringen und dachte: „Gott, wenn du bist, dann zeig ihr Kinobilder!“

FÜNFZEHNTE KAPITEL

Als Dinny am Morgen nach ihrer Aussprache mit dem Vater erwachte, kam ihr Kummer ihr nicht gleich zum Bewußtsein. Dann aber fuhr sie erschrocken in die Höhe. Wie, wenn Wilfrid am Ende alles im Stich ließ und davonlief, nach dem Orient oder noch weiter? Vielleicht bildete er sich dabei gar noch ein, es sei zu ihrem Besten.

„Ich kann unmöglich bis Donnerstag warten,“ überlegte sie, „ich muß in die Stadt. Hätt ich doch nur Geld, falls er am Ende — —!“ Sie kramte ihren Schmuck hervor und schätzte rasch seinen Wert. Jene beiden Herren in der South Molton Street! Als sie damals Jeannes Smaragdanhänger versetzte, hatten sich die beiden hochanständig benommen. Sie band die versetzbaren Schmuckstücke in ein kleines Paket und ließ nur zwei oder drei zurück, die sie gewöhnlich trug. Besonders wertvolle Juwelen befanden sich nicht darunter, mehr als hundert Pfund wurden ihr die Herren trotz höchsten Wohlwollens schwerlich drauf leihen.

Beim Frühstück benahmen sich alle so, als sei gar nichts geschehn. Sie wußten also das Schlimmste!

„Wie unschuldig sie sich nur stellen!“ fuhr es Dinny durch den Sinn.

Als der Vater erklärte, er werde sich nach London begeben, sagte sie, sie wolle mitfahren.

Er warf ihr einen Blick zu wie ein Affe, der sich betrübt fragt, woher der Mensch das Recht nehme, sich dem Affen

überlegen zu dünken. Wieso war ihr nur früher dieses unruhige Flackern, dieser bekümmerte Ausdruck seiner braunen Augen entgangen?

„Schön,“ gab er zur Antwort.

„Soll ich chauffieren?“ fragte Jeanne.

„Dankend angenommen,“ murmelte Dinny.

Niemand verlor ein weiteres Wort über das Thema, das aller Gedanken so sehr in Anspruch nahm

Im offenen Auto saß Dinny neben dem Vater. Erst jetzt, ziemlich spät stand der Hagedorn in voller Blüte und sein angenehmer Duft mischte sich mit dem Benzingeruch, der wiederholt emporstieg. Der Himmel war grau verhangen, regenschwer. Ihr Weg führte über die Chiltern Hügel, Hampden, Great Missenden, Chalfont und Chorley Wood, eine so unverkennbar englische Landschaft, daß selbst ein Reisender, der aus tiefem Schlaf emporfuhr, sich keinen Augenblick in irgendeinem andern Lande wahren konnte. Dinny wurde dieser Strecke sonst nie müde; heute aber konnten weder das junge Grün, noch die Hagedorn- und Apfelblüten, noch die krumme, abschussige Straße durch die alten Dörfer ihre Aufmerksamkeit von der starren Ruhe ihres Begleiters ablenken. Instinktiv erriet sie, daß er eine Unterredung mit Wilfrid im Schild führe. Wenn er wirklich mit ihm sprach, dann wollte auch sie mit Wilfrid sprechen. Doch als der Vater den Mund auf tat, äußerte er sich über die Lage in Indien und sie plauderte nur über die Vögel. Jeanne fuhr wie wild drauflos und warf keinen einzigen Blick zurück. Erst in der Finchley Road in London fragte der General: *

„Wo möchtest du aussteigen, Dinny?“

„In der Mount Street.“

„Du übernachtet dort?“

„Ich bleibe bis Freitag.“

„Wir setzen dich dort ab und ich fahre weiter in meinen Klub. Du bringst mich doch heut abend noch zurück, Jeanne?“

Jeanne nickte, ohne sich umzuwenden, und glitt zwischen zwei scharlachroten Autobussen so blitzschnell durch, daß zwei Chauffeure gleichzeitig knurrten: ‚Verdammtes Frauenzimmer!‘

Dinny sann hin und her. Durfte sie es wagen, Stack telephonisch zu bitten, er solle sie verstandigen, sobald ihr Vater kame? Dann wurde sie ihren Besuch auf die Minute danach einrichten können. Dinny gehörte zu den Leuten, die sofort persönliche Beziehungen zur Dienerschaft herstellen. Nie legte sie eine Kartoffel auf den Teller, ohne unbewußt ein gewisses Interesse an der Person des Servierenden zu bekunden. Nie vergaß sie, ‚danke!‘ zu sagen, und verschwand selten aus dem Gesichtskreis des Dienstbeflissenen ohne ein leutseliges Wort. Erst dreimal hatte sie Stack gesehn und doch war ihr bereits klar, daß er sie für einen Menschen hielt, wenn sie auch nicht aus seiner Gegend stammte. Sie rief sich diesen Mann in die Erinnerung zurück, seine nicht mehr jugendliche Gestalt, die mönchischen Züge, die breite Nase, das schwarze Haar, die ausdrucksvollen Augen, den zugleich scharfen und wohlwollenden Zug um die geschwungenen Lippen, den aufrechten, flotten Gang. Unlängst hatte sie einen Blick von ihm aufgefangen, der zu sagen schien: ‚Wenn du unser Schicksal wirst, konnt ich mich damit abfinden? Jawohl.‘ Deutlich empfand sie, daß er Wilfrid treu ergeben war. Drum beschloß sie, einen Versuch zu wagen. Als der Vater und Jeanne sie in der Mount Street abgesetzt hatten und davonfuhren, schoß es ihr durch den Kopf: ‚Hoffentlich erleb i c h nie solche Elternfreuden!‘

„Darf ich telephonieren, Blore?“

„Selbstverständlich, Miß.“

Sie rief bei Wilfrid an.

„Wer dort? Stack? Hier Miß Cherrell . . . Könnten Sie mir nicht einen kleinen Gefallen tun? Mein Vater, General Sir Conway Cherrell, wird heute Mr. Desert besuchen. Ich weiß nicht genau, wann er bei Ihnen vorspricht, doch ich möchte gern selbst hinkommen, während er dort ist . . . Konnten Sie mich also sogleich nach seiner Ankunft hier anklängen? Ich erwarte Ihren Anruf . . . Herzlichen Dank! . . . Mr. Desert wohlauf? Bitte, sagen Sie weder ihm noch meinem Vater, daß ich komme. Recht herzlichen Dank!“

„Wenn ich Vater richtig kenne,“ dachte sie, „geht er jetzt hin! Wilfrid gegenüber liegt eine Bildergalerie, von einem ihrer Fenster aus kann ich den Vater fortgehn sehn.“

Kein Anruf kam vor dem Lunch, den sie mit der Tante einnahm.

„Dein Onkel hat mit Jack Muskham gesprochen,“ erklärte Lady Mont während der Mahlzeit, „in Royston, weißt du. Den andern, den Menschen mit dem Affengesicht, nahm er im Auto nach London mit — die beiden halten reinen Mund. Aber Dinny, Michael meint, Desert sollte das bleiben lassen.“

„Was, Tante Emily?“

„Die Veröffentlichung jenes Gedichtes.“

„O, darauf geht er nicht ein.“

„Weshalb? Ist es so gut?“

„Das beste, was er je geschrieben.“

„Überflüssige Komplikation!“

„Tante Emily, Wilfrid hat nichts zu verbergen.“

„Außerst peinlich für dich! Sag doch, konntet ihr euch nicht mit einer Kameradschaftsehe begnügen?“

„Ich bin starr, liebe Tante!“

„Bis der Tod euch scheidet — eine lange Zeit — und

wieviel liegt dazwischen? Es handelt sich doch auch um unsern Namen. Und die Sachen sprechen sich so herum. Mir wär es bis in die Seele zuwider, wenn du in die Zeitung kamst, Dinny.“

„Mir nicht weniger, Tantchen.“

„Fleur kam einmal in die Zeitung — eine Verleumdung.“

„Ich erinnere mich.“

„Wie heißt doch das Ding, das zuruckkehrt und einen dabei unversehens verletzt?“

„Bumerang?“

„Hab's doch gewußt, etwas Australisches. Und Beuteltiere gibt's dort auch, gelt? Blore, schenk Miß Dinny nach!“

„Danke, mir nichts mehr, Tante Emily Darf ich jetzt hinuntergehn?“

„Gehn wir beide!“ Lady Mont stand auf und sah geneigten Kopfs prüfend ihre Nichte an. „Tief atmen und Karotten essen, das kühlt das Blut Warum heißt es Golfstrom, Dinny? Was für ein Golf soll das sein?“

„Der Golf von Mexiko, Tante“

„Aha, von dort kommen die Aale, hab es neulich gelesen. Gehst du fort?“

„Ich erwarte einen Anruf.“

„Nette Madels am Telephon. Wenn nur nicht so viele Fehlverbindungen waren! Eine Tasse Kaffee?“

„Bitte, sehr gern!“

„Eine Gottesgabe Nach einem Täfchen setzt sich das erregte Gemut wie ein Pudding.“

„Tante Emily sieht wirklich mehr, als man glaubt,“ dachte Dinny.

„Auf dem Land draußen,“ fuhr Lady Mont fort, „macht einem die Liebe mehr zu schaffen, dort hört man den Kuckuck rufen. In Amerika, sagte unlängst jemand, soll es keinen

Kuckuck geben. Vielleicht gibt's dort auch keine Verliebten, dein Onkel wird es wohl wissen. Aber bei uns nutzt dir alles nichts, du mußt verliebt sein. So war es wenigstens immer. Ich seh den Menschen ins Herz hinein," fuhr die unheimliche Tante fort und fragte:

„Wo ist dein Vater hin?“

„In seinen Klub“

„Hast du ihm das erzählt, Dinny?“

„Ja.“

„Du bist sein Liebling“

„Ach nein, Clare.“

„Papperlapapp!“

„Tante Emily, wie stand es mit deiner jungen Liebe? Lief da alles glatt ab?“

„Ich hatte eine gute Figur," erwiderte ihre Tante, „natürlich zu viel Figur. So waren wir alle zu meiner Zeit. Lawrence war meine erste Liebe.“

„Wirklich?“

„Abgesehn von einigen Chorknaben, unserm Pferdeknecht und ein oder zwei Soldaten. Da war solch ein kleiner Hauptmann mit schwarzem Schnurrbart. Unvorsichtig von einer Vierzehnjährigen.“

„Ihr wart wohl sehr formlich in der Brautzeit?“

„Nein, dein Onkel war leidenschaftlich. Anno 1891. Seit dreißig Jahren hatte es nicht mehr geregnet.“

„Nicht mehr so viel geregnet, meinst du?“

„Nein, überhaupt nicht. Doch ich weiß nimmer, wo Horch, das Telephon!“

Dinny war noch vor dem Kammerdiener beim Apparat.

„Es gilt mir. Danke, Blore!“

Mit zitternder Hand griff sie nach dem Horrohr

„Ja? . . . Verstehe . . . Danke, Stack! . . . Herzlichen

Dank! . . . Blore, wollen Sie mir nicht ein Auto besorgen?“

Sie ließ das Taxi vor der Galerie, Wilfrids Wohnung gegenüber, halten, kaufte einen Katalog, eilte die Treppe hinan und trat ans Fenster. Hier prüfte sie allem Anschein nach eingehend Bild Nummer 35 -- ‚Rhythmus‘, hieß es, eigentlich ein irreführender Titel -- und spähte unablässig nach der gegenüberliegenden Haustur. Unmöglich konnte der Vater Wilfrid schon verlassen haben, seit dem Anruf waren ja erst sieben Minuten vergangen. Doch bald darauf sah sie ihn aus der Tur treten und die Straße hinabgehn. Er hielt den Kopf gesenkt und schüttelte ihn ein paar Mal; sie konnte zwar sein Gesicht nicht sehn, sich aber ohne Muhe sein Mienenspiel vorstellen.

„Er kaut an seinem Schnurrbart!“ dachte sie, „armer Vater!“

Kaum war er um die Ecke verschwunden, lief sie hinab, huschte über die Straße und flog die Treppe empor. Vor Wilfrids Tur hielt sie inne, die Hand an der Klingel. Dann läutete sie.

„Komm ich zu spät, Stack?“

„Der General ist soeben fort, Miß“

„O! Könnte ich Mr. Desert sehn? Bitte, melden Sie mich nicht!“

„Nein, Miß,“ entgegnete Stack. Hatte sie je einen so verständnisvollen Blick gewahrt wie seinen?

Sie holte tief Atem und öffnete die Tur. Wilfrid stand am Kamin, den Kopf auf die verschränkten Arme geneigt. Leise glitt sie näher und wartete drauf, daß er sie bemerke.

Plötzlich hob er den Kopf und sah sie an.

„Liebster!“ rief Dinny. „Verzeih, wenn ich dich erschreckt
162

hab!“ Mit leicht geöffneten Lippen warf sie den Kopf zurück, so daß ihr Hals hervortrat. In seiner Miene las sie schweren Kampf.

Er konnte nicht widerstehn und gab ihr einen Kuß

„Dinny, dein Vater —“

„Ich weiß Hab ihn fortgehn sehn. „Mr. Desert, nicht wahr? Meine Tochter hat mir von Ihrer Verlobung und — eh — Ihrer Situation berichtet. Vermutlich können Sie — eh — ermessen, was — eh — geschehn wird, wenn Ihre — eh — Eskapade bei Darfur in London — eh — bekannt wird Meine Tochter ist volljährig, sie kann nach eigenem Gutdunken handeln, aber wir alle haben sie sehr, sehr lieb und Sie stimmen mir vermutlich bei, daß Sie es angesichts eines derartigen — eh — Skandals nicht verantworten konnten, sich im gegenwärtigen Augenblick als ihren Verlobten zu betrachten?““

„Stimmt fast wortlich!“

„Und was hast du ihm erwidert?“

„Ich wurde mir's noch überlegen. Er hat vollkommen recht.“

„Vollkommen unrecht. Ich hab dir's doch schon gesagt: ‚Liebe, die sich ändern kann, ist wahre Liebe nicht.‘ Michael meint, du solltest den ‚Leoparden‘ nicht drucken lassen“

„Ich muß, muß die Sache los werden! Wenn d u nicht bei mir bist, bin ich kaum bei Trost“

„Ich weiß ja Aber Liebster, die beiden halten reinen Mund. Muß also die Geschichte überhaupt herauskommen? Wenn eine Sache nicht bald ans Licht kommt, kommt sie oft überhaupt nicht ans Licht. Wozu mit dem Kopf durch die Wand?“

„Dum handelt sich's hier nicht Mich qualt diese verdammte Angst, daß ich wirklich feig war. Deshalb will ich

ja, daß alles ans Licht kommt. Dann kann ich den Kopf wieder hoch tragen, geachtet oder nicht. Begreifst du das nicht, Dinny?“

Sie begriff es. Seine Miene verriet ihr genug. „Was er auch fühlt,“ dachte sie, „es ist meine Pflicht, seine Gefühle zu teilen, auch wenn ich anders denke; nur so kann ich ihm helfen; nur so kann ich ihn vielleicht behalten.“

„Ich begreife vollkommen. Michael hat unrecht. Wir wollen stehn wie starke Eichen, unsere Kronen werden vielleicht brechen, aber nie sich beugen.“

So entlockte sie ihm ein Lächeln und zog ihn neben sich auf den Diwan. Nach langem, tiefem Schweigen schlug sie die Augen auf mit jenem sachten Blick, auf den sich alle Frauen so gut verstehn.

„Wilfrid, morgen ist Donnerstag. Hättest du etwas dagegen, wenn wir auf dem Heimweg einen Sprung zu Onkel Adrian machten? Er steht auf unsrer Seite. Und was unsere Verlobung angeht, können wir den Leuten ja sagen, daß wir nicht verlobt sind, und es trotzdem bleiben. Auf Wiedersehn, Liebster!“

Als sie unten die Haustur öffnete, sagte Stack:

„Verzeihung, Miß.“

„Ja?“

„Ich lebe schon ziemlich lang bei Mr. Desert — ich bin auf eine Idee gekommen. Wenn ich nicht irre, sind Sie ja mit ihm verlobt, Miß?“

„Ja und nein, Stack. Doch ich hoffe, ihn zu heiraten.“

„Sehr richtig, Miß, ein Glück für ihn, wenn Sie mir diese Bemerkung erlauben. Doch Mr Desert faßt manchmal Hals über Kopf einen Entschluß, drum dacht ich, wenn wir sozusagen als Verbundene vorgingen, wär das vielleicht zu seinem Besten.“

„Ganz Ihrer Meinung. Drum klingelte ich Sie ja heute morgens an“

„Ich hab die Jahre her schon viele junge Damen gesehn, doch keine hätt ich ihm so sehr zur Frau gewünscht wie Sie, Miß. Drum hab ich mir jetzt die Freiheit genommen.“

Dinny streckte ihm die Hand entgegen. „Ich bin herzlich froh darüber Das war ja auch m e i n Wunsch. Es gibt da nämlich einige Schwierigkeiten und ich fürchte, es kommt noch zu neuen“

Stack wischte sich die Hand ab, dann ergriff er Dinny's Rechte und sie tauschten einen kräftigen Handedruck.

„Er hat einen Kummer, ich weiß es,“ erklärte Stack. „Na, das geht mich nichts an. Aber ich weiß auch, daß er oft im Handumdrehn eine Entscheidung trifft. Wenn Sie mir Ihre Telephonnummer geben wollten, Miß, könnt ich Ihnen beiden von Nutzen sein“

Dinny schrieb die Nummer auf. „Da ist die Nummer meines Onkels Sir Lawrence Mont in der Mount Street, bei dem ich in London wohne; und da die Nummer unseres Besitzes Condaford in Oxfordshire Durch die eine oder die andre bin ich fast sicher zu erreichen. Vielen Dank! Ein Stein fällt mir vom Herzen.“

„Mir auch, Miß. Ich bin Mr. Desert sehr ergeben und wünsche ihm das Allerbeste. Er ist nicht nach jedermanns Geschmack, aber nach dem meinen.“

„Auch nach meinem, Stack.“

„Ich möchte Ihnen keine Komplimente machen, Miß, aber, Sie verzeihn schon, meinem Herrn steht ein großes Glück bevor.“

Dinny lächelte. „Nein, mir! Leben Sie wohl! Nochmals vielen Dank!“

Langsam schritt sie durch die Cork Street hin. Nun hatte

sie einen Bundesgenossen in der Löwenhöhle, einen Spion im Lager des Freundes, einen treuen Verräter! Die Bilder gerieten durcheinander und sie eilte ins Haus ihrer Tante zurück.

Vor seiner Heimkehr nach Condaford wurde ihr Vater so gut wie sicher hierher kommen.

Da sah sie auch schon seinen alten, unverkennbaren, steifen Hut in der Halle; wohlweislich legte sie den eignen Hut ab, ehe sie das Empfangszimmer betrat. Ihr Vater unterhielt sich eben mit der Tante, doch als sie zur Tür hereinkam, verstummten beide. Nun wurden alle bei ihrem Eintritt immer so verstummen! Sie sah ihnen ruhig und gerade ins Gesicht und nahm Platz.

Der Blick des Generals begegnete dem ihren.

„Dinny, ich habe mit Mr. Desert gesprochen.“

„Ich weiß, lieber Vater. Er will sich's überlegen. Jedenfalls werden wir es vorläufig abwarten, bis die Geschichte bekannt wird.“

Unruhig rutschte der General auf seinem Stuhl

„Und zu deinem Trost will ich dir mitteilen, daß wir nicht offiziell verlobt sind.“

Der General machte ihr eine leichte Verbeugung, Dinny wandte sich zur Tante, die ihrem rotgluhenden Gesicht mit einem lila Löschpapier Kühlung zufachelte.

Schweigen. Dann fragte der General:

„Wann fahrt ihr nach Lippinghall, Emily?“

„Nachste Woche,“ erwiderte Lady Mont. „Oder die übernächste? Lawrence weiß schon. Ich lasse meine beiden Gärtner bei der Blumenschau von Chelsea ausstellen. Boswell und Johnson, Dinny.“

„Aha! Du hast sie also noch immer?“

„Mehr denn je. Conway, du solltest auch Pestifera

pflanzen, nein, so heißt's nicht, eine haarige Anemone, weißt du."

„Pulsatilla, Tantchen."

„Entzückende Blumen! Sie brauchen kalkhaltigen Boden."

„Davon ist in Condaford nicht viel zu finden," bemerkte der General. „Das wird dir ja bekannt sein, Emily."

„Tante, heuer waren unsere Azaleen ein Traum"

Lady Mont legte das Loschpapier hin.

„Ich hab es deinem Vater gesagt, Dinny."

„Danke, liebe Tante."

„Daß es zwecklos ist, dich zu quälen."

Dinny betrachtete das düstere Gesicht ihres Vaters und fragte: „Tantchen, kennst du vielleicht jenen netten Laden in der Bond Street, wo man die hutschen Tierplastiken bekommt? Ich hab eine reizende Fuchsin mit ihren Jungen dort erstanden, damit Vater die Fuchse lieb gewinnt."

„Ach ja, die Jagd!" sagte Lady Mont mit einem Seufzer. „Wenn man die armen Dinger aus dem Bau holt, tut einem wirklich das Herz weh."

„Selbst Vater mag sie nicht gern ausgraben oder verschutten, nicht wahr, Vater?"

„N—nein," erwiderte der General, „im Grunde nicht."

„Die armen Jungen bluten zu sehn," klagte Lady Mont. „Conway, dich sah ich einmal bluten!"

„Peinliche Geschichte, und noch dazu ganz überflüssig! Heutzutag holen nur noch die abgebruchten Jäger der alten Schule Fuchse aus dem Bau."

„Er sah so scheußlich aus, Dinny!"

„Vater, du hast nicht das Zeug zur Jagd. Um aus reiner Mordlust zu morden, muß man schon einer jener stumpfnasigen, rothaarigen, sommersprossigen Buben sein."

Der General erhob sich.

„Ich muß in den Klub zurück. Jeanne holt mich von dort ab Dinny, wann sehn wir dich wieder? Deine Mutter —“ Er schwieg.

„Tante Emily behält mich bis zum Samstag.“

Der General nickte. Die Kusse der Schwester und der Tochter ließ er mit einer Miene über sich ergehen, als wollte er sagen: „Ja — aber!“ —

Vom Fenster aus sah ihn Dinny die Straße hinabgehn, das Herz tat ihr weh.

„Dein Vater!“ sagte die Stimme der Tante hinter ihr. „All das ist sehr betrublich!“

„Vater hat mit keinem Wort drauf angespielt, daß ich von ihm abhängig bin. Das find ich wirklich reizend!“

„Conway ist wahrhaftig ein lieber Kerl,“ meinte Lady Mont. „Seiner Aussage nach benahm sich der junge Mann durchaus respektvoll.“

Dinny wandte sich vom Fenster fort.

„Tantchen! Ich fuhl’s, ich bin nicht mehr dieselbe wie vor zwei Wochen. Ich bin ganz und gar verwandelt. Früher glaubte ich mich frei von allen Wünschen, jetzt aber brenn ich vor Verlangen und scher mich gar nicht drum, ob ich anständig bin oder nicht. Bitte, empfehl mir nicht Bittersalz dagegen!“

Lady Mont streichelte ihren Arm.

„Ehre Vater und Mutter,“ sagte sie, „aber freilich steht auch geschrieben: ‚Gib alles auf, was du hast, und folge mir‘ — weiß wirklich nicht, was ich da sagen soll.“

„Ich schon,“ erwiderte Dinny. „Weißt du, was ich jetzt möchte? Daß schon morgen alles herauskäme. Dann könnten wir sofort heiraten.“

„Nehmen wir den Tee, Dinny. Blore, Tee! Ziemlich stark!“

SECHZEHNTE KAPITEL

Am nächsten Tag brachte Dinny ihren Liebsten vor Adrians Tur im Museum und ließ ihn dort zurück. Sie warf noch einen Blick auf seine hohe, eng umgurtete Gestalt und seinen hutlosen Kopf und sah, wie er sich heftig schüttelte. Doch auf seinen Lippen lag ein Lächeln und selbst in dieser Entfernung fand sie seine Augen wunderschön

Adrian, dem man den Besucher schon gemeldet, empfing den jungen Mann mit ‚krankhafter Neugier‘, wie er selbst sein Gefühl brandmarkte, und zog in Gedanken sofort einen Vergleich zwischen Dinny und Desert. Seltsam, welch ungleiches Paar wurden diese beiden sein! Und dennoch, ein gewisser Scharfblick, den er sich vielleicht bei seiner Beschäftigung mit Gebeinen angeeignet, verriet ihm, seine Nichte habe in physischer Beziehung keine ible Wahl getroffen. Deserts Gestalt nahm sich gewiß recht gut aus, wenn sie neben der ihren stand. Seine hagere, schnige Figur voll Anmut und Geschmeidigkeit paßte sehr gut zu ihrer Eigenart und schlanken Erscheinung. Und die Augen in diesem sonnverbrannten Gesicht mit den bitteren, scharfgeschnittenen Zügen fand selbst Adrian voll Reiz für das weibliche Geschlecht, obgleich er als englischer Akademiker ausgesprochene Abneigung gegen männliche Filmstars hatte. Eine Unterhaltung über Gebeine half das Eis brechen; und während der Diskussion über ein mäßig gut erhaltenes Skelett, das angeblich einem Hettiter gehörte, wurden sie fast herzlich. Auch Orte und

Volksstämme, die beide unter eigenartigen Umständen kennengelernt, brachten sie einander näher. Doch erst, als Wilfrid schon den Hut ergriffen hatte und sich zum Gehen wandte, fragte er plötzlich:

„Nun, Mr. Cherrell, was täten S i e?“

Adrian blickte auf, stutzte und sah den Frager zwinkernd an.

„Ich bin kein guter Ratgeber, doch Dinny ist ein prächtiges Geschöpf —“

„Das ist sie.“

Adrian beugte sich vor und schloß die Tür zum Nebenraum.

„Heut morgens,“ erklärte er, „hab ich in meinem Badezimmer eine einsame Ameise gesehn, die sich alle Muhe gab, sich in dieser Umwelt zurechtzufinden. Leider muß ich gestehn, ich klopfte aus meiner Pfeife ein wenig Asche auf das arme Tier, um zu beobachten, was es anfangen wurde. Na, und der Weltenlenker macht es nicht viel anders, klopft ebenfalls aus seiner Pfeife Asche auf uns herab, um die Folgen zu beobachten. Ich habe lang geschwankt, kam aber dann zu dem Schluß: Falls Sie Dinny wirklich lieben“ — Wilfrid erschauerte und krampfte die Hände um die Hutkrempe — „nun, das seh ich und weiß auch, daß Dinny Sie von Herzen liebt. Drum rat ich euch: Haltet durch und laßt euch durch die Asche nicht beirren. Dinny fährt lieber mit Ihnen auf einem Karren als mit einem andern im Salonwagen.“ Und leuchtenden Blicks fuhr er ernst fort: „Meiner Überzeugung nach gehört sie zu jenen Menschen, von denen die Bibel sagt: ‚Die zwei werden e i n G e i s t sein.‘“ Über das Gesicht des jungen Mannes lief ein Beben. ‚Klingt echt!‘ fuhr es ihm durch den Sinn.

„Denken Sie also vor allem an Dinny, aber nicht etwa so, daß Sie sich sagen: ‚Ich liebe dich, deshalb soll mich nichts

in der Welt dazu bringen, dich zu heiraten.' Tun Sie, was Dinny will — wenn sie es will — sie verlangt nichts Unbilliges. Und auf mein Wort, ich glaube, keins von euch beiden wird es bereuen.“

Desert trat einen Schritt auf ihn zu, Adrian merkte, er war tief ergriffen. Doch hielt er jede Gefühlsäußerung zurück, lächelte nur krampfhaft, machte eine Handbewegung, wandte sich und ging.

Adrian fuhr fort, einige Schrankturen zu schließen, hinter denen sich Knochenfunde bargen. „Das unergründlichste Antlitz, das ich je gesehn,“ dachte er, „und in gewissem Sinn auch das schönste. Über tiefen Wassern schwebt der Geist und ist oft nah daran, zu ertrinken. Wer weiß, am Ende gab ich ihm da einen verbrecherischen Rat, ich glaube, er wird ihn befolgen, aus diesem oder jenem Grund wird er meinen Rat befolgen.“ Dann vertiefte er sich wieder in das Studium einer geographischen Zeitschrift, das er bei Wilfrids Besuch unterbrochen hatte. Sie enthielt eine begeisterte Schilderung der Sitten und Gebräuche eines im Amazonasgebiet ansässigen Indianerstammes, dem es gelungen war, das kommunistische Lebensideal zu verwirklichen, auch ohne Beihilfe amerikanscher Ingenieure, die im Sold des Kapitals standen. Offenbar war diesen Indianern der Begriff des Eigentums völlig fremd. Ihr ganzes Leben — auch die Befriedigung sämtlicher Naturtriebe — spielte sich vor den Augen der Öffentlichkeit ab. Sie trugen keine Kleider, hatten keine Gesetze; sie kannten nur ein Verbrechen: daß jemand vom Gemeingut etwas für Privatzwecke zurückbehält, nur eine Strafe, bei der rote Ameisen als Vollzugsorgane dienten. Sie nährten sich von Maniokwurzeln und zur Abwechslung von Affenfleisch — die ideale Kommunistengemeinde!

„Ein schlagender Beweis,“ dachte Adrian, „für die These,

daß die menschliche Entwicklung sich unablässig im Kreis dreht. Während der letzten zwanzigtausend Jahre hat die Menschheit alles aufgeboten, um die Lebensform dieser Indianer zu verbessern, und jetzt, am Ende dieses langen Entwicklungsprozesses, wird uns eine solche Lebensführung als Ideal gepredigt!

Eine Zeitlang saß er still da, ein Lächeln vertiefte die Falten um seinen Mund. Doktrinäre, Ultraradikale! Jener Araber, der dem jungen Desert die Pistole an die Schläfe gesetzt hatte, verkörperte diesen verderblichen Hang der Menschennatur! Ideen, Glaubenssätze — was waren sie am Ende? Doch nur Halbwahrheiten, nur so lang von Wert, als sie dazu beitrugen, das Leben im Gleichgewicht zu halten. Und von Adrians Knien glitt die geographische Zeitschrift zu Boden.

Auf dem Heimweg blieb er in den Anlagen vor seiner Wohnung stehn, um den Sonnenschein zu genießen und einer Amsel zu lauschen. Er besaß jetzt alles, was er vom Leben erwarten konnte: die Frau, die er liebte, gute Gesundheit, ein gutes Gehalt — siebenhundert Pfund jährlich und Aussicht auf eine Pension —, zwei reizende Kinder, nicht seine eigenen, so daß er vor den Fehlern leiblicher Eltern bewahrt bleiben würde, einen Beruf, der ihn ganz in Anspruch nahm, Liebe zur Natur, und vielleicht noch dreißig Jahre vor sich. „Wenn mir in diesem Augenblick,“ dachte er, „jemand eine Pistole an die Schläfe setzte und rief: „Adrian Cherrell, schwöre dein Christentum ab, oder dir spritzt im nächsten Moment das Hirn aus dem Schädel!“ — wer weiß, ob ich da wie Clive in Indien rief: „Schieß zu und fahr zur Hölle!““ Er fand keine Antwort auf diese Frage, noch immer sang die Amsel, die jungen Blätter bebten im Wind, die Sonne wärmte ihm die Wangen und im Frieden dieses einst eleganten Viertels dünkte ihn das Leben ein herrliches Gut . . .

Als Dinny Wilfrid vor Adrians Schwelle verlassen hatte, war sie eine Weile unentschlossen stehn geblieben und dann nordwärts nach St. Augustin im Grunen gewandert. Eine Eingebung riet ihr, die fernerstehenden Familienmitglieder für sich zu gewinnen, um den Widerstand der nächsten Angehörigen zu brechen. So schritt sie denn dem Mittelpunkt des werktätigen Christentums zu, etwas heiterer gestimmt, doch noch immer voll Sorge.

Ihre Tante May goß eben zwei jungen Absolventen des ‚College‘ Tee ein; dann pilgerten die beiden in den Klub, wo sie über Pingpong, Kegel-, Schach- und Damespiel der Nachbarschaft die Aufsicht führten.

„Suchst du Hilary, Dinny? Er hat zwei Komiteesitzungen zu erledigen, doch sie kommen vielleicht nicht zustande, er ist ja bei beiden fast das einzige Mitglied.“

„Ihr habt wohl schon von meiner Affare gehört?“

Mrs. Hilary nickte; in ihrem geblumten Kleid sah sie noch recht jugendlich aus.

„Sei doch so gut und sag mir, wie Onkel über die Sache denkt.“

„Dinny, ich möchte ihm lieber nicht vorgreifen. Wir beide können uns übrigens kaum noch an Mr. Desert erinnern.“

„Wer ihn nicht kennt, wird ihn stets falsch beurteilen. Aber du und Onkel, ihr schert euch doch nicht viel um das Geschwätz der Leute.“ Sie brachte das mit treuherziger Miene vor, Mrs. Hilary jedoch, die in den Mädchenhorten so manche Erfahrung gesammelt hatte, ließ sich dadurch nicht täuschen.

„Du weißt, Dinny, dein Onkel und ich hängen nicht starr an Dogmen, aber wir halten aus vollster Überzeugung an der Ethik des Christentums fest, das kann ich unmöglich leugnen.“

Dinny sann einen Augenblick nach.

„Verlangt denn die christliche Ethik andres von uns als

Menschenliebe, Mut und Selbstverleugnung, und muß man unbedingt Christ sein, um diese Tugenden zu besitzen?"

„Drüber mochte ich lieber nicht sprechen. Ich will jede Äußerung vermeiden, die mich in Gegensatz zu Hilarys Meinung bringen konnte.“

„Tantchen, du bist eine Mustergattin!“

Mrs. Hilary lachelte. Da merkte Dinny, daß in diesem Haus das Urteil zweifellos erst später erfolgen wurde.

Sie wartete und unterhielt sich mit der Tante von andern Dingen, bis Hilary eintrat. Er sah blaß und bekümmert aus. Ihre Tante reichte ihm eine Tasse Tee, strich ihm mit der Hand über die Stirn und verließ das Zimmer.

Hilary trank den Tee und stopfte die Pfeife mit einem Haufchen Tabak aus einer Tute.

„Wozu Vereine, Dinny? Warum nimmt man nicht lieber drei Ärzte her, drei Ingenieure, drei Baumeister, eine Rechenmaschine und einen phantasiebegabten Mann, der alles entwerfen und die andern bei der Stange halten kann?“

„Hast du Sorgen, Onkel?“

„Ja; verwahrloste Häuser modernisieren und dabei über den Voranschlag hinaus bleichen müssen, kann einem graue Haare machen, auch wenn man nichts mit den Behörden zu tun hat.“

Dinny warf einen Blick auf sein mudes, aber lachelndes Gesicht und dachte: ‚Ich kann ihn unmöglich auch noch mit meinen unbedeutenden Affären behelligen.‘ „Da findet ihr beide wohl kaum Zeit,“ fragte sie, „am Donnerstag zur Blumenschau nach Chelsea zu kommen?“

„Du lieber Himmel!“ rief Hilary, stocherte mit einem Zündholz in dem Pfeifenkopf und brannte es am andern Ende an, „wie gern stünde ich in einem Zelt voll blühender Azaleen, um ihren Duft einzuatmen!“

„Wir haben vor, um ein Uhr hinzugehn, da vermeiden wir das ärgste Gedränge. Tante Emily konnte euch abholen lassen.“

„Ich kann nicht bestimmt zusagen, laßt uns also lieber nicht abholen. Wenn wir um eins nicht beim Haupttor sind, dann wißt ihr, die Vorsehung ist dazwischengetreten. Und nun zu dir! Adrian hat mir alles erzählt.“

„Ich möchte dich nicht damit behelligen, Onkel.“

Hilary kniff die klugen blauen Augen zusammen. Er blies eine Rauchwolke von sich.

„Nichts, was dich angeht, behelligt mich, meine Liebe — wenn du nur keinen Kummer hast, Dinny. Ich nehme an, du kannst nicht anders?“

„Ich kann nicht anders.“

„Dann bleibt wqhl nichts übrig, als der Sache die beste Seite abzugewinnen. Doch die Welt hat nun einmal ihre Freude an der Qual des lieben Nächsten; ich fürchte, ihm droht, wie man zu sagen pflegt, eine schlechte Presse.“

„Davon bin ich überzeugt.“

„Ich hab ihn noch als hochgewachsenen jungen Mann mit brauner Weste in Erinnerung, er sah so spottisch drein. Hat er diese Miene noch nicht verloren?“

Dinny lächelte.

„Von dieser Seite kenn ich ihn jetzt nur wenig.“

„Ich will bloß hoffen,“ erklärte Hilary, „er ist keine Don-Juan-Natur.“

„Hab nichts davon bemerkt.“

„Ich meine nur, Dinny, wenn Leute dieses Schlags den Kuchen einmal verzehrt haben, kehren sie unverkennbar wieder den alten Adam hervor. Du verstehst mich doch?“

„Vollkommen. Doch soviel ich sehe, meint er es aufrichtig mit mir.“

„Dann, meine Liebe, alles Gute! Aber wenn man Steine

auf euch wirft, macht euch nichts draus. Du weißt, was du tust, darfst dich also später nicht beklagen. Wenn man dir selbst auf die Zehen tritt, ist das schlimm genug; schlimmer noch, wenn du zusehn mußt, wie man deinem Liebesten eins über den Schadel haut. Darum nimm dich von Anfang an zusammen und in Zukunft nicht minder, sonst machst du ihm alles nur noch viel schwerer. Wenn ich nicht irre, kannst du manchmal arg in Hitze geraten, Dinny.“

„Ich will versuchen, mir das abzugewöhnen. Sobald Wilfrids Gedichtband erschienen ist, sollst du eines der Gedichte lesen, den ‚Leopard‘; Wilfrid spricht sich darin über diese Sache ruckhaltlos aus.“

„So!“ rief Hilary überrascht. „Eine Rechtfertigung? Das halte ich für einen Mißgriff.“

„Michael sagt das auch. Ich weiß nicht, ob ihr damit recht habt, eher nicht. Aber das Gedicht erscheint bestimmt.“

„Na, da fällt die Meute wohl gleich über ihn her. ‚Halt ihm die andre Backe hin‘, — ‚Zu stolz für den Kampf‘ — mit solchen Wahlsprüchen kommt man nicht weit. Die Veröffentlichung des Gedichtes ist meiner Ansicht nach eine Herausforderung zum Kampf.“

„Ich kann's nicht ändern, Onkel.“

„Das seh ich ein, Dinny. Doch wenn ich an die vielen Dinge denke, die du in Zukunft nicht wirst ändern können, wird mir angst und bang. Und wie stellen sich deine Leute in Condaford dazu? Wird es deswegen mit ihnen zum Bruch kommen?“

„Man findet sich ab, unversöhnlich bleibt man nur in Romanen, und selbst die Romanfiguren geben am Ende klein bei oder sie beißen ins Gras und die Heldin wird glücklich. Onkel, wenn du Vater triffst, willst du dann nicht bei ihm ein gutes Wort für mich einlegen?“

„Nein, Dinny. Ein alterer Bruder vergißt nie, wie überlegen er dem jüngern gewesen, als er schon erwachsen war, der andre aber noch nicht.“

Dinny erhob sich.

„Na schon, Onkel. Herzlichen Dank, daß du uns nicht verdammt, noch herzlicheren Dank dafür, daß du die Verdammung nicht aussprichst. Ich werd mir alles merken, was du gesagt hast. Also Donnerstag um eins beim Haupttor Vergiß nicht, vorher etwas zu essen, die Besichtigung ist sehr ermüdend; das Publikum bei einer Blumenschau kommt mir immer so häßlich vor.“

Als sie fort war, fullte Hilary von neuem seine Pfeife.

„Noch herzlicheren Dank dafür, daß du die Verdammung nicht aussprichst!“ wiederholte er in Gedanken. „Dieses junge Mädchen kann sarkastisch sein. Freilich, ich sage ja auch wer weiß wie oft bei der Erfüllung meiner Amtspflichten Dinge, an die ich selbst nicht glaube.“ Dann sah er seine Frau im Turrahmen stehn und fugte hinzu:

„May, meinst du, daß ich in meinem Beruf ein Schwindler bin?“

„Jawohl, Liebster. Wie war es anders möglich?“

„Du meinst, die dem Seelsorger vorgezeichneten Bahnen sind viel zu eng, um den Spielarten der Menschennatur Raum zu geben? Kann es denn aber anders sein? Möchtest du nicht am Donnerstag zur Blumenschau im Chelsea-Viertel?“

Mrs. Hilary dachte: „Dinny hätte mich persönlich auffordern können,“ gab jedoch freundlich zur Antwort: „Recht gern.“

„Teilen wir es so ein, daß wir um ein Uhr hinkommen“

„Hast du mit Dinny über ihre Angelegenheit gesprochen?“

„Ja.“

„Bleibt sie unnachgiebig?“

„Ganz und gar.“

Mrs. Hilary seufzte. „Ein Jammer! Glaubst du, ein Mensch kann je so etwas verwinden?“

„Vor zwanzig Jahren hatt ich erwidert: Nein. Heute weiß ich es nicht so bestimmt. Es mag seltsam klingen, aber die wirklich Strengglaubigen werden nicht seine schlimmsten Gegner sein.“

„Wieso?“

„Die werden wohl kaum seinen Weg kreuzen. Sondern die Offiziere, die Beamten und die in den Kolonien lebenden Engländer, mit denen die beiden ständig in Berührung kommen werden. Am unversöhnlichsten wird Dinnys eigene Familie urteilen. Das Brandmal auf der Stirn! Der gelbe Fleck! Der haftet fester als die Reklamemarken der Hotels auf dem Reisegepäck.“

„Mocht wissen,“ meinte Mrs. Hilary, „was unsre Kinder dazu sagen wurden.“

„Seltsam, daß wir davon keine Ahnung haben.“

„Wir wissen weniger von unsern Kindern als irgendeiner ihrer Kameraden. Ich frage mich, waren wir den Eltern gegenüber auch so verschlossen?“

„Für meine Eltern waren wir eine junge Brut; sie hielten uns fest am Zaum und wußten von uns eine Menge. Wir versuchten, uns mit unsern Jungen auf gleiche Basis zu stellen, wie ein alterer Bruder und eine ältere Schwester, und dennoch kennen wir sie nicht im mindesten. Die eine Art, sie zu verstehn, haben wir verloren und keine andre dafür gewonnen. Ein wenig beschämend, diese Erkenntnis, aber unsre Jungen sind immerhin recht nett und anständig. Auch in Dinnys Affäre fürcht ich nicht die jungen Leute, sondern jene, die den Wert des englischen Prestiges aus eigener Erfahrung kennen — und von ihrem Standpunkt sind die ja völlig im Recht.

Dann jene, die sich mit Vorliebe einbilden, sie selbst hätten in Deserts Lage nie so gehandelt wie er — die freilich haben ganz und gar nicht recht.“

„Hilary, ich glaube, Dinny überschätzt ihre Kraft.“

„Eine Frau, die wirklich liebt, kann gar nicht anders handeln. Nun, sie mag selbst ergründen, ob ihre Liebe so tief geht. Eher läßt sie nicht locker.“

„Du sprichst so, als wärest du mit der Geschichte so ziemlich einverstanden.“

„Es ist einmal geschehn, was nutzt da alles Jammern! Jetzt wollen wir den neuen Aufruf abfassen. Eine Wirtschaftskrise steht bevor. Ein solches Pech! Die Leute, die Geld haben, werden es nicht aus der Hand lassen.“

„Wenn nur die Leute in schlechten Zeiten nicht gleich ihr Geld so zuruckhielten! Das steigert bloß die Arbeitslosigkeit. Die Kaufleute jammern schon darüber.“

Hilary langte nach einem Notizbuch und begann zu schreiben. Dann blickte ihm seine Frau über die Schulter und las:

„A n a l l e, d i e e s a n g e h t :

Und wen geht es nichts an, daß in unserer Mitte tausende Menschen leben, die von der Wiege bis zum Grab so sehr am Notwendigsten Mangel leiden, daß sie gar nicht ahnen, was wirkliche Reinlichkeit, wirkliche Gesundheit, wirklich frische Luft und wirklich gute Nahrung bedeutet?““

„E i n ‚Wirklich‘ dürfte genügen, Lieber.“

SIEBZEHNTE KAPITEL

Als sie in der Chelsea-Blumenausstellung ankamen, sagte Lady Mont nachdenklich: „Ich soll Boswell und Johnson bei den Pantoffelblumen treffen. Welch ein Gedränge!“

„Ja, und wie haßlich alle diese Leute sind! Kommen sie nur deshalb her, weil sie sich nach der Schönheit sehnen, die ihnen versagt blieb?“

„Boswell und Johnson kann ich diese Sehnsucht nicht einimpfen. Hier kommt Hilary. Seit zehn Jahren trägt er denselben Anzug. Da, nimm das und lauf um Karten, sonst wird am Ende er sie zahlen.“

Eine Fünfpfundnote in der Hand, glitt Dinny zum Schalter und wich dabei, so gut es ging, dem Blick des Onkels aus. Sie besorgte vier Karten und wandte sich lachend um.

„Hab dich schon gesehen, du Schlange! Wohin gehn wir zuerst? Zu den Azaleen! Bei einer Blumenschau will ich den Sinnen ihr volles Recht lassen“

Lady Monts gewichtige Persönlichkeit rief eine kleine Verkehrsstörung hervor; unter halbgesenkten Lidern musterte sie sinnend die Leute, die sich augenscheinlich hier eingefunden hatten, um die Blumen durch ihr unschönes Aussehn noch mehr zur Geltung zu bringen.

Im Zelt, das sie betraten, war es trotz des feuchten, kühlen Wetters durch die Blumendufte und die vielen Besucher angenehm warm. Die prachtvoll schönen Pflanzengruppen waren von allerlei Menschentypen umringt, die Leute zeigten

samt und sonders jenen seltsam verwandten Zug, den gemeinsame Liebhaberei hervorruft. Das ganze Heer der Blumenzuchter war versammelt: Leute, die Primeln in Blumentöpfen zogen oder Kapuzinerkresse, Schwertlilien und Gladiolen in kleinen Londoner Vorstadtbeeten, Rosen, Malven und Nelken in kleinen Provinzgärten; Inhaber größerer Kulturen, Eigentümer von Treibhäusern und Pflanzschulen waren nur in geringer Zahl vertreten, vermutlich hatten sie die Ausstellungsräume schon früher besichtigt oder wurden sich erst später einfinden. Alle Besucher gingen neugierig umher, sandten spärende Blicke in die Runde, als wollten sie über ihre nächsten Versuche schlussig werden. Die Gärtner blieben immer wieder vor den Pflanzen stehn und sprachen aufeinander ein wie Leute, die Wetten abschließen. Ringsum erhob sich gedämpftes Stimmengewirr, im Vorstadtdialekt, den Mundarten der Provinz und kultiviertem Englisch, und gemahnte an das Summen der Bienen, nur klang es nicht so lieblich; und alle diese Gespräche drehten sich um Blumen. Dies mühsam zurückgedämmte Aufflammen einer Nationalleidenschaft zwischen Zeltwänden und der Blumenduft ubten auf Dinny eine hypnotische Wirkung — schweigend, mit dem Stumpfnäschen leicht schnuppernd, wanderte sie von einer herrlichen Gruppe zur andern.

Die Stimme ihrer Tante scheuchte sie auf.

„Da sind sie!“ rief Lady Mont und wies mit dem Kinn nach einer bestimmten Richtung.

Dinny sah zwei Männer so reglos dastehn, als hätten sie den Grund ihres Kommens ganz vergessen. Der eine hatte einen rötlichen Schnurrbart und traurige Kuhaugen; der andre sah wie ein flugellahmer Vogel aus. Beide trugen Sonntagsanzüge, so steif wie Bretter. Sie sprachen kein Sterbenswort, sahn auch nicht die Blumen an und erweckten den Eindruck,

als habe die Vorsehung sie ohne Zweck und Ziel hierhergestellt.

„Welcher von beiden ist Boswell, Tantchen?“

„Der ohne Schnurrbart,“ gab Lady Mont zur Antwort. „Der mit dem grünen Hut ist Johnson. Er ist taub. Sieht ihm ähnlich.“

Sie trat auf die beiden zu und Dinny hörte sie rufen:

„Ah!“

Die beiden Gärtner rieben die Hände an den Hosenbeinen, blieben aber stumm wie Fische.

„Gefällt's euch hier?“ horte sie die Tante fragen. Die Lippen der beiden bewegten sich, brachten jedoch keinen Laut hervor. Der eine, den die Tante Boswell genannt, zog die Mutze und kratzte sich den Kopf. Lady Mont wies jetzt auf die Pantoffelblumen, da begann der Mann im grünen Hut ganz unvermittelt zu sprechen. Er sprach so leise, daß nach Dinny's Meinung nicht einmal die Tante ein Wort verstehen konnte; aber unaufhaltsam plätscherte der Strom seiner Rede weiter und schien ihm selbst volle Genugtuung zu bereiten. Alle Augenblicke horte Dinny die Tante „Ah!“ rufen, Johnson aber fuhr unverdrossen fort. Plötzlich hielt er inne, die Tante sagte nochmals „Ah!“ und trat zu Dinny zurück.

„Was hat er gesagt?“ fragte Dinny.

„Hab kein Wort verstanden,“ erwiderte Lady Mont, „unmöglich, was zu verstehn, aber ihm hat's wohlgetan.“ Sie winkte den beiden Gärtnern, die wie Bildsäulen dastanden, einen Abschiedsgruß zu und schritt den Ihren voran.

Nun wanderten sie ins Rosenzelt hinüber; Dinny warf einen Blick auf die Uhr. Sie hatte mit Wilfrid vereinbart, ihn am Eingang dieses Zelts zu treffen.

Eilig sah sie sich um. Wahrhaftig, da stand er! Hilary

182

folgte allem Anschein nach seiner Nase, Tante May folgte Onkel Hilary, Tante Emily plauderte mit einem Gärtner Hinter einer verschwenderisch bluhenden Gruppe von Kitchener-Rosen glitt sie zum Eingang zurück, nahm Wilfrids Hände in die ihren und vergaß alles um sich her

„Fühlst du dich stark, Liebster? Tante Emily ist hier und Onkel Hilary samt Frau. Ich möchte so gern, daß du sie kennenlernst, sie alle zahlen mit.“

In diesem Augenblick kam er ihr wie ein trotziges Pferd vor, das einem nie gesehenen Hindernis gegenübersteht.

„Wenn du unbedingt willst, Dinny.“

Sie fanden Lady Mont im Gespräch mit den Vertretern der ‚Plantem-Gärtnereien‘.

„Das da braucht sudliche Lage und Kalkboden; die Nemesis nicht — ungünstiger Boden — sie verdorren so leicht. Der Phlox ist nicht aufgegangen, so behaupten wenigstens die Gärtner, man kann schließlich nie wissen. Meine Nichte Dinny — Mr. Plantem. Wir beziehen viel von ihm. Ah! Mr. Desert! Guten Tag! Ich crinnere mich noch, wie Sie bei der Trauung Michaels Arme hochhielten“ Sie hatte ihre Hand in Wilfrids Hand gelegt und offenbar sie wieder zurückzuziehen vergessen, während ihre Augen unter den hochgezogenen Brauen mit dem Ausdruck milden Staunens seine Züge prüften.

„Onkel Hilary,“ stellte Dinny vor.

„Ach richtig!“ rief Lady Mont und kehrte wieder in die Gegenwart zurück. „Hilary, May — Mr. Desert.“

Hilary gab sich wie immer ganz natürlich, Tante May aber sah so förmlich drein wie bei der Begrüßung eines Domherrn. Und fast im selben Augenblick überließen die Verwandten wie im stillen Einvernehmen Dinny ihrem Liebsten.

„Was haltst du von Onkel Hilary?“

„Er sieht aus wie ein Mensch, an den man sich im Unglück wenden kann.“

„Stimmt! Er hutet sich instinktiv davor, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, und doch ist er stets ruhig. Das ist er wohl von seinem Leben im Elendviertel her gewöhnt. Die Veröffentlichung des ‚Leoparden‘ halt er wie Michael für einen Mißgriff.“

„Da meint er wohl, ich wolle mit dem Schädel gegen die Wand rennen, wie?“

„Ja.“

„Der Wurfel ist gefallen, wie man so sagt. Tut mir leid, Dinny, wenn es dir Kummer macht.“

Dinnys Hand haschte nach der seinen „Nein Wir wollen unter eigener Flagge segeln; aber versuche doch, Wilfrid, um meinetwillen ruhig Blut zu wahren, auch ich will mir ja alle Muhe geben Sollen wir uns nicht hinter diesen farbenspruhenden Fuchsien hinausstehlen? Meine Angehörigen erwarten es wohl nicht anders.“

Sie verließen das Zelt und schritten dem Ausgang am Themsekai zu, an den Ufergarten vorbei; und vor jedem dieser Steingärten stand im Nebel der Mann, der ihn angelegt hatte, als wolle er den Vorubergehenden zurufen: „Seht euch das doch nur an und gebt mir einen Auftrag!“

„So schöne Garten schaffen sie und müssen sich die Augen aus dem Kopf schau'n, damit jemand von ihnen Notiz nimmt,“ meinte Dinny.

„Wohin gehn wir?“

„Vielleicht in den Battersea-Park?“

„Also über die Brücke.“

„Es war wirklich reizend von dir, daß ich dich mit ihnen bekanntmachen durfte, aber dreingesehen hast du wie ein Pferd, das durchgehn will. Ich hätte dir gern die Mähne gestreichelt.“

„Ich bin es gar nicht mehr gewohnt, mit Leuten zu sprechen“

„Ich bin froh, daß du nicht von andern abhängig bist.“

„Total unbrauchbar als Gesellschaftsmensch. Doch von dir hätt ich gedacht —“

„Ich brauche niemanden als dich! Mir scheint, ich hab eine besonders anhängliche Natur. Ohne dich kam ich mir vor wie ein verlaufener Hund“

Das Zucken um seinen Mund sprach mehr als alle Worte.

„Hast du schon das Heim für verlaufene Hunde gesehn? Dort druben an der Ecke ist es.“

„Nein. Verlaufene Hunde — entsetzlicher Gedanke! Vielleicht aber sollte man doch an diese armen Geschöpfe denken. Komm, sehn wir sie uns an!“

Die Anstalt gemahnte an ein Spital und machte den Eindruck, sie sei schließlich immer noch das denkbar Beste für Wesen, denen das denkbar Schlimmste widerfahren. Sie vernahmen von verschiedenen Seiten Bellen und gewahrten einen gewissen fragenden Blick in den Augen mancher Hunde. Schwänze wedelten, als sie näher traten. Die Rassehunde blickten ruhiger und trauriger drein als die Koter, die in der Überzahl waren. In einer Ecke des drahtumzäunten Verschlags hockte ein schwarzer Wachtelhund und hielt den Kopf mit den langen Ohren tief gesenkt. Wilfrid und Dinny gingen zu ihm hinüber.

„Wie in aller Welt,“ rief Dinny, „kann man nur einen so schönen Hund abzuholen vergessen! Wie traurig er ist!“

Wilfrid fuhr mit den Fingern durchs Gitter, der Hund blickte auf. Sie sahn seine ein wenig blutunterlaufenen Augen und ein seidenweiches Haarbüschel auf seiner Stirn. Lässig erhob er sich aus seiner hockenden Stellung und begann leise

zu keuchen wie in einem innern Kampf oder als erwäge er, was dieser Besuch für ihn zu bedeuten habe.

„Nur heran, alter Bursche!“

Bedächtig kam der rabenschwarze Hund auf den vier hohen, hanghaarigen Beinen herbei. Unverkennbar war er von vornehmer Rasse, was ihn noch geheimnisvoller machte. Nun stand er fast in Reichweite, regte leise den gestutzten Schwanz und ließ ihn wieder sinken, als habe er sich gesagt: „Ich versaume keine Gelegenheit, aber du bist nicht mein Herr.“

„Nun, alter Bursche?“ sagte Wilfrid

Dinny beugte sich nieder „Gib mir einen Kuß!“

Der Hund blickte zu ihnen empor, wedelte einmal mit dem Schweif und ließ ihn wieder sinken.

„Der ist auch keine gesellige Natur,“ meinte Wilfrid.

„Er ist zu traurig, um auf dich zu hören.“ Dinny beugte sich tiefer hinab und endlich gelang es ihr, die Hand durch den Draht zu zwingen „Komm, Liebling!“ Der Hund beschnupperte ihren Handschuh. Wieder wedelte er sacht mit dem Schweif; einen Augenblick kam eine rosa Zunge zum Vorschein und fuhr prüfend über die Lippen. Mit äußerster Anstrengung erreichten Dinnys Finger die seidenweiche Schnauze des Hundes.

„Wilfrid, der ist von ausgezeichneter Rasse.“

„Vermutlich gestohlen und dann durchgebrannt. Wahrscheinlich aus einem Hundestall auf dem Land.“

„Hundediebe könnt ich hangen lassen!“

Die dunkelbraunen Augen des Tieres schimmerten in den Winkeln etwas feucht. Lebhaft und doch bange sah er zu Dinny empor, als wollte er sagen: „Du bist nicht meine Vergangenheit und wer weiß, ob ich eine Zukunft habe.“

Sie blickte auf: „Ach Wilfrid!“

Er nickte und ließ sie mit dem Hund zurück. Vornübergebeugt stand sie da und kraute dem Tier die Ohren, bis Wilfrid zurückkam. Hinter ihm nahte ein Mann mit Leine und Halsband in den Händen.

„Ich hab ihn bekommen,“ erklärte Wilfrid. „Sein Termin war schon gestern abgelaufen, weil er aber so hübsch ist, hatte man ihn noch eine Woche behalten.“

Dinny wandte sich fort und wischte hastig Tränen aus den Augen. Da horte sie den Mann sagen: „Bevor er weggeht, leg ich ihm das an, sonst nimmt er noch Reißaus. Er konnte sich hier nicht eingewöhnen.“

Dinny kehrte sich dem Mann zu

„Falls sich sein Eigentümer meldet, geben wir ihn augenblicklich zurück.“

„Wenig Aussicht, Miß. Meiner Meinung nach ist sein Herr gestorben. Wahrscheinlich streifte dann das Tier sein Halsband ab und lief davon, den Herrn zu suchen. Dabei wird er sich verlaufen haben und niemand kummerte sich so sehr um ihn, daß er hergeschickt und nachgefragt hätte. Ein schönes Tier! Sie haben ihn billig bekommen. Freut mich. Ich hätte es nicht gern gesehen, wenn man diesen Hund umgebracht hätte. Obendrein ist er jung.“

Er legte dem Hund das Halsband an, führte ihn zu den beiden hin und gab Wilfrid die Leine in die Hand. Der gab ihm seine Karte.

„Falls sich der Eigentümer meldet. Komm, Dinny! Gehn wir ein Stückchen zu Fuß. Los, Bursche!“

Als der namenlose Hund diesen schönsten Ausdruck seines Wortschatzes vernahm, lief er, soweit es die Leine erlaubte.

„Vermutlich hat dieser Mann mit seiner Ansicht recht,“ meinte Wilfrid. „Hoffentlich! Wir werden den Burschen gewiß lieb gewinnen.“

Draußen auf dem Rasen suchten sie den Hund etwas zutraulicher zu machen. Geduldig nahm er ihre Aufmerksamkeiten hin, versuchte aber nicht, sie zu erwidern. Schwanz und Augen hielt er gesenkt und verschob sein Urteil über die beiden offenbar auf einen spätern Zeitpunkt.

„Schaffen wir ihn lieber nach Hause,“ schlug Wilfrid vor „Bleib du hier, ich hole einen Wagen.“

Er wischte mit dem Taschentuch einen Parksessel ab, übergab ihr die Leine und eilte davon.

Dinny nahm Platz und betrachtete den Hund. Soweit die Leine ihm Spielraum ließ, war er Wilfrid nachgelaufen, dann hockte er sich in der Haltung nieder, in der die beiden ihn zuerst gesehen hatten.

Was solch ein Hund wohl fühlte? Augenscheinlich vermochte er einfache Schlüsse zu ziehn, empfand Liebe, Abneigung, Groll, Begehren und Freude wie die Menschen. Aber sein Wortschatz war sparlich und Begriffe fehlten ihm gänzlich. Immerhin, besser als in seinem Drahtverhau inmitten jener Schar gefühlsstumpfer Hunde ging es ihm bei Wilfrid für alle Fälle!

Der Hund kam zu ihr zurück, hielt jedoch den Kopf unverwandt nach der Richtung gekehrt, die Wilfrid eingeschlagen, und begann zu winseln.

Ein Taxi fuhr vor, der Hund hörte zu winseln auf und begann zu keuchen.

„Der Herr kommt!“ Da zerzte das Tier mit aller Macht.

Wilfrid trat vor sie hin; an der schlaffen Leine merkte sie die Enttäuschung des Hundes. Dann straffte sich die Schnur wieder, Dinny spürte, wie das Tier mit dem Schweif wedelte, während es die Stulpen von Wilfrids Hosen beschnupperte.

Im Auto saß der Hund auf dem Boden, das Kinn auf Wilfrids Schuhen. In der Piccadilly wurde er unruhig und

legte schließlich das Kinn auf Wilfrids Knie. Diese Fahrt mit dem Hund und Wilfrid brachte Dinny's Gefühle in Aufruhr und beim Aussteigen atmete sie freier.

„Bin neugierig, was Stack dazu sagt,“ meinte Wilfrid. „Ein Wachtelhund in der Cork Street ist keine Kleinigkeit.“

Gelassen stieg der Hund treppan.

„Gottlob, er ist ans Haus gewöhnt!“ rief Dinny erleichtert.

Im Wohnzimmer beschnupperte das Tier den Teppich. Dann kam es offenbar zu dem Schluß, hier gebe es keine Artgenossen und die Möbelbeine seien auch nicht besonders interessant. Schließlich legte der Hund die Nase auf den Diwan und blinzelte aus den Augenwinkeln zu ihnen empor.

„Herauf!“ befahl Dinny. Der Hund sprang auf den Diwan.

„Du meine Gute!“ rief Wilfrid, „der stinkt!“

„Baden wir ihn. Während du die Wanne füllst, untersuch ich sein Fell.“

Sie hielt den Hund, der Wilfrid nachlaufen wollte, fest und begann seine Haare zu zerteilen. Dabei fand sie einige gelbe Flohe, jedoch keinen andern Inwohner.

„Du stinkst wirklich, Liebling!“

Der Hund wandte den Kopf und leckte ihr die Nase.

„Dinny, das Bad ist fertig!“

„Ich fand nur ein paar Hundeflohe.“

„Wenn du mir helfen willst, leg dein Kleid ab, du verdirbst es dir sonst ganz, und zieh dir diesen Bademantel an!“

Hinter Wilfrids Rücken warf Dinny das Kleid ab und schlupfte in einen blauen Bademantel; sie gab sich der leisen Hoffnung hin, er würde sich nach ihr umdrehn, rechnete es ihm aber hoch an, daß er es unterließ. Dann rollte sie die Ärmel auf und trat neben ihn. Als Wilfrid den Hund über die Wanne hielt, ließ das Tier die Zunge weit heraushängen.

„Dinny, er wird doch nicht am Ende erbrechen?“

„Nein, Hunde machen das immer so. Sachte, Wilfrid, laß ihn nicht platschern, sonst erschrickt er. Los!“

Im Wasser hielt das Tier nach kurzem Strampeln still, ließ den Kopf hängen und gab sich alle Muhe, auf der schlupfrigen Fläche nicht auszugleiten.

„Da ist Haarshampoo, besser als nichts. Ich halt ihn, reib du ihn damit ein.“

Dinny schüttete etwas Shampoo auf den glanzendschwarzen Rücken des Hundes, goß ihm Wasser auf die Flanken und begann zu reiben. Diese erste häusliche Szene mit Wilfrid war für sie eine ungetrübte Freude und brachte sie ihm und dem Hund nahe. Endlich richtete sie sich auf.

„Puh! Mein Rücken! Spul den Hund ab und leere die Wanne, ich halt ihn.“

Wilfrid spülte das Tier ab, das den Verlust seiner Flohe nicht übermäßig zu bedauern schien. Es schüttelte sich heftig, beide sprangen zurück.

„Nicht herauslassen!“ rief Dinny, „wir müssen ihn noch in der Wanne trocknen.“

„Gut. Leg die Hände um seinen Nacken und halt ihn fest.“

In ein riesiges Badetuch gehüllt, hob der Hund den Kopf zu ihr empor und sah ganz klaglich und verloren drein.

„Armer Bursche! Na, jetzt ist es bald vorbei und du wirst herrlich duften.“

Der Hund schüttelte sich

Wilfrid zog das Badetuch zurück. „Halt ihn einen Augenblick, ich hol eine alte Decke und wir frottieren ihn, bis er trocken ist.“

Dinny blieb mit dem Hund allein, hielt ihn mit den Vorderpfoten über den Rand der Wanne und rieb drauflos, während das arme Tier herauswollte und todtraurig dreinsah.

„Dal So ist es schon besser!“

Sie wickelten den fast ohnmächtigen Hund in eine alte Decke und trugen ihn zum Diwan.

„Wie sollen wir ihn taufen, Dinny?“

„Versuchen wir es mit ein paar Namen, vielleicht erraten wir den richtigen.“

Der Hund aber horte auf keinen „Auch recht,“ meinte Dinny, „wir wollen ihn Foch nennen. Foch verdanken wir es, daß wir uns wieder trafen.“

ACHTZEHNTE KAPITEL

Nach der Heimkehr des Generals herrschte in Condaford Arger und unruhige Stimmung. Dinny hatte versprochen, sie komme Samstag zurück, doch jetzt, am Mittwoch, war sie noch immer in London. Ihre Erklärung, sie sei nicht offiziell verlobt, schien den Ihren nur ein geringer Trost, denn der General hatte hinzugefügt: „Ein Beschwichtigungsmittel, nichts weiter.“ Als Lady Cherrell in ihn drang, ihr doch genau zu erzählen, was vorgefallen war, gab er nur wortkarg Antwort.

„Desert tat kaum den Mund auf, Lizzy,“ sagte er. „Zugegeben, er benahm sich höflich und so weiter. Wie ein Auskneifer sieht er übrigens nicht aus. Seine Qualifikation im Krieg war ausgezeichnet. Unerklärliche Geschichte!“

„Kennst du seine Gedichte, Conway?“

„Nein. Wo sind sie?“

„Dinny hat sie irgendwo. Sie sind sehr bitter. Das sind ja so viele Schriftsteller. Doch ich fand mich gern mit allem ab, könnte ich nur hoffen, daß Dinny mit ihm glücklich wird.“

„Dinny sagt, er werde demnächst ein Gedicht über diese Affäre veröffentlichen. Muß ein eitler Geck sein.“

„Das sind Dichter ja zumeist.“

„Wenn ich doch nur jemanden wüßte, der auf sie Einfluß hat! Hubert erklärt, er habe jeden Kontakt mit ihr verloren. Jedenfalls hinge über dieser Ehe ein trüber Schatten!“

„Manchmal glaub ich,“ murmelte Lady Cherrell, „wir in

unserm abgeschiedenen Condaford wissen gar nicht mehr, was draußen in der Welt Schatten wirft und was nicht.“

„Diese Geschichte wirft einen,“ sagte der General mit Nachdruck. „In den Augen aller, die etwas bedeuten.“

„Wer bedeutet denn heutzutage noch etwas?“

Der General schwieg, dann erwiderte er überlegen:

„England ist im Grund genommen auch heute noch aristokratisch. Alles, was die Staatsmaschine in Gang halt, geht von den hohen Standen aus. Noch immer beherrschen Tradition und Pflichttreue die Gesellschaft, mögen die Sozialisten schwatzen, was sie wollen.“

Lady Cherrell schien über diesen Redestrom ganz erstaunt.

„Nun ja,“ gab sie zurück, „was fangen wir aber mit Dinny an?“

Der General zuckte die Achseln.

„Warten wir, bis es irgendwie zu einer Krise kommt. Eine ungehorsame Tochter zu enterben, ist längst nicht mehr modern; übrigens haben wir sie ja viel zu lieb. Natürlich sollst du mit ihr sprechen, Lizzy, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet . . .“

Zwischen Hubert und Jeanne verlief die Unterredung über diesen Punkt wesentlich anders.

„Bei Gott, Jeanne, ich wollte, Dinny hätte deinen Bruder gewählt!“

„Alan hat die Geschichte verwunden. Gestern bekam ich einen Brief von ihm. Augenblicklich befindet er sich in Singapur. Wahrscheinlich hat er dort irgendeine Flamme. Hoffentlich keine verheiratete Frau. Im Orient gibt es so wenige Mädchen.“

„Ich glaub nicht, daß Alan sich mit der Frau eines andern einläßt. Vielleicht hat er dort eine Eingeborene; die Malaienmädchen sollen oft sehr hübsch sein.“

Jeanne schnitt eine Grimasse.

„Eine Malain — Ersatz für Dinny!“

Bald darauf murmelte sie: „Hubert, diesen Mr. Desert mocht ich kennenlernen. Dem könnt ich schon noch beibringen, was die Leute von ihm denken werden, wenn er Dinny ins Unglück stürzt.“

„Bei Dinny mußt du die Sache mit großer Vorsicht anpacken.“

„Falls ich das Auto haben kann, fahr ich morgen nach London und bespreche mich mit Fleur. Die muß ihn doch ziemlich genau kennen, er war ja Michaels Trauzeuge.“

„Ich wurde lieber Michael zu Rate ziehn; aber um Himmels willen, Liebste, Vorsicht!“

Jeanne, die die Ausführung ihrer Pläne nie lang hinaus-schob, stahl sich am nächsten Morgen, während die andern noch schliefen, mit dem Auto davon und traf Schlag zehn auf dem South Square im Westminster-Viertel ein. Michael war offenbar in seinen landlichen Wahlkreis gefahren.

„Je sicherer das Mandat,“ erklärte Fleur, „umso mehr glaubt Michael, sich um seine Wähler kümmern zu müssen. Der Dankbarkeitskomplex, verstehst du? Was kann ich für dich tun?“

Jeannes langbewimperte Augen glitten von dem Fragonard, den sie eben betrachtet hatte, zu Fleur hinüber; vielleicht schien er ihr zu französisch. Fleur fuhr fast entsetzt in die Höhe. Dieses temperamentvolle Weib glich in der Tat einer Leopardin!

„Fleur, es handelt sich um Dinny und ihren Bräutigam. Vermutlich weißt du, was ihm dort drüben passiert ist?“

Fleur nickte.

„Laßt sich denn gar nichts dagegen tun?“

Ein wachsamer Ausdruck trat in Fleurs Züge. Sie war neunundzwanzig, Jeanne dreiundzwanzig, doch hier half es wohl nichts, Alter und Würde hervorzukehren!

„Ich hab Wilfrid schon lang nicht gesehn.“

„Dem wird bald jemand kräftig die Wahrheit sagen müssen, wenn er Dinny in diese Patsche bringt.“

„Weshalb Patsche? Das steht für mich durchaus nicht so fest, selbst wenn er sein Gedicht erscheinen läßt. Den Leuten gefällt die rebellische Ader.“

„Fleur, du bist nie im Orient gewesen“

„Doch! Ich hab eine Reise um die Welt gemacht.“

„Das ist durchaus nicht dasselbe.“

„Verzeih, Liebe,“ erwiderte Fleur, „aber die Cherrells sind ungefähr dreißig Jahre hinter der Zeit zurück.“

„Ich bin keine Cherrell.“

„Nein, du bist eine Tasburgh, das ist noch um einen Grad schlimmer. Pfarrhauser auf dem Lande, Kavallerie, Marine, indischer Staatsdienst — wer kummert sich heutzutage noch viel um diese Dinge?“

„Alle, die zu diesen Kreisen gehören Und Desert gehört dazu und Dinny auch.“

„Wer wirklich liebt, gehört nirgendwohin,“ meinte Fleur. „Hast du dich vielleicht einen Pfifferling drum gekummert, als Hubert unter Mordanklage stand? Du hast ihn trotzdem geheiratet.“

„Das ist etwas anderes. Hubert hatte nichts verbochen, dessen er sich zu schamen brauchte“

Fleur lachelte.

„Standesgemäß. Was hast du drauf zu erwidern, wenn ich dir erkläre, daß mindestens funfundneunzig Prozent der modernen Städter gelangweilt gähnen wurden, sobald du sie auffordertest, über Wilfrid den Stab zu brechen? Und achtundneunzig Prozent haben in vierzehn Tagen die ganze Geschichte vergessen.“

„Glaub ich dir nicht,“ erklärte Jeanne.

„Du kennst eben nicht die moderne Gesellschaft, meine Liebe.“

„Grade die moderne Gesellschaft,“ erklärte Jeanne noch nachdrücklicher, „hat nichts zu bedeuten.“

„Freilich bedeutet sie nicht viel; aber wer bedeutet denn heute überhaupt etwas?“

„Wo wohnt er?“

Fleur lachte.

„In der Cork Street, gegenüber der Bildergalerie. Du willst ihm doch nicht gar auf die Bude rücken?“

„Vielleicht.“

„Wilfrid kann beißen“

„Danke für die Auskunft. Jetzt muß ich gehn.“

Fleur sah die junge Frau bewundernd an. Das Blut war Jeanne in die Wangen gestiegen und dieses Rot ließ ihr braunes Gesicht noch lebensfrischer erscheinen.

„Adieu, meine Liebe! Komm doch wieder und erzähl mir was du ausgerichtet hast; ich weiß ja, du hast verteuelt viel Mut.“

„Mir ist ja noch gar nicht klar, ob ich hingehn werde,“ erwiderte Jeanne. „Leb wohl!“

Ziemlich verärgert fuhr sie am Parlament vorbei. Fleurs weltweite Reden hatten ihr tatkräftiges Naturell nur gereizt. Immerhin war es vielleicht doch nicht so ganz einfach, wie sie sich's vorgestellt, vor Wilfrid Desert hinzutreten und ihm zu sagen: ‚Halt! Gib mir meine Schwägerin zurück!‘ Dennoch fuhr sie zur Pall Mall, stellte das Auto unfern vom ‚Parthenaeum-Klub‘ ein und schritt die Piccadilly entlang. Die Vorübergehenden, besonders die Männer, drehten sich nach ihr um, so stark wirkten die wundervolle Anmut ihrer Gestalt und ihre frischen, lebenspruhenden Farben. Sie hatte keine Ahnung, wo die Cork Street war, sie wußte nur, sie lag in der Nähe

der Bond Street. Und als sie die richtige Straße erreicht hatte, ging sie ein paarmal auf und ab, ehe sie die Galerie erspahrte.

„Es muß das Haus gegenüber sein,“ dachte sie. Unschlüssig stand sie vor der Haustur, die kein Namensschild trug; da kam ein Mann, der einen Hund an der Leine führte, die Stufen hinauf und blieb neben ihr stehn.

„Sie wünschen, Miß?“

„Ich bin Mrs. Hubert Cherrell. Wohnt hier Mr. Desert?“

„Jawohl, gnädige Frau. Doch ich weiß nicht, ob Sie ihn jetzt sprechen können. Hierher, Foch, braver Kerl! Wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen, frag ich an.“

Eine Minute später stand Jeanne Wilfrid gegenüber und würgte ihre Bedenken entschlossen hinunter. „Ach was,“ dachte sie, „er kann auch nicht ärger sein als eine Versammlung der Pfarrgemeinde, wenn man Geld von ihr will.“

Wilfrid stand am Fenster und zog die Brauen hoch.

„Ich bin Dinny's Schwägerin,“ erklärte Jeanne. „Verzeihen Sie meinen Besuch, doch ich möchte Sie gern sprechen.“

Wilfrid verneigte sich.

„Hierher, Foch!“

Der Wachtelhund hatte eben Jeannes Rocksaum beschnuppert und gehorchte erst dem zweiten Ruf seines Herrn. Er leckte Wilfrid die Hand und ließ sich hinter ihm nieder. Jeanne war rot geworden.

„Es ist allerdings sehr kühn von mir,“ fuhr sie fort, „doch ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel. Wir kamen erst kürzlich aus dem Sudan zurück.“

Wilfrids Miene blieb ironisch, Ironie aber brachte Jeanne stets aus der Fassung.

„Dinny ist noch nie im Orient gewesen,“ fuhr sie ein wenig stotternd fort.

Wilfrid verneigte sich nochmals. Die Sache verlief am Ende doch nicht so glatt wie eine Gemeindeversammlung.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ fragte er.

„O, danke! Ich geh in einer Minute. Ich wollte Ihnen nur sagen, Dinny kann unmöglich ermessen, was gewisse Dinge dort draußen im Orient bedeuten.“

„Wahrhaftig, daran hab ich auch schon gedacht.“

„Wirklich?“

Kurzes Schweigen; Jeannes Wangen wurden immer röter, Wilfrids Lächeln immer ironischer. Dann sagte er:

„Herzlichen Dank für Ihren Besuch! Wünschen Sie noch etwas?“

„Eh — nichts. Guten Tag!“

Während sie die Treppe hinabging, fühlte sie sich kleiner als je zuvor. Der erste Mann, dem sie auf der Straße begegnete, fuhr erschrocken zurück, ihr Blick hatte ihn wie ein magnetischer Strom durchzuckt. In Brasilien hatte er einmal einen Zitteraal berührt und dabei ein ähnliches, aber weniger vages Gefühl empfunden. Doch seltsam: Trotz ihres Mißerfolgs hegte Jeanne gegen Wilfrid während des Rückwegs zum Auto durchaus keinen Groll. Noch seltsamer: Die Gefahr, in der Dinny schwebte, schien ihr jetzt nicht mehr so groß.

Als sie wieder zum Auto kam, hatte sie eine kleine Auseinandersetzung mit einem Schutzmann, dann fuhr sie heim nach Condaford. Wie der Teufel raste sie drauflos, brachte alle Passanten in Lebensgefahr und war zum Lunch zurück. Sie erklärte, sie habe eine lange Spazierfahrt gemacht, und verriet von ihrem Abenteuer kein Wort. Erst abends, als sie schon im Himmelbett des größten Gastzimmers lag, erzählte sie Hubert:

„Ich bin in London gewesen und hab mit ihm gesprochen.

Hubert, ich glaube, Dinny hat keine ible Wahl getroffen. Er hat etwas Anziehendes.“

„Was zum Kuckuck hat das mit jener Geschichte zu tun?“ rief Hubert und drehte sich auf dem Ellbogen herum

„Sehr viel,“ entgegnete Jeanne. „Red nicht lang, gib mir lieber einen Kuß! . . .“

Als die seltsame junge Besucherin gegangen war, warf sich Wilfrid auf den Diwan und starrte zur Decke empor. Er fühlte sich wie ein General nach siegreicher Schlacht — noch ratloser denn zuvor. Nun hatte er funfunddreißig Jahre hindurch aus verschiedenen Gründen als ausgesprochener Egoist gelebt und war ganz und gar nicht an die Gefühle gewohnt, die Dinny vom ersten Augenblick an in ihm erweckt hatte. Das altmodische Wort ‚Anbetung‘ schien hier kaum angebracht, dennoch fand er keinen passenderen Ausdruck. War er in Dinny's Nähe, dann fühlte er sich ruhig und erquickt, blieb er ihr fern, so war es ihm, als habe man ihm das Herz aus der Brust genommen. Und dabei empfand er immer deutlicher, daß sein junges Glück nicht vollkommen sein könne, wenn nicht auch Dinny ganz glücklich wurde. Sie erzählte ihm stets, sie könne nur in seiner Gegenwart glücklich sein. Doch das war lächerlich, nie und nimmer konnte er ihr für die Interessen und Neigungen Ersatz bieten, die vor ihrer Begegnung beim Fochdenkmal ihr Leben ausgefüllt hatten. Wenn er das aber nicht vermochte, weshalb riß er sie in sein Schicksal mit? Jene junge Frau mit den sonderbaren Augen, die eben hier gewesen, war ihm wie eine Verkörperung dieser Frage erschienen. Ihren Besuch hatte er allerdings abgeschüttelt, jene Frage schien jedoch noch immer in der Luft zu schweben.

Der Wachtelhund, der das Unkörperliche noch deutlicher als sein Herr spürte, ließ die lange Schnauze auf Wilfrids Knie ruhn. Selbst diesen Hund verdankte er Dinny. Er hatte sich der menschlichen Gesellschaft entwöhnt und diese verhängnisvolle Affäre trennte ihn vollends von den Menschen. Wenn er Dinny zur Frau nahm, schnitt er auch sie von der Welt ab. Ware das anständig?

Doch er hatte ja mit ihr vereinbart, sie in einer halben Stunde zu treffen. Er klingelte.

„Ich geh aus, Stack.“

„Sehr wohl, gnädiger Herr.“

Den Hund an der Leine, wanderte Wilfrid in den Hyde-park. Gegenüber dem Kavalleriedenkmal nahm er Platz und überlegte, ob er Dinny von Jeannes Besuch erzählen solle. Da sah er sie kommen.

Rasch schritt sie von der Park Lane her, hatte ihn wohl noch nicht erblickt. Sie schien kaum den Boden zu berühren. Schlank und aufrecht wie eine Gerte — so nannten es doch wohl diese verdammten Romanschreiber? Frisch wie der junge Frühling sah sie drein und lächelte, als habe sie eben etwas Angenehmes erlebt. Noch glaubte sie sich unbeobachtet. Ihr Anblick gab Wilfrid seine Ruhe wieder. Solang sie so froh und sorglos dreinsah, brauchte er sich keinen Kummer zu machen. Bei dem Bronzepferd, das sie unlängst als ‚gebäumten Rumpf‘ bezeichnet hatte, hielt sie inne, offenbar, um nach ihm auszuspähn. Anmutig wandte sie den Kopf nach allen Seiten, doch ihre Miene war etwas ängstlich geworden. Er erhob sich. Da winkte sie mit der Hand und schritt rasch über den Fahrdamm auf ihn zu.

„Du kommst wohl von einer Sitzung bei Botticelli, Dinny?“

„Nein, vom Pfandleiher. Falls du einen brauchen solltest, empfehle ich dir Frewens in der South Molton Street.“

„Du — beim Pfandleiher?“

„Jawohl, Liebster. Augenblicklich verfüge ich über mehr Geld, als je zuvor im Leben.“

„Wozu brauchst du es?“

Dinny beugte sich nieder und streichelte den Hund.

„Seit ich dich kenne, ermesse ich erst den Wert des Geldes.“

„Wieso?“

„Weil Geldmangel mich nie von dir trennen soll. Wir beide streben jetzt hinaus in die Weite. Nimm doch Foch die Leine ab, Wilfrid. Ich bin überzeugt, er folgt dir.“

NEUNZEHNTE KAPITEL

In einem Zentrum der literarischen Produktion wie London, das täglich fast dutzendweise neue Bücher auf den Markt wirft, erregt das Erscheinen eines Bändchens Gedichte meist nicht viel Aufsehn. Doch das Zusammenwirken verschiedener Umstände machte die Veröffentlichung des Bandes: ‚Der Leopard und andere Gedichte‘ zu einer ‚literarischen Sensation‘. Es war Wilfrids erstes Erzeugnis nach vierjährigem Schweigen. Der Verfasser war eine Ausnahmserscheinung, er entstammte dem alten Adel, der so wenige begabte Dichter aus seinen Reihen stellt; auch die Lebendigkeit und der bittere Ton seiner früheren Gedichte, sein Aufenthalt im Orient, fern von der Literatenwelt, und das Gerücht von seinem Übertritt zum Islam hoben ihn aus der Schar der übrigen Autoren hervor. Vor vier Jahren, kurz nach dem Erscheinen des dritten Gedichtbands, ernannte ein Kritiker Wilfrid zum ‚zukünftigen Byron‘. Diese Bezeichnung hatte gezündet. Dazu verstand sich Wilfrids Verleger glänzend auf Propagandarbeit. Während der wenigen Wochen, seit er das Manuskript in Händen hielt, war er unablässig beschäftigt, mit allen erdenklichen Leuten zu luncben und zu dinieren und sie dabei auf den ‚Leoparden‘ gespannt zu machen, seit dem ‚Himmels-hund‘ das sensationellste aller Gedichte. Auf jede Frage nach dem Grund seiner Behauptung antwortete er mit vielsagendem Mienenspiel, Nicken und diskretem Lächeln. Ob es wahr sei, daß der junge Desert Mohammedaner geworden? Jawohl.

Ob er sich in London aufhalte? Jawohl, doch sei er der scheueste, rarste Vogel aus dem ganzen Schwarm der Literaten.

Auf den ersten Blick hatte der Inhaber des Verlags Compson Grice G. m. b. H. in dem ‚Leoparden‘ einen ‚Reißer‘ erkannt. Die Sache durfte den Leuten zwar schwerlich gefallen, aber klatschen wurden sie darüber um so mehr. Er brauchte nur den Schneeball ins Rollen zu bringen, dann glitt er von selbst den Abhang hinab; und war Compson Grice vom Glauben an den Erfolg eines Werkes durchdrungen, so übertraf kein zweiter ihn in dieser Kunst. Drei Tage vor dem Erscheinen des Buches begegnete er Telfourd Yule — zufällig, oder hatte die Hand der Vorsehung ihn zu dieser Begegnung geleitet?

„Wie geht’s, Yule? Aus Arabien zurück?“

„Wie Sie sehn.“

„Hören Sie, ich bring am nächsten Montag einen ganz außergewöhnlichen Gedichtband heraus, ‚Der Leopard‘ von Wilfrid Desert. Wollen Sie ein Exemplar? Das erste Gedicht ist ein Reißer.“

„So!“

„Bohrt die Verse Alfred Lyalls in den Grund, jenes Zeug von dem Soldaten, der lieber sterben als den Glauben abschwören will — in den ‚Gedichten aus Indien‘, erinnern Sie sich?“

„Ja.“

„Es heißt, Desert sei zum Islam übergetreten. Ist das wahr?“

„Fragen Sie ihn doch selbst!“

„Das Gedicht wirkt so persönlich — vielleicht liegt ihm ein eigenes Erlebnis zugrunde.“

„Wirklich?“

Compson Grice schoß es durch den Kopf: „Herrgott, wenn das nur wahr wäre! Welche Sensation!“

„Yule, kennen Sie den Mann?“

„Nein.“

„Sie müssen das lesen, ich las es atemlos in einem Zug.“

„So!“

„Aber welcher Mensch könnte es über sich bringen, ein solches Erlebnis zu veröffentlichen?“

„Weiß nicht.“

Und wieder schoß es Compson Grice jäh durch den Kopf: „Wenn es wahr ist, setz ich hunderttausend ab!“

Er kehrte in sein Büro zurück und dachte: „Yule war verflucht zugeknöpft. Mir scheint gar, ich hab den Nagel auf den Kopf getroffen und Yule weiß von der Geschichte. Desert ist erst unlängst aus dem Orient zurückgekommen und auf den Basaren dort erfährt man jeden Klatsch. Also, was trägt mir das ein?“

Einen großen Absatz vorausgesetzt, ergäbe sich bei einem Verkaufspreis von fünf Shilling ein Reingewinn von sechs Pence pro Exemplar. Bei einer Auflage von hunderttausend Exemplaren zweitausendfunfhundert Pfund! Und fast ebensoviel Honorar für Desert. Allmächtiger! Doch vor allen Dingen galt es, dem Autor gegenüber loyal zu handeln. Da kam ihm eine jener Eingebungen, wie sie loyalen Menschen angesichts eines schönen Profits nicht selten kommen.

„Ich muß ihn drauf aufmerksam machen, daß die Leute sagen werden, es handle sich da um sein eigenes Erlebnis. Doch das tu ich lieber erst am Tag nach dem Erscheinen. Inzwischen bereite ich eine zweite große Auflage vor.“

Am Tag vor der Veröffentlichung schrieb dem Verleger ein prominenter Kritiker, Mark Hanna, der jede Woche sein

Gebimmel in der ‚Glocke‘ ertönen ließ, er habe sich für das Gedicht ‚mächtig ins Zeug gelegt‘. Ein anderer junger Mann, eine Art Piratennatur, teilte ihm kein Wort mit, ließ jedoch gleichfalls eine Besprechung vom Stapel. Beide Kritiken erschienen noch am Veröffentlichungstag. Compson Grice schnitt beide Artikel aus und nahm sie ins ‚Jasmin-Restaurant‘ mit, wohin er Wilfrid zum Lunch geladen hatte.

Sie trafen einander beim Eingang und begaben sich zu einem kleinen Tisch am andern Ende des Speisesaals. Der Raum war überfüllt mit Gästen, die jede Persönlichkeit auf dem Gebiet der Literatur, der Bühne und darstellenden Kunst kannten. Als erfahrener Verleger, der schon zahlreiche Autoren bewirtet hatte, wartete Compson Grice, bis eine Flasche Mouton Rothschild 1870 bis zur Neige geleert war. Dann zog er die beiden Besprechungen aus der Tasche, legte Mark Hannas Kritik vor Wilfrid hin und fragte: „Haben Sie das schon gesehen? Ziemlich gut, nicht wahr?“

Wilfrid las.

Der Kritiker hatte sich wirklich ‚mächtig ins Zeug gelegt‘. Er sprach fast ausschließlich vom ‚Leoparden‘ und pries ihn als Offenbarung der geheimsten Winkel der Menschenseele, wie es seit Shelley noch keinem Dichter gelungen war.

„Quatsch! Shelley hat überhaupt nichts enthüllt — höchstens vielleicht in seiner Lyrik.“

„Tut nichts!“ warf Compson Grice hin, „in Shelley machen heutzutage alle Kritiker.“

Die Besprechung sah in dem Gedicht ‚ein Wegreißen der letzten Hüllen des Schleiers der Heuchelei, den in unserer ganzen Literatur die Muse über ihr Verhältnis zur Religion gebreitet‘. Die Kritik schloß mit den Worten: ‚Dieses Gedicht ist in der rückhaltlosen Entblößung einer von grausamem Zwiespalt zerfleischten Seele das erstaunlichste Doku-

ment poetischer Psychologie, das uns im zwanzigsten Jahrhundert beschrieben ward.'

Compson Grice sah zu, wie sein Gast den Ausschnitt fortlegte, und bemerkte ölig:

„Ausgezeichnet! Die Glut eigenen Erlebens reißt die Leute mit.“

Wilfrid zuckte auf seine seltsame Art zusammen.

„Haben Sie vielleicht einen Zigarrenabschneider zur Hand?“

Compson Grice brachte einen zum Vorschein, zugleich auch die zweite Besprechung.

„Sie sollten auch diesen Artikel im ‚Tagesfunk‘ lesen.“

Die Besprechung trug die Überschrift: ‚Unglaube, Bolschewismus und das britische Weltreich.‘

Wilfrid nahm den Ausschnitt.

„Geoffry Coltham?“ fragte er, „wer ist das?“

Die Kritik begann mit einigen ziemlich korrekten Angaben über die Vergangenheit des Dichters, seinen Lebenslauf und die frühern Werke und schloß mit seinem Übertritt zur Lehre des Propheten. Dann ging sie nach einigen anerkennenden Worten über die frühern Gedichte auf den ‚Leoparden‘ über, sprang dem Untier sozusagen an die Kehle und schüttelte es wie ein Bulldogg. Schließlich führte sie folgende Zeilen des Gedichtes an:

„Verflucht die Dogmen und verdammt!
Irrlichter sind sie allesamt
Und locken uns in Sumpf und Moor.
Am Aberglauben krankt der Tor,
Wohl kennt der Weise die Arznei —
Er macht sein Hirn vom Dusel frei
Drum auf! Tut aus dem Labekrug
Der Skepsis einen tiefen Zug!“

Mit wohlberechneter Schonungslosigkeit hieß es dann weiter:

„Durch den dunnen Schleier hindurch, den die Fabel über das eigene Erleben breitet, sehen wir eine persönliche Bitterkeit hervorbrechen, die man unwillkürlich dem verwundeten Stolz eines maßlos hochmutigen Mannes zuschreiben muß, der an sich und dem britischen Geist Verrat begangen. Allerdings wissen wir nicht, ob Mr Desert in diesem Gedicht mit voller Absicht seinen eigenen Beweggründen und Gefühlen beim Übertritt zum Islam Ausdruck gab — einer Religion, der er sich übrigens durch die vorhin angeführten bitteren und jämmerlichen Zeilen als keineswegs würdig erweist; doch raten wir ihm, offen vor uns hinzutreten und uns darüber Aufschluß zu erteilen. Da in unserer Mitte ein Dichter lebt, der mit seinem unleugbaren Schwung unsere Religion und unser Ansehen im Ausland auf das schwerste schädigt und unser Empfinden tief verletzt, haben wir wohl das Recht zu erfahren, ob er tatsächlich ein Renegat ist oder nicht.“

„Das halte ich für eine Verleumdung,“ meinte Compson Grice ruhig.

Wilfrid sah mit einem Blick zu ihm empor, der Grice später zur Bemerkung Anlaß gab: „Hab gar nicht gewußt, daß Desert solche Augen hat.“

„Ich bin ein Abtrünniger. Die feindliche Pistole an der Schläfe, hab ich den Glauben gewechselt. Erzählen Sie das meinetwegen aller Welt.“

„Gott sei Dank!“ lag es Compson Grice auf der Zunge, doch er bezwang sich und streckte Wilfrid die Hand hin. Der aber hatte sich zurückgelehnt und das Gesicht in einen Schleier von Zigarrenrauch gehüllt. Der Verleger rutschte bis an den Rand des Stuhls.

„Wenn ich Sie recht verstehe, wünschen Sie also, ich soll

dem ‚Tagesfunk‘ schreiben: ‚Dem Leoparden liegt ein eigenes Erlebnis zu Grunde?‘“

„Ja.“

„Mein lieber Freund, das find ich einfach großartig von Ihnen. Das heiß ich Courage!“

Das Lacheln auf Wilfrids Zugen bewog Compson Grice, sich zurückzulehnen und die Worte zu unterdrücken:

„Grandios! Das sichert uns reißenden Absatz!“ Statt dessen bemerkte er: „Das wird Ihre Position ungemein stärken. Doch ich wollt, wir könnten es diesem Kerl gebührend heimzahlen!“

„Lassen Sie ihn plappern!“

„Gut,“ erwiderte Compson Grice. Es war ihm durchaus nicht drum zu tun, sich in Komplikationen zu stürzen und alle seine Autoren in dem wichtigen ‚Tagesfunk‘ zerfetzen zu lassen.

Wilfrid erhob sich. „Besten Dank! Jetzt muß ich fort.“

Compson Grice sah ihn langsamen Schritts und erhobnen Haupts davongehn. ‚Armer Teufel!‘ dachte er. ‚Da mach ich wirklich einen Schab!‘

Wieder im Kontor, verbrachte er einige Zeit damit, in Colthams Besprechung eine Zeile ausfindig zu machen, die er aus dem Zusammenhang reißen und als Reklame benutzen könnte. Endlich entnahm er der Kritik folgende Worte:

‚Tagesfunk: Kein Gedicht in den letzten Jahren hat eine so gewaltige Wirkung wie dieses‘ — der übrige Teil des Satzes wurde gestrichen, denn er lautete: ‚— in dem rebellischen Bestreben, unsern geheiligtesten Überzeugungen den Boden zu entziehen.‘ Dann verfaßte er einen Brief an die Schriftleitung des Blattes. Er schreibe, hieß es darin, im Auftrage Mr. Deserts; dieser denke so wenig daran, das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen, daß er sogar dringend

wünsche, jedermann solle erfahren, sein Gedicht ‚Der Leopard‘ sei in der Tat persönlichem Erleben entsprungen. Er für seine Person, fuhr er fort, sei der Ansicht, dieses freimütige Geständnis beweiße größern Mut, als man weit und breit zu finden vermöge. Er sei stolz darauf, den Vorzug zu genießen, ein Gedicht veröffentlichen zu dürfen, das an psychologischem Gehalt, Formvollendung und rein menschlichem Interesse alle zeitgenössischen Dichtungen überrage.

Er zeichnete: ‚Ihr ganz ergebener Compson Grice.‘ Dann ließ er die zweite Auflage vergrößern, gab den Auftrag, eine Schleife mit den Worten: ‚Erste Auflage vergriffen, zweite vermehrte Auflage‘ augenblicklich drucken zu lassen, und begab sich in den Klub zu seiner Bridgepartie.

Es war der ‚Polyglot-Klub‘; in der Halle traf er Michael. Das Haar seines ehemaligen Berufsgenossen war gesträubt, die Ohren schienen absteher denn je und unvermittelt stieß er hervor:

„Grice, wie werden Sie gegen dieses Scheusal, den jungen Coltham, vorgehn?“

Compson Grice lachte geschmeidig und gab zur Antwort:

„Unbesorgt! Ich zeigte Desert die Besprechung und er ersuchte mich, ich solle durch ein unumwundenes Bekenntnis der Sache die Spitze abbrechen.“

„Grundgütiger!“

„Warum so entsetzt? Wußten Sie denn nichts?“

„Doch, ich wußte es wohl, aber —“

Diese Worte waren Balsam für die Ohren des Verlegers, denn Zweifel an der Wahrheit von Wilfrids Bekenntnis waren ihm gekommen. Konnte ein Mensch wirklich in eigener Sache ein derartiges Gedicht veröffentlichen? Und es dazu noch selbst ausposaunen? Doch jetzt waren seine Zwei-

fel geschwunden, Mont war ja Deserts Entdecker und vertrautester Freund gewesen.

„Ich schrieb also in diesem Sinne an den ‚Tagesfunk‘.“

„Hat Wilfrid Sie ausdrücklicb darum ersucht?“

„Jawohl.“

„Die Publikation dieses Gedichts ist heller Wahnsinn. Er muß rein den Verstand verloren haben!“ Plotzlich gewahrte er den Ausdruck in des Verlegers Miene und fuhr in bitterm Tone fort: „Sie erhoffen sich da einen schonen Schab!“

„Der pekuniare Erfolg bleibt abzuwarten,“ gab Compson Grice kuhl zuruck.

„Quatsch!“ erwiderte Michael, „die Leute werden sich jetzt das Buch aus den Handen reißen. Der Teufel hole das Gesindel! Haben Sie Wilfrid heute schon gesehn?“

„Er hat mit mir geluncht.“

„Welchen Eindruck machte er auf Sie?“

„Wie Luzifer nach dem Fall,“ schwebte es Compson Grice auf den Lippen. Doch er bemerkte nur: „Einen ganz guten — vollkommen ruhig.“

„So ruhig wie der Satan! Grice, passen Sie auf: Wenn Sie nicht zu ihm stehn und alles dran setzen, ihm aus dieser Patsche zu helfen, sprech ich mein Lebtag kein Wort mehr mit Ihnen.“

„Lieber Freund,“ gab Compson Grice mit einer gewissen Würde zuruck, „was denken Sie von mir?“ Er zog sich die Weste straff und verschwand ins Spielzimmer.

„Der Kerl hat Fischblut!“ murmelte Michael und eilte nach der Cork Street. „Ob mich der alte Junge jetzt wohl sehn will?“ fuhr es ihm durch den Sinn.

Doch am Straßeneingang schrak er zuruck und schlug den Weg nach der Mount Street ein. Dort erfuhr er, daß seine

Eltern ausgegangen seien, Miß Dinny jedoch halte sich seit Vormittag wieder im Hause auf.

„Na schön, Blore. Wenn sie daheim ist, finde ich sie selbst.“

Er stieg die Treppe hinauf und öffnete leise die Tür des Empfangszimmers. Im Alkoven unter dem Papageienkäfig ihrer Tante saß Dinny ganz unbeweglich und so stramm wie ein kleines Mädel in der Schulstunde, die Hände hielt sie im Schoß, der Blick war ins Leere gerichtet. Erst als Michael ihr die Hand auf die Schulter legte, gewahrte sie ihn.

„Träumst du?“

„Wie lernt man sich nur beherrschen, wenn man jemanden umbringen möchte?“

„Aha, dieser Giftspritzer! Haben deine Leute die Besprechung im ‚Tagesfunk‘ schon gesehen?“

Dinny bejahte.

„Wie wirkte es?“

„Schweigen, zusammengeprefste Lippen.“

Michael nickte.

„Arme liebe Dinny! Dann fuhrst du in die Stadt?“

„Ja. Ich geh mit Wilfrid ins Theater.“

„Grüß ihn herzlich von mir und sag ihm, wenn er mich zu sehn wünscht, komm ich jeden Augenblick. Und, hor doch, Dinny, mach ihm irgenwie klar, wie sehr wir ihn alle bewundern, weil er die Brücken hinter sich abgebrochen hat.“

Dinny sah empor; Michael war über ihren Gesichtsausdruck betroffen.

„Ihn trieb nicht allein der Stolz, Michael. Etwas nagt an ihm und das macht mir Sorge. Ganz heimlich überkommt ihn manchmal der Zweifel, ob er nicht doch aus Feigheit übertrat. Ich weiß, diesen Gedanken kann ich ihm nicht austreiben. Er bildet sich ein, er muß jetzt um jeden Preis den

Beweis erbringen — nicht so sehr den andern als sich selbst — daß er kein Feigling ist. Ich bin überzeugt davon, er ist es nicht. Doch solange er das nicht sich und der Welt bewiesen hat, trau ich ihm alles Mögliche zu.“

Michael nickte. Während seiner einzigen Unterredung mit Wilfrid hatte er sich eine ganz ähnliche Meinung gebildet.

„Weißt du schon, daß er seinen Verleger ersuchte, die Sache öffentlich zu bekennen?“

„Ach!“ rief Dinny überrascht, „was nun?“

Michael zuckte die Achseln.

„Michael, wird irgend jemand begreifen können, in welcher Lage Wilfrid sich damals befand?“

„Die wenigsten haben Phantasie genug. Ich selbst kann mich ja auch nicht in seine Lage versetzen. Kannst du es?“

„Ja, aber nur, weil es Wilfrid zugestoßen ist.“

Michael faßte sie am Arm.

„Gott sei Dank, Dinny, du hast noch ein altmodisches mitfühlendes Herz, nicht diesen modernen ‚Triebkomplex‘.“

ZWANZIGSTES KAPITEL

Als Dinny sich ankleidete, trat ihre Tante ins Zimmer.

„Dinny, dein Onkel hat mir diesen Artikel vorgelesen. Ich bin einfach starr!“

„Worüber, Tante Emily?“

„Über Coltham — aber der ist doch tot.“

„Na, der Artikel durfte es auch bald sein.“

„Dinny, von wem beziehst du deine Mieder? So bequem.“

„Von Harridge.“

„Dein Onkel sagt, Wilfrid solle aus dem Klub austreten.“

„Wilfrid schert sich keinen Pflifferling um seinen Klub; er wird kaum zehn- oder zwölfmal dortgewesen sein. Aber austreten wird er jetzt nicht, glaub ich.“

„Versuch doch, ihn dazu zu bringen.“

„Fällt mir nicht im Traum ein, ihn zu etwas zu bringen.“

„So peinlich, wenn sie einen schwarz ballotieren.“

„Liebes Tantchen, darf ich zum Spiegel hinüber?“

Lady Mont durchquerte das Zimmer und langte den kleinen Band vom Nachttisch.

„Der Leopard! Dinny, dein Leopard hat aber doch die Flecken gewechselt.“

„Keine Spur, Tantchen, er hat nie welche gehabt.“

„Die Taufe undsoweiter.“

„Wenn die Taufe etwas zu bedeuten hätte, wär es eine Gewalttat, sie an Kindern zu vollziehen, die noch gar nicht wissen, worum es sich dabei handelt.“

„Dinny!“

„Ich spreche im Ernst. Man darf doch niemanden zu etwas zwingen, das ist einfach unanständig. In dem Augenblick, da Wilfrid selbständig zu denken begann, glaubte er an keine Religion mehr.“

„Hier handelt es sich nicht um die Preisgabe der einen Religion, sondern um das Bekenntnis zur andern.“

„Das weiß er.“

„Nun,“ sagte Lady Mont und wandte sich der Tür zu, „dem Araber geschah es recht, diesem zudringlichen Kerl! Möchtest du den Haustorschlüssel? Blore soll dir einen geben.“

Dinny kleidete sich rasch fertig an und lief die Treppe hinab. Sie traf Blore im Speisezimmer

„Tante Emily sagt, ich kann einen Schlüssel haben, Blore. Und, bitte, bestellen Sie mir ein Taxi.“

Der Kammerdiener rief den Autostandplatz an, zog einen Schlüssel hervor und sagte: „Da die gnädige Frau laut zu denken pflegt, mußte ich früher oder später von Ihrer Angelegenheit erfahren, Miß. Heut morgen erst sagte ich zu Sir Lawrence: ‚Wenn Miß Dinny ihn nur dazu bewegen könnte, sofort mit ihr eine Partie in die schottischen Berge zu machen, wo sie keine Zeitungen zu Gesicht bekommen! Das tät ihnen eine Menge Arger ersparen.‘ Heutzutage, Miß, löst ein Ereignis das andre ab, wie Sie wohl bemerkt haben dürften, und die Leute haben lang nicht mehr ein so gutes Gedächtnis wie früher. Verzeihn Sie, daß ich drüber spreche.“

Dinny nahm den Schlüssel.

„Herzlichen Dank, Blore!“

„Heutzutage, Miß, kann eine junge Dame alles tun, solange sie nur Dame bleibt.“

„Männer müssen auch heutzutage noch auf der Hut sein, Blore.“

„Freilich, Miß, die Verwandten machen Schwierigkeiten, doch ließe sich das schon irgendwie ordnen.“

„Wir werden eben durchhalten müssen.“

Der Kammerdiener schüttelte den Kopf.

„Der Mann, der diese Redensart aufbrachte, hat meiner Meinung nach eine Menge unnutzen Verdruß auf dem Gewissen. Da ist das Auto, Miß“

Im Taxi lehnte Dinny sich ein wenig vor und ließ die Luft von beiden Fenstern her kuhlend über ihre Wangen streichen. Selbst ihr Arger und Kummer über die Kritik schwanden hin. An der Ecke der Piccadilly las sie ein Zeitungsplakat: ‚Ankunft der Pferde zum Derby.‘ Morgen fand das Derby statt! Wie sehr hatte sie den Zusammenhang mit den Ereignissen des Tages verloren. Das Lokal, in dem sie gemeinsam das Abendessen nehmen wollten, war Blafards Restaurant im Soho-Viertel; der Straßenverkehr vor dem ‚Nationalfeiertag‘ hemmte ihr Taxi am Vorwärtskommen. Vor der Tür stand Stack, den Wachtelhund an der Leine. Er überreichte ihr einen Brief. „Mr. Desert schickt mich mit dieser Nachricht, Miß. Den Hund hab ich zu einem Spaziergang mitgenommen.“

Dinny riß den Umschlag auf und fühlte sich dabei ganz elend vor Erregung.

„Liebste Dinny,

verzeih, daß ich heut abend nicht komme. Den ganzen Tag über wußte ich nicht, wo aus und wo ein. Solange mir nicht klar ist, wie ich in den Augen der Welt dastehe, darf ich Dich, das fühle ich deutlich, um keinen Preis irgendwie in diese Affäre hineinziehen; eine gemeinsame Fahrt, wie die

geplante, mußte ich also unbedingt vermeiden. Vermutlich hast Du den Artikel im ‚Tagesfunk‘ gelesen — der erste Streich. Die nächste Woche mochte ich ganz allein verbringen, mich über meine Lage orientieren. Ich brenne nicht durch, wir können einander schreiben. Du wirst mich gewiß verstehen. Der Hund ist eine Wohltat, Dir verdank ich ihn. Für ein paar Tage leb wohl, Liebste

Dein

W D.‘

Dinny bot ihre ganze Selbstbeherrschung auf, um nicht vor den Augen des Chauffeurs die Hand aufs Herz zu pressen. So mitten im Kampf von ihm abgeschnitten zu werden, das hatte sie ja die ganze Zeit her im stillen gefurchtet! Muhsam suchte sie das Beben ihrer Lippen zu meistern, rief dem Chauffeur zu: „Warten Sie einen Augenblick!“ und wandte sich an Stack.

„Ich bringe Sie und Foch nach Hause.“

„Danke, Miß!“

Von Entsetzen gepackt, beugte sie sich zu dem Hund nieder. Der Hund! Ein Band zwischen ihnen.

„Heben Sie Foch in den Wagen, Stack.“

„Ist Mr. Desert zu Hause?“ fragte sie unterwegs ruhig.

„Nein, Miß, er gab mir diesen Brief und ging fort.“

„Ist er wohlauf?“

„Ein wenig unruhig, scheint mir, Miß. Ich muß schon sagen, diese Herren vom ‚Tagesfunk‘ möchte ich gern Mores lehren!“

„So? Sie haben also die Besprechung gelesen?“

„Jawohl. So was sollt nicht erlaubt sein, mehr sag ich nicht.“

„Freie Meinungsäußerung,“ erklärte Dinny. Der Hund

preßte die Schnauze an ihr Knie. „Führt Foch sich brav auf?“

„Tadellos, Miß Ein Gentleman, dieser Hund, nicht wahr, Bursche?“

Der Hund preßte noch immer die Schnauze an Dinneys Knie und die Berührung tat ihr wohl.

Als das Auto in der Cork Street hielt, zog Dinny einen Bleistift aus der Tasche, riß von Wilfrids Brief das leere Blatt ab und schrieb:

„Liebster!

Wie Du willst. Aber eins sollst Du wissen: Ich bin allzeit Dein. Nichts kann oder wird mich von Dir trennen, außer Du liebst mich nicht mehr.

Deine

Dinny

Aber das ist doch nicht wahr, gelt, das ist nicht wahr? Bitte, sag nein!“

Sie legte das Blatt in den Umschlag, schloß ihn, so gut es gehn wollte, zu und hielt ihn so lang in der Hand, bis das Gummi klebte. Dann überreichte sie Stack den Brief, küßte den Hund auf den Kopf und befahl dem Chauffeur: „Mount Street, bitte, Ecke Hydepark. Gute Nacht, Stack!“

„Gute Nacht, Miß!“

Dinny mußte das Gesicht abwenden, Mund und Augen des unbeweglichen Dieners verrieten so tiefes Verstehn. Das also war das Ende dieses Abends, auf den sie sich so sehr gefreut hatte!

Von der Mount Street ging sie in den Park hinüber und nahm auf einer Bank Platz, auf der sie fruher mit Wilfrid gegessen. Sie dachte gar nicht dran, daß sie ohne Hut, ohne

Begleiter, im Abendkleid dort saß; und dabei war es schon nach acht. Den Kragen des Mantels hatte sie hochgeschlagen, so daß er ihr kastanienbraunes Haar halb verhüllte, und sie versuchte, sich in Wilfrids Lage hineinzudenken. Sie kannte seinen Beweggrund nur zu gut — Stolz! Stolz besaß sie selber, drum konnte sie Wilfrid verstehn. Andere nicht in das eigene Unglück hineinzuziehn, das war wohl das Hauptgebot solchen Stolzes. Und je lieber man die andern hatte, umso weniger durfte man sie in Mitleidenschaft ziehn. Seltsame Ironie des Schicksals, daß die Liebe die Menschen gerade dann voneinander trennte, wenn sie einander am dringendsten brauchten! Und dabei nirgends ein Ausweg. Leise schlugen die Klänge der Militärmusik an ihr Ohr. Was spielte sie nur? Faust? Nein — Carmen! Wilfrids Lieblingsoper! Sie erhob sich und schritt über den Rasen der Musik zu. Was für ein Gedränge! Etwas abseits, bei einigen Rhododendren ließ sie sich auf einen Stuhl nieder. Die Habanera! Wie erschauerte man stets bei ihrem Anfang! Wie wild und jah brach doch die Liebe herein, wie seltsam, wie unentrinnbar! ‚Die Liebe von Zigeunern stammt‘...! Spät blühten heuer die Rhododendren. Hier diese tiefrosa Blüte! In Condaford hatten sie die gleiche Art... Wo mochte Wilfrid jetzt sein? Ach, wo war er nur in diesem Augenblick? Warum drang die Liebe nicht durch Zeit und Raum? Warum konnte sie nicht im Geist neben ihm wandern, ihre Hand in der seinen! Immer noch besser eine Geisterhand als gar keine! Und plötzlich empfand Dinny die ganze schwere Last der Einsamkeit, wie nur wahrhaft Liebende sie fühlen können, wenn sie sich ein Leben ohne den Geliebten vorstellen. Wie eine Blume, die ungepflückt welkte, so würde auch sie dahinwelken, ohne ihn! ‚Ich muß mich allein durchbeißen!‘ Wie lang er das von ihr wollte? Im-

mer? Bei diesem Einfall fuhr sie auf. Ein Vorübergehender blieb stehn, er dachte wohl, diese Bewegung gelte ihm, doch ihr Blick belehrte ihn eines Bessern und er schritt weiter. Noch zwei Stunden mußte sie totschlagen, ehe sie nach Hause konnte; ihre Leute durften nicht erfahren, wie kläglich dieser Abend für sie ausgegangen war. Eben beendete die Kapelle ‚Carmen‘ mit dem Triumphgesang des Toreadors — jener so ungemein populären Melodie, dem Schwachsten an dieser Oper. Doch nein, es war nicht schwach, nicht banal, sollte nur die Horer über den Jammer des tragischen Ausgangs hinwegtauschen, wie ja der Lärm der Welt immer die Leidenschaft der Liebenden verschlang. Und auf dieser grausamen, herzlosen Bühne des Lebens stelzte man einsam einher, oder klammerte sich heimlich in einem dunklen Winkel aneinander . . . Wie seltsam der Applaus im Freien wirkte! Sie warf einen Blick auf die Armbanduhr. Halb zehn! Noch eine Stunde, bis es völlig dunkel war. Jetzt wurde es hier schon empfindlich kuhl, ein leiser Duft stieg aus den Gräsern und Blättern auf, langsam verschwamm die Farbe der Rhododendronblüten, das Abendlied der Vögel war verstummt. Immer wieder kamen Leute vorbei, sie schienen ebensowenig etwas Auffallendes an Dinny zu finden, wie Dinny an ihnen. ‚Mich wundert gar nichts mehr,‘ dachte sie; ‚heut abends hab ich noch nichts gegessen.‘ Ein Kaffeeschank? Die waren wohl schon geschlossen. Aber es mußte doch eine Menge Lokale geben, wo man auch um diese Stunde noch etwas zu essen bekam. Kein Abendessen, kaum einen Bissen zu Mittag, keinen Tee — für einen Liebeskranken gerade das Rechte! Dinny wanderte gegen Knightsbridge, schnellen Schritts, mehr aus Instinkt denn aus Erfahrung — um diese Zeit war sie noch nie in London allein herumspaziert. Ohne Zwischenfall kam sie beim Tor an, überquerte den Fahrdamm und

wanderte die Sloane Street hinab. Beim Gehn fühlte sie sich bedeutend wohler und vermerkte sich im stillen das Rezept: „Gegen Liebeskummer — zu Fuß gehn!“ In dieser geraden, nun fast menschenleeren Straße schien niemand auf sie zu achten. Die sorgsam versperrten Häuser mit den herabgelassenen Rollvorhängen und den schmalen, steifen, hohen Straßenfronten bewiesen offenbar den kühlen Gleichmut der Welt gegen die Sehnsucht solch nächtlicher Spaziergänger, wie sie einer war. An der Ecke der Kings Road stand ein Straßenmädchen.

„Bitte, könnten Sie mir nicht irgendein Lokal in der Nähe sagen, wo man etwas zu essen bekommt?“ fragte Dinny.

Wie sie jetzt gewahrte, hatte die Angesprochene ein ziemlich breites Gesicht mit hohen Backenknochen, die ebenso wie die Augen recht auffällig hergerichtet waren. Die Lippen schienen gutmütig, ein wenig dick, die Nase gleichfalls ziemlich fleischig; die Augen sahen aus, als hätten sie gar nichts mit der Seele zu schaffen — das kam wohl daher, daß sie bald eisig, bald lockend blicken mußten. Sie trug ein dunkles Kleid, das ihre weiblichen Reize zur Geltung brachte, und eine breite Kette falscher Perlen. Dinny konnte sich des Gedankens nicht erwehren, sie sei auch schon in der Gesellschaft Damen begegnet, die mit dieser Frau eine gewisse Ähnlichkeit hatten.

„Dort links ist ein nettes, kleines Lokal.“

„Möchten Sie nicht mitkommen und eine Kleinigkeit essen?“ fragte Dinny impulsiv.

„Und ob! Von Herzen gern!“ erwiderte das Mädchen. „Aufrichtig gestanden, ich ging heut ohne einen Bissen vom Haus fort. Auch ist es nett, nicht allein sein zu müssen.“ Sie bog in die Kings Road und Dinny schritt neben ihr hin. Plötzlich fuhr es Dinny durch den Sinn, welch seltsamen Eindruck es wohl machen würde, wenn ein Bekannter sie

jetzt zufällig in solcher Gesellschaft träfe. Dennoch fühlte sie sich wohler.

„Um Himmelswillen,“ dachte sie, „benimm dich natürlich und frag sie nicht aus!“

Das Mädchen fuhrte sie in ein kleines Restaurant, oder vielmehr in ein Wirtshaus, denn das Lokal hatte auch einen Schank. Das wenig geraumige Eßzimmer, in das ein eigener Eingang fuhrte, war ganz leer. Die beiden nahmen an einem kleinen Tisch Platz, auf dem Essig und Öl standen, eine Glocke, eine Flasche mit Worcester Sauce und eine Vase mit ein paar welken Feuerblumen, die wohl nie ganz frisch gewesen. Ein schwacher Essiggeruch lag in der Luft.

„Gegen eine Zigarette hatt ich nichts einzuwenden,“ bemerkte das Mädchen.

Dinny hatte keine im Taschchen. Sie schwang die Glocke.

„Eine bestimmte Sorte?“

„Die billige.“

Eine Kellnerin erschien, warf einen Blick auf das Mädchen, einen auf Dinny und fragte: „Bitte?“

„Ein Packchen Zigaretten, Marke Player. Für mich eine große Tasse Kaffee, frisch und stark, dazu Kuchen oder irgendein Gebäck. Was mochten Sie?“

Das Mädchen sah Dinny erst prüfend an, als wollte sie ihre Zahlungsfähigkeit ergründen, dann die Kellnerin und sagte zögernd: „Ehrlich gestanden, ich hab Hunger. Kaltes Roastbeef und eine Flasche Schwarzbier?“

„Gemüse?“ fragte Dinny. „Salat?“

„Gut, Salat, danke.“

„Bravo! Und eingelegte Walnüsse? Bitte, bringen Sie alles so rasch wie möglich.“

Die Kellnerin fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, nickte und verschwand.

„Meiner Treu!“ rief das Mädchen plötzlich, „wirklich zu nett von Ihnen!“

„Von Ihnen war es nett, mitzukommen. Ohne Sie hätt ich mich jetzt ein wenig verlassen gefühlt.“

„Die Kellnerin da kann das nicht begreifen!“ meinte das Mädchen und wies mit einer Kopfbewegung nach der Tür. „Und aufrichtig gestanden, ich auch nicht.“

„Warum? Wir sind doch beide hungrig.“

„Ich ganz gewiß. Sie sollen sehn, was ich vertilgen werd. Bin froh, daß Sie eingelegte Walnüsse bestellt haben, ich kann Essigzwiebeln nicht widerstehn und sie bekommen mir nicht.“

„Ich hätt auch an Cocktails denken können,“ murmelte Dinny, „aber vielleicht kriegt man hier keine.“

„Ein Sherry mit einem Bittern wär nicht zu verachten. Ich hol ihn.“ Das Mädchen stand auf und verschwand im Schankzimmer.

Dinny benutzte diese Gelegenheit, sich die Nase zu pudern. Auch ließ sie heimlich die Hand zum Mieder gleiten, in dem sie ihre Beute aus der South Molton Street verwahrt trug, und zog eine Fünfpfundnote hervor. Sie fühlte sich traurig und seltsam erregt.

Das Mädchen kam mit zwei Glasern zurück. „Ich hab ihr gesagt, sie soll es auf die Rechnung setzen. Der Schnaps ist hier famos.“

Dinny hob ihr Glas und nippte daran. Das Mädchen stürzte es auf einen Zug hinunter.

„Ah! Das tut wohl! Stellen Sie sich nur vor: ein Land, wo man keinen Alkohol kriegen kann!“

„Aber man kann doch welchen bekommen und bekommt ihn auch.“

„Todsicher! Soll aber mitunter ein scheußliches Gesöff sein.“

Dinny sah den Blick des Mädchens mit unersättlicher Neu-

222

gier immer wieder über ihren Mantel, ihr Kleid und Gesicht gleiten.

„Verzeihn Sie,“ fragte das Mädchen unerwartet, „haben Sie eine Verabredung?“

„Nein, ich geh dann heim.“

Das Mädchen seufzte. „Wenn sie nur schon die verfluchten Zigaretten brachte!“

Da erschien die Kellnerin wieder und stellte eine Flasche Schwarzbier und Zigaretten vor sie hin. Verwundert glotzte sie auf Dinnys Haar und öffnete die Flasche.

„Fein!“ rief das Mädchen nach einem langen Zug an der Zigarette. „Ah, das tut wohl!“

„Das andre kommt in einer Minute,“ versicherte die Kellnerin.

„Ich hab Sie noch nie auf der Bühne gesehn oder doch?“ fragte das Mädchen.

„Nein, ich bin nicht beim Theater.“

Ein Schweigen trat ein, das durch das Auftragen des Essens unterbrochen wurde. Der Kaffee war besser als Dinny erwartet hatte und sehr heiß. Sie trank ihn fast zu Ende und aß ein großes Stück Pflaumenkuchen dazu. Das Mädchen steckte eine eingelegte Walnuß in den Mund und hob wieder an:

„Wohnen Sie in London?“

„Nein, in der Grafschaft Oxfordshire.“

„Ach ja, ich hab das Land auch gern, aber jetzt krieg ich es nie mehr zu sehn. In der Nähe von Maidstone bin ich aufgewachsen — hubsche Umgebung.“ Ein Seufzer entrang sich ihr und gleichzeitig stromte sie einen Biergeruch aus. „Die Kommunisten in Rußland, heißt's, hatten die Prostitution abgeschafft — ist das nicht ein Blodsinn? Ein amerikanischer Journalist hat mir's erzählt. Ach ja! Hätt mir nie gedacht,

daß sich das Budget so auswirkt," fuhr sie fort, stieß eine Rauchwolke aus und schien sich offenbar eine Last von der Seele zu reden: „Grauenhaft, diese Arbeitslosigkeit!"

„Das trifft, scheint mir, jeden.“

„Mich ganz gewiß," und sie stierte dumpf vor sich hin. „Schockiert Sie wohl, nicht wahr?"

„Heutzutage muß man schon etwas ganz Besonderes tun, um die Leute zu schockieren, meinen Sie nicht auch?"

„Unsereins schockiert doch. Bischöfe geben sich mit mir nicht ab.“

Dinny lachte.

„Und doch," erklärte das Mädchen entschieden, „traf ich einmal einen Pfarrer, der gab mir den besten Rat, den ich je erhielt. Natürlich konnt ich ihn nicht befolgen.“

„Was wetten wir," sagte Dinny, „daß ich seinen Namen kenne? Cherrell.“

„Donnerwetter!" rief das Mädchen und riß erstaunt die Augen auf.

„Mein Onkel!"

„Wahrhaftig! Na, ist das eine narrische Welt! Und gar nicht einmal so groß, wie man meinen sollt. War ein lieber Mann," fügte sie hinzu.

„Ist er noch.“

„Emer von den Besten.“

Dinny hatte diese unvermeidlichen Worte erwartet und dachte: „Da wären wir ja glücklich an dem Punkt angekommen, wo der Sermon „Meine arme irrende Schwester“ loszugehn pflegt.“

Das Mädchen seufzte gesättigt.

„Hat mir fein geschmeckt," sagte sie und erhob sich. „Vielen, vielen Dank, jetzt muß ich gehn, sonst versäum ich noch mein Geschäft.“

Dinny schwang wieder die Glocke. Die Kellnerin war verdächtig rasch zur Stelle.

„Die Rechnung, bitte. Können Sie mir diese Note wechseln?“

Mit einer gewissen Vorsicht nahm die Kellnerin die Banknote entgegen.

„Ich will mich nur noch rasch zurecht machen,“ sagte das Mädchen, „bin in einer Minute wieder hier.“ Sie ging zur Tür hinaus.

Dinny trank den Rest ihres Kaffees aus. Sie versuchte sich das Leben auszumalen, das dieses Mädchen führen mochte. Die Kellnerin kam mit dem Wechselgeld zurück, nahm das Trinkgeld in Empfang, sagte: „Danke, Miß!“ und ging. Dinny versuchte neuerlich, sich jenes Leben vorzustellen.

„Nun,“ sprach die Stimme des Mädchens hinter ihr, „ich seh Sie vermutlich mein Lebtag nicht wieder. Doch ich möcht Ihnen nur sagen, ich halte Sie für einen seelensguten Menschen.“

Dinny sah zu ihr auf.

„Sie sagten vorhin, Sie seien ohne einen Bissen vom Haus fortgegangen. Heißt das, daß Sie kein Geld bei sich hatten?“

„Selbstverständlich,“ erwiderte das Mädchen.

„Dann nehmen Sie, bitte, das Kleingeld. Es ist schrecklich, in London ohne Geld dazustehn.“

Das Mädchen biß sich auf die Lippe. Dinny sah, wie es um ihren Mund zuckte.

„Ich mag nicht gern Ihr Geld nehmen,“ erklärte sie, „Sie sind so gut zu mir gewesen.“

„Unsinn! Bitte, nehmen Sie's doch!“ Dinny ergriff ihre Hand und druckte das Geld hinein. Zu ihrem Entsetzen stieß das Weibsbild ein Schluchzen aus. Dinny wollte schon zur Tür laufen, da sagte das Mädchen:

„Wissen Sie, was ich jetzt tu? Ich geh heim und schlaf mich tuchtig aus. Herrgott, das tu ich wirklich!“

Dinny eilte zur Sloane Street zurück. Als sie an den hohen verhängten Fenstern vorbeikam, stellte sie mit einem Gefühl der Dankbarkeit fest, daß ihr Liebesleid sie jetzt weit weniger bedrückte. Wenn sie nicht allzu rasch ging, kam sie wohl nicht so bald in der Mount Street an. Jetzt war es Nacht, trotz des Lichtnebels über der Stadt funkelten die Sterne am Himmel. Sie betrat den Hydepark nicht wieder, sondern schritt außen am Gitter entlang. Eine endlose Zeit schien ihr vergangen, seit sie von Stack und dem Hund in der Cork Street Abschied genommen. Als sie in die Park Lane bog, wurde der Straßenverkehr immer starker. Morgen fuhren alle diese Autos gewiß zum Derby nach Epsom hinaus, die Stadt würde fast leer sein. Mit jähem Schmerz dachte sie, wie leer die Stadt ihr jetzt immer scheinen wurde, wenn sie Wilfrid nicht sehn oder nach ihm ausspahn könnte. Sie kam zum Parktor, ging nah an dem ‚gebäumten Rumpf‘ vorbei und sah plötzlich Wilfrid dort stehn. War denn dieser ganze Abend nur ein boser Traum gewesen? Da stockte ihr der Atem, sie lief vorwärts, Wilfrid streckte die Arme aus und zog sie an sich.

Dieser Augenblick konnte nicht länger währen, denn Autos und Fußgänger strömten zum Tor hinein und heraus. Arm in Arm schritten die beiden der Mount Street zu. Dinny schmiegte sich stumm an ihn und auch er fand keine Worte. Doch schon der bloße Gedanke, er sei hierhergekommen, um in ihrer Nahe zu sein, war ihr solch unsagbarer Trost!

Sie begleiteten einander, gingen vor und zurück, am Haus vorbei, wie ein Stubenmädchen und ein Diener in einer freien Viertelstunde. Stand und Vaterland, Glaube und Sitte — alles war vergessen. Und unter den sieben Millionen Be-

wohnen Londons gab es vielleicht kein zweites Paar, das sich in diesen wenigen Minuten mehr bewegt, mehr eins gefühlt hätte als diese beiden.

Endlich erwachte in Dinny der Sinn fürs Komische.

„Liebster, wir können uns doch nicht die ganze Nacht so heimbegleiten. Einen Kuß! — noch einen! — einen Kuß! — und noch — einen Kuß!“

Sie lief die Stufen zur Haustur empor und drehte den Schlüssel um.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Als Wilfrid Mr. Compson Grice im „Jasmin“-Restaurant verließ, war er verwirrt und verärgert. Zwar sah er der Seele seines Verlegers nicht ganz auf den Grund, ahnte aber doch, daß ihn Mr. Grice für seine Zwecke ausgebeutet habe; den ganzen Rest des Nachmittags wanderte er ruhelos umher und empfand bald Erleichterung, weil er alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte, bald Zorn über den unwiderruflichen Schritt. Diese Gedanken und Gefühle bedrangten ihn so sehr, daß er sich nicht klar darüber wurde, wie schwer sein Brief Dinny verletzt haben mußte. Erst als er in seine Wohnung zurückkam und dort ihre Antwort fand, flog ihr sein ganzes Herz entgegen und er stürmte hinaus auf den Platz beim Reiterdenkmal, wo sie ihn zufällig getroffen. In den wenigen Minuten, die sie stumm, aneinandergeschmiegt die Mount Street auf und ab gewandert waren, hatte sich Dinny's Anschauung, daß nun nicht einer, sondern beide der Welt Trotz bieten mußten, auch auf ihn übertragen. Wozu also sie fernhalten und noch unglücklicher machen als unbedingt nötig? Am nächsten Morgen sandte er ihr durch Stack ein paar Zeilen und lud sie zu einer Ausfahrt ein. Er hatte das Derby ganz vergessen und ein Strom von Wagen sperrte ihrem Auto den Weg.

„Ich hab noch nie das Derby gesehn,“ sagte Dinny. „Könnten wir nicht hinfahren?“

Sie hatten dazu umso mehr Grund, als sie in diesem Ge-

228

wühl kaum eine Möglichkeit fanden, anderswohin zu gelangen.

Dinny war über den nüchternen Eindruck erstaunt, den dieser Schwarm von Besuchern machte. Kein Alkohol, keine Flaggen, kein Eselsgespann, keine Masken, keine Scherze. Kein einziger Vierspanner zu sehn, keine Obsthandler mit ihren Karren, nur eine dichtgedrängte Schar meist geschlossener Omnibusse und Wagen walzte sich vorwärts.

Als sie endlich ihr Auto beim Rennplatz eingestellt, ihre belegten Brote verzehrt und sich ins Gewühl begeben hatten, wandten sie sich unwillkürlich nach der Richtung, wo sie ein Pferd zu sehen hofften.

Friths ‚Derbytag‘ entsprach offenbar nicht mehr der Wirklichkeit, vielleicht war er überhaupt nie naturgetreu gewesen. Auf jenem Bild wirken die Besucher lebendig und eigenartig, doch in dieser Masse kannten alle augenscheinlich nur ein Ziel: anderswohin zu kommen.

Auf dem Startplatz, wo es auf den ersten Blick nur Menschen, keine Pferde zu geben schien, bemerkte Wilfrid plötzlich:

„Ein verrückter Einfall von uns, diese Derbyfahrt. Dinny, man wird uns bestimmt sehn!“

„Und wenn auch. Sieh nur, da ist ein Pferd!“

Eine ganze Anzahl von Pferden wurde tatsächlich im Kreis herumgeführt. Dinny trat rasch näher.

„Ich finde alle schön,“ erklärte sie mit gedämpfter Stimme, „das eine wie das andre — bis auf dieses da. Sein Rücken gefällt mir nicht.“

Wilfrid sah im Programm nach. „Das ist der Favorit“

„Mir gefällt er trotzdem nicht. Weißt du, warum? Sein Rücken verläuft fast bis zum Schweif wagrecht und senkt sich dann plötzlich.“

„Stimmt. Deswegen kann er aber doch ein guter Renner sein.“

„Ich möchte gern auf das Pferd setzen, das du wählst, Wilfrid.“

„Laß mir ein wenig Zeit.“

Die Leute rechts und links nannten die Namen der Pferde, die man vorbeiführte. Sie hatte nah am Gitter Platz gefunden, Wilfrid stand dicht hinter ihr.

„Ein scheußliches Roß!“ rief ein Mann zu ihrer Linken, „nie wieder setz ich auf dieses Biest.“

Dinny warf einen Blick auf den Sprecher. Er war vierschrötig, kaum mittelgroß, hatte einen Filzhut, einen Fettwulst im Nacken und eine Zigarre im Mund. Nun war Dinny um das Schicksal dieses Pferdes nicht mehr besorgt.

Zu ihrer Rechten sagte eine Dame, die auf einem Feldsessel saß:

„Man sollte die Pferde auf dem Startplatz besser sehen können, doch dafür ist nicht gesorgt. Drum hab ich vor zwei Jahren mein Geld verloren.“

Wilfrid legte Dinny die Hand auf die Schulter.

„Dieses Pferd da gefällt mir,“ sagte er, „Blenheim Komm, setzen wir drauf.“

Sie traten zu den Kassen; die Leute waren in kleinen Reihen vor den Schaltern angestellt, die wie Taubenschläge aussah.

„Wart hier auf mich,“ bat er. „Ich will rasch blechen und komm gleich wieder zurück.“

Dinny blieb dort stehen.

„Guten Tag, Miß Cherrell!“ Ein hochgewachsener Mann im grauen Zylinder, der einen Feldstecher in langem Futteral umgehängt trug, stand vor ihr. „Wir trafen uns vor dem Fochdenkmal und bei der Hochzeit Ihrer Schwester — erinnern Sie sich noch?“

„Freilich, Mr. Muskham.“ Ihr Herz pochte in raschen Schlägen, unwillkürlich wollte sie nach Wilfrid ausspähn, hielt sich jedoch zurück.

„Haben Sie schon Nachricht von Ihrer Schwester?“

„Ja, aus Agypten. Auf dem Roten Meer muß es grauenhaft heiß gewesen sein.“

„Haben Sie gesetzt?“

„Noch nicht.“

„Den Favorit wurde ich nicht empfehlen, der siegt nicht.“

„Wir dachten an Blenheim“

„Ein schönes Pferd, gewiß, und sehr geschickt. Aber ein andres aus demselben Gestut scheint noch mehr zu versprechen. Vermutlich sind Sie Neuling. Ich geb Ihnen zwei Tips, Miß Cherrell. Achten Sie bei einem Pferd vor allem auf zweierlei: Hebelwirkung hinten und Individualität — es muß nicht grade schon sein, aber persönlich wirken“

„Hebelwirkung hinten? Was verstehn Sie drunter? Daß die Hinterbeine langer sein sollen als die Vorderbeine?“

Jack Muskham lächelte. „Ungefähr. Wenn Sie das an einem Pferd beobachten, setzen Sie drauf, besonders, wenn es eine Steigung nehmen soll.“

„Aber Individualität? Wie verrät es die? Etwa, wenn es mit hoherhobnem Kopf über die Leute hinweg ins Weite blickt? Das hab ich schon bei einem Pferd gesehn.“

„Alle Wetter, den Nagel auf den Kopf getroffen! Sie hätt ich gern als Schulerin!“

„Ich weiß aber nicht mehr, welches Pferd es war,“ meinte Dinny.

„Schade!“ Plötzlich war sein Gesicht verändert, Wohlwollen und Interesse schienen draus geschwunden, es sah steif und starr aus. Er zog den Hut und wandte sich ab. Da sprach Wilfrid hinter ihr:

„Zehn Pfund hast du also auf Blenheim stehn.“

„Gehn wir doch zur Tribüne und sehn wir uns das Rennen an.“

Während ihre Hand auf seinem Arm lag, suchte Dinny das plötzliche Erstarren von Jack Muskham's Miene zu vergessen. Die dringenden Bitten der vielen Zigeuner in der Menge, sich die Zukunft prophezeien zu lassen, trugen ebenfalls zu ihrer Zerstreuung bei. Als sie bei der Tribüne anlangten, war ihr alles einerlei, bis auf Wilfrid und die Pferde. Nah bei den Buchmachern am Gitter fanden sie Platz.

„Grün und schokoladbraun — hab mir's gemerkt. Am liebsten eß ich Pistazienschokolade. Wenn Blenheim siegt, wieviel gewinn ich, Liebster?“

„Horch!“

Sie vernahmen die Worte: „Blenheim, achtzehn zu eins.“

„Hundertachtzig!“ rief Dinny, „famos!“

„Hm, das bedeutet, man hält ihn nicht für den besten Renner seines Stalls, man bezeichnet einen andern als ersten. Da kommen sie schon! Zwei Jockeys in Grün und Schokoladbraun. Das zweite ist unseres!“

Die Vorführung, die für jedermann ein Vergnügen war, nur nicht für die Pferde, gab ihr Gelegenheit, den Braunen mit dem drauf hockenden Reiter zu betrachten.

„Wie gefällt es dir, Dinny?“

„Mir gefallen fast alle. Wie kann man beim bloßen Ansehn feststellen, welches das beste ist?“

„Kann man auch gar nicht.“

Jetzt machten die Rosse kehrt und liefen in kurzem Galopp zur Tribüne zurück.

„Sag doch, ist Blenheim hinten nicht etwas höher als vorn?“

„Nein. Tadelloser Gang. Warum?“

Doch sie drückte nur seinen Arm und erschauerte leicht.

Beide hatten keinen Feldstecher, sie konnten daher das Rennen nicht deutlich verfolgen. „Der Favorit an der Spitze! Der Favorit!“ rief ein Mann hinter ihnen mehrmals.

Als die Pferde um die Tattenham-Ecke bogen, stieß derselbe Zuschauer hervor: „Pascha — Pascha siegt — nein, der Favorit — der Favorit bleibt Sieger! — halt, nein — Iliad — Iliad gewinnt.“

Dinny fuhlte Wilfrids Hand ihren Arm umklammern.

„Unser Pferd!“ rief er, „hier — sieh doch!“

Dinny sah auf der Seite drüben ein Pferd in Braun und Rosa, auf ihrer Seite eines in Schokoladebraun und Grün. Es war das erste — das erste! Sie hatten gewonnen!

Ringsum Schweigen, Mißvergnügen. Die beiden aber lächelten einander zu. Ein gutes Omen!

„Ich bring dich zum Auto, behebe dein Geld und wir fahren weg.“

Er bestand darauf, sie müsse die ganze Summe nehmen, und sie verwahrte das Geld bei ihrem übrigen Schatz. Umso mehr Sicherheit, daß er nicht in einem plotzlichen Entschluß Reißaus nehmen konnte!

Auf dem Heimweg fuhren sie in den Richmond Park, saßen lang zwischen den jungen Farnen und lauschten den Rufen des Kuckucks. Und sie fühlten sich sehr glücklich in diesen sonnigen, friedlichen Nachmittagsstunden beim leisen Rauschen der Blätter.

Dann speisten sie abends in einem Restaurant in Kensington und endlich brachte er sie zur Ecke der Mount Street zurück.

In dieser Nacht schlief sie tief und fest, ohne Sorge, ohne Traum und ging am nächsten Morgen mit klaren Augen und sonngebräunten Wangen zum Frühstück hinunter. Ihr Onkel las eben den ‚Tagesfunk‘, legte das Blatt hin und sagte:

„Dinny, wenn du mit dem Kaffeetrinken fertig bist, sieh dir das an. Manchmal möchte man wirklich dran zweifeln, ob Verleger Menschen und Bruder sind. Und bei den Zeitungsherausgebern erhält man mitunter die Gewißheit, daß sie's nicht sind.“

Dinny las Compson Grices Brief, der unter folgenden Schlagzeilen veröffentlicht war:

„Mr. DESERTS ABFALL.
UNSER FEHDEHANDSCHUH AUFGENOMMEN.
EIN GESTANDNIS.“

Hierauf folgten Strophen aus Sir Alfred Lyalls Gedicht:
,Theologia in extremis‘:

„Will durch den Heldentod ich Ruhm ersiegen?
Will ich erkaufen mir mein Seelenheil?
Gemordet und vergessen werd ich liegen.
Gott halt den Himmel nicht als Ware feil
Doch Englands Ehre ist in meine Hand gegeben,
Drum darf ich schmachbedeckt nicht weiterleben

So geh ich jetzt zur letzten Ruhstatt ein,
Zu jenen Tausenden, die namenlos
Vermodern in der schwarzen Erde Schoß.
Kein Nachruf kundet und kein Leichenstein,
Wie tapfer jene schlichten Helden stritten,
Wie sie fürs Vaterland den Tod erlitten.“

Dinny schoß das Blut in die sonngebräunten Wangen.

„Jawohl,“ murmelte Sir Lawrence und sah sie nachdenklich an, „nun ist die Meute losgelassen, Dinny. Doch gestern abend sprach ich mit einem Bekannten, der meinte, heutzutage gebe es kein unauslöschliches Brandmal mehr. Mag einer nun beim Kartenspiel schwindeln oder ein Halsband

stibitzen — er geht für zwei Jahre ins Ausland und über die Geschichte ist Gras gewachsen. Und nach der Behauptung meines Bekannten ist ein perverses Sexualleben gegenwärtig überhaupt nicht mehr pervers. Trösten wir uns also!“

„Mich emport es aber doch,“ rief Dinny leidenschaftlich, „daß jetzt jeder Wurm ihn begehren darf.“

Sir Lawrence nickte. „Je erbarmlicher der Wurm, umso mehr wird er geifern. Doch um das Gewurm brauchen wir uns nicht zu kümmern. Die Leute, die Englands Fahne hochhalten, die sind unsere Gegner. Und es gibt ihrer noch immer genug.“

„Onkel, hat Wilfrid denn gar keine Möglichkeit, der Welt seinen Mut zu beweisen?“

„Tat er doch, im Krieg.“

„Wer denkt heut noch an den Krieg?“

„Vielleicht,“ murmelte Sir Lawrence, „könnten wir in der Piccadilly eine Bombe nach seinem Auto werfen und er lehnt sich zum Fenster heraus und steckt sich seelenruhig eine Zigarette an. Ein besseres Mittel fällt mir nicht ein.“

„Gestern sah ich Mr. Muskham“

„Du warst also beim Derby?“ Er zog eine winzige Ziggarre aus der Tasche. „Jack halt dich für ein Opferlamm.“

„Ach, kann einen denn niemand in Ruhe lassen?“

„Verführerische junge Mädchen läßt man nie in Ruhe. Jack ist übrigens ein Weiberfeind“

Dinny lachte leise auf, es klang verzweifelt.

„Offenbar macht unser Kummer den Leuten Spaß!“

Sie erhob sich und trat ans Fenster. Ihr war's, als falle alle Welt wie eine Meute bellender Hunde über eine Katze her, die sich scheu in den Winkel kauert. Doch in der Mount Street war nichts zu sehn als ein Lastauto mit Lebensmitteln.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Wenn Jack Muskham wegen eines Rennens in London übernachten mußte, schlief er jedesmal in einem Zimmer des ‚Burton-Klub‘. Eben hatte er im ‚Tagesfunk‘ einen Bericht über das Derby gelesen und wandte lassig die Blätter um. Die übrigen Nachrichten dieses ‚Schmierblatts‘ riefen kaum ein Interesse in ihm wach. Der Ton dieser Zeitung beleidigte seinen Sinn für gute Form, ihre Meinung seinen Geschmack und ihre politische Richtung verdroß ihn, weil sie auf Haar seiner eignen glich. Doch obwohl er, wie berichtet, die Zeitung nur flüchtig durchsah, gewährte er die Schlagzeile:

„Mr. DESERTS ABFALL.“

Er überflog die halbe Spalte, die dieser Artikel füllte, stieß die Zeitung fort und sagte: „Diesem Burschen muß man das Handwerk legen!“

Der Kerl protzte noch mit seinem Brandmal auf der Stirn und riß dieses hübsche Mädchen mit sich in Acht und Bann! Hatte sogar die Unverfrorenheit, sich am selben Tag, an dem er in diesem Schmierblatt seine Schande bekannte, mit ihr vor aller Welt zu zeigen!

In diesem alles verzeihenden, krankhaft toleranten Zeitalter legte Jack Muskham sich über seine Gedanken und Gefühle genaue Rechenschaft ab. Vom ersten Augenblick an war ihm der junge Desert verhaßt gewesen. ‚Desertieren‘ — der Kerl hatte wahrhaftig einen Namen, der zu ihm paßte! Man

denke nur, dieser gallige junge Frechdachs würde jenem hub-schen Mädchen, das als grüner Neuling so treffende Bemerkungen über die Rennpferde gemacht, das Leben verpfuschen! Das war zuviel! Nur die Rücksicht auf Lawrence hatte ihn davon abgehalten, schon früher gegen den Burschen vorzugehen. Doch plötzlich hielt er inne. Wie? ... Hier in diesem Blatt gestand ja der Mensch öffentlich seine Schande ein! Uralter Kniff das, durch ein solches Schuldbekenntnis den Gegner zu entwaffnen! Aus der Not eine Tugend zu machen! Mit dem Verrat noch zu protzen! Na, wenn es nach ihm, Jack Muskham, ginge, wurde dieser junge Hahn sich nimmer lang aufplustern! Doch nochmals hielt er inne ... Ein Außenstehender konnte sich doch nicht einmengen. Und dennoch! Wenn die Aufführung dieses Burschen nicht augenfällig verurteilt wurde, glaubte er am Ende gar, alle seien damit einverstanden.

„Bei Gott!“ dachte er, „ich bring die Sache aufs Tapet. Wenigstens dieser Klub soll sich rühren und Stellung nehmen. Für Verräter ist im Burton-Klub kein Platz!“

Noch am selben Nachmittag trug er die Angelegenheit dem Ausschuß vor und war ganz starr über den Gleichmut, mit dem man die Sache aufnahm. Unter den sieben anwesenden Mitgliedern — Wilfrid Bentworth, der ‚Squire‘, führte den Vorsitz — waren vier offenbar der Ansicht, Wilfrid Desert möge diese Affäre mit seinem Gewissen austragen, wenn es nicht überhaupt nur eine Zeitungsente sei. Seit den Tagen, da Lyall jenes Gedicht geschrieben, hatte die Welt sich verändert. Einer der Anwesenden ging sogar so weit zu sagen, man solle ihn in Ruhe lassen, er kenne Desert nicht, habe den ‚Leoparden‘ nicht gelesen und könne den ‚Tagesfunk‘ nicht riechen.

„Ich auch nicht,“ gab Jack Muskham zurück, „doch hier ist das Gedicht.“ Er hatte sich den kleinen Band holen lassen

und nach dem Lunch eine Stunde mit der Lektüre verbracht.
„Darf ich daraus vorlesen? Es strotzt von Gift und Galle.“

„Um Himmelswillen, Jack, verschon uns!“

Das fünfte Mitglied, das bis jetzt geschwiegen, war der Meinung, wenn Jack Muskham drauf bestehe, mußten sie das Zeug doch lesen.

„Jawohl, ich bestehe drauf!“

Der ‚Squire‘, der bis dahin stumm und gewichtig dagesessen, ergriff endlich das Wort. „Der Sekretär wird einige Exemplare besorgen und sie dem Ausschuß zusenden, am besten vielleicht auch die betreffende Nummer des ‚Tagesfunk‘. Wir besprechen die Sache dann in der nächsten Sitzung am Freitag. Nun zu der Angelegenheit des Rotweins.“ Und sie gingen zur Erörterung wichtigerer Dinge über.

Wenn Zeitungen einer gewissen Sorte bei der Aufklärung eines Vorfalls Gelegenheit finden, mit ihrem Tugendsinn aufzutrompfen und dabei auch ins Horn ihrer Politik zu stoßen, dann pflegen sie bekanntlich den Fall soweit auszuschroten, als es nur irgendwie möglich ist, ohne mit dem Strafgesetz in Konflikt zu geraten; auf das Empfinden der betroffenen Person wird keine Rücksicht genommen. Gestutzt auf Deserts Geständnis im Briefe des Verlegers, schlug ‚Der Tagesfunk‘ allen erdenklichen Vorteil aus der Sache und nahm im Lauf der folgenden acht Tage den Ausschußmitgliedern fast jede Möglichkeit, Unkenntnis oder Gleichgültigkeit vorzuschützen. Alle Welt las den ‚Leoparden‘ und sprach darüber; und am Morgen vor der Sitzung brachte ‚Der Tagesfunk‘ eine lange anzughliche Abhandlung über die ungeheure Tragweite des Benchmens der Engländer im Orient. Außerdem enthielt die Nummer in großen Lettern ein Inserat: „Der Leopard und andere Gedichte“ von Wilfrid Desert. Verlag Compson Grice. 40.000 Exemplare abgesetzt. Dritte, vermehrte Auflage erschienen.“

Eine Debatte über die Achtung eines Klubgenossen lockt fast jedes Mitglied in eine Ausschußsitzung; ja, es hatten sich sogar einige eingefunden, die seit Menschengedenken nicht mehr erschienen waren.

Jack Muskham hatte folgenden Antrag formuliert:

„Der Ehrenwerte Wilfrid Desert möge auf Grund des Paragraphen 23 wegen seines der Ehre des Klubs abträglichen Verhaltens aufgefordert werden, auf die Mitgliedschaft des Burton-Klubs zu verzichten.“

Er eröffnete die Diskussion mit folgenden Worten:

„Sie alle haben Deserts Gedicht ‚Der Leopard‘ und den ‚Tagesfunk‘ vom Donnerstag der vergangenen Woche zugeschickt erhalten. Die Sache liegt sonnenklar. Desert gibt öffentlich zu, daß er vor dem Pistolenlauf des Feindes den Glauben abschwor; drum ist er meiner Ansicht nach nicht länger würdig, Mitglied dieses Klubs zu bleiben. Unser Klub wurde zu Ehren eines berühmten Weltreisenden gegründet, der allen Teufeln Trotz geboten hätte. Wir brauchen in unserer Mitte keine Leute, die der Ehre Englands ins Gesicht schlagen und dabei noch Verse darüber schmieren.“

Kurzes Schweigen. Dann bemerkte Mitglied Nummer 5 von der vorigen Sitzung:

„Immerhin, das Gedicht ist und bleibt verteufelt gut.“

„Hatten wir Wilfrid Desert nicht zu dieser Sitzung vorladen sollen?“ fragte ein bekannter Gerichtsrat, der einst die Türkei bereist hatte.

„Wozu?“ fragte Jack Muskham, „er kann uns doch auch nichts andres sagen, als er in dem Gedicht oder in dem Brief an den Verleger mitteilte.“

Mitglied Nummer 4 der vorigen Sitzung brummte: „Mit dem ‚Tagesfunk‘ geb ich mich lieber gar nicht ab. Wir sind doch ein unpolitischer Klub.“

„Wer kann dafür, daß er sein Bekenntnis gerade in diesem Sensationsblatt erscheinen ließ?“ fragte Jack Muskhams.

„Hochst peinlich,“ fuhr das vierte Mitglied fort, „sich derart in die Gewissensfragen anderer Leute einzumengen. Dürfen denn wir mit vollem Recht von uns behaupten, wir hätten in seiner Lage anders gehandelt?“

Unruhe, mißbilligendes Fußescharren, dann murmelte ein runzeliger Mann, der die alte Kultur Ceylons erforscht hatte: „Meiner Meinung nach hat Desert sich ehrlos benommen, nicht wegen des Abfalls vom Glauben, sondern weil er auch noch ein Gedicht darüber geschrieben hat. Sein Anstandsgefühl hatte ihm Schweigen gebieten müssen. Nichts als Reklame für sein Buch! Jetzt erscheint es schon in dritter Auflage und die Leute reißen es sich aus den Händen. Auch noch Profit zu schinden aus dieser Affäre — das schlägt dem Faß den Boden aus!“

„Desert hat das wohl kaum beabsichtigt,“ meinte das vierte Mitglied. „Es wurde zufällig eine Sensation draus.“

„Er hätte doch das Buch zurückziehen können.“

„Das hängt von seinem Vertrag mit dem Verleger ab. Zudem hatte das wie eine Flucht vor dem Sturm ausgesehen, den er selbst entfesselte. Eigentlich finde ich sein öffentliches Geständnis sehr mutig.“

„Theatralisch!“ murmelte der Gerichtsrat.

„Wenn das ein Klub von Regierungsbeamten wäre,“ erklärte Jack Muskhams, „sie besannen sich keinen Augenblick.“

„Es ist aber keiner!“ gab der Verfasser des Buches „Zweite Reise durch Mexiko“ trocken zurück.

„Ich weiß nicht, ob man einen Dichter mit demselben Maßstab messen darf wie andere Leute,“ meinte das fünfte Mitglied nachdenklich.

„Warum nicht?“ fragte der Erforscher der Kultur Cey-

lons, „sofern es sich um Fragen des allgemeinen Anstands handelt?“

Ein kleiner Mann, der an der Schmalseite des Tisches dem Vorsitzenden gegenüber saß, stotterte: „Der ‚T-T-Tagesfunk‘!“ und blies dabei die Luft durch die Zähne.

„Die Affare ist in aller Leute Mund,“ behauptete der Gerichtsrat.

„Meine jungen Leute daheim,“ sagte ein Mann, der bis dahin geschwiegen hatte, „lachen einem ins Gesicht. ‚Und wenn er’s getan hatte!‘ meinen sie. ‚Was liegt schon dran!‘ Sie reden von Pharisäertum, spotten über Lyalls Gedicht und erklären, es wäre ganz gut für England, wenn es einmal vom hohen Roß herabstiege.“

„Natürlich!“ bemerkte Jack Muskham, „so reden die jungen Menschen von heute! Alle Ehrbegriffe über Bord geschmissen. Sind wir auch schon so weit?“

„Ist einer der Anwesenden mit dem jungen Desert bekannt?“ fragte Nummer 5.

„Ich, nur ganz flüchtig,“ erwiderte Jack Muskham.

Kein andres Mitglied wußte von persönlicher Bekanntschaft zu melden.

Plotzlich erklärte ein starker, sonnverbrannter Mann mit lebhaften, tiefliegenden Augen:

„Nächsten Monat fahr ich nach Afghanistan, hoffentlich ist die Geschichte dort noch unbekannt — mehr sag ich nicht.“

„Warum?“ fragte Nummer 4.

„Weil das bloß die Verachtung noch steigern wird, die man uns dort ohnehin zu spüren gibt.“

Diese Bemerkung eines wohlbekannten Forschungsreisenden machte mehr Eindruck als alle bisherigen Argumente. Zwei Mitglieder, die ebenso wie der Vorsitzende bis jetzt

geschwiegen hatten, riefen wie aus einem Munde: „Sehr richtig!“

„Vor dem Urteilspruch mußte man auch den Angeklagten hören,“ meinte der Gerichtsrat.

„Was halten Sie davon, Squire?“ erkundigte sich Mitglied Nummer 4.

Der Vorsitzende nahm die Pfeife aus dem Mund.

„Hat noch jemand etwas zu bemerken?“

„Jawohl,“ rief der Verfasser des Werks ‚Zweite Reise nach Mexiko‘. „Begründen wir die Aufforderung zum Austritt mit der Veröffentlichung seines Gedichtes.“

„Unmöglich!“ knurrte Jack Muskham, „es handelt sich um die ganze Sache. Folgendes steht in Frage: Darf er weiter Mitglied dieses Klubs bleiben oder nicht? Ich bitte den Vorsitzenden, diese Formulierung den Versammelten vorzulegen.“

Doch unbekummert rauchte der ‚Squire‘ seine Pfeife weiter. Noch war der rechte Zeitpunkt für die Frage nicht gekommen, das wußte er aus Erfahrung. Jetzt gab es noch Einzeldebatten oder allgemeine. Das führte gewöhnlich zu gar nichts, aber die Mitglieder hatten den Eindruck, man habe den Gegenstand erschöpfend behandelt.

Jack Muskham mit seinem langen Gesicht sah starr vor sich hin, schweigend streckte er die langen Beine aus.

„Nun?“ fragte schließlich der Mann, der zum zweiten Mal in Mexiko gewesen.

Der ‚Squire‘ klopfte die Pfeife aus.

„Meiner Ansicht nach,“ gab er zur Antwort, „sollten wir Mr. Desert auffordern, uns über seine Gründe für die Veröffentlichung jenes Gedichtes Aufschluß zu geben.“

„Hört, hört!“ rief der Gerichtsrat.

„Sehr richtig!“ stimmten die zwei Mitglieder bei, die auch zuvor denselben Ausspruch getan hatten.

„Ich schließe mich dieser Ansicht an,“ erklärte die Autorität über Ceylon.

„Ist jemand dagegen?“ fragte der ‚Squire‘.

„Ich seh nicht ein, was das nutzen soll,“ brummte Jack Muskhams. „Er war fahnenflüchtig und hat es eingestanden.“

Da niemand anderer Einwand erhob, fuhr der ‚Squire‘ fort:

„Der Sekretar wird ihn ersuchen, hierherzukommen und uns Aufschluß zu erteilen. Sonst steht heute nichts auf der Tagesordnung, meine Herren.“

Trotz des allgemeinen Übereinkommens, daß der Ausschuß in noch ungeklärten Angelegenheiten Schweigen wahren müsse, erfuhr Sir Lawrence im Vertrauen diese Vorgänge noch vor Anbruch der Nacht von drei Mitgliedern, unter denen sich auch Jack Muskhams befand. Er brachte diese Neuigkeit zum Abendessen ins Haus seines Sohnes in der South Street mit.

Seit dem Erscheinen jenes Gedichts und dem Brief des Verlegers hatten sich beinah alle Gespräche Michaels und Fleurs um diese Affare gedreht — die Äußerungen und Fragen fast jedes ihrer Bekannten zwangen sie ja, immer wieder davon zu sprechen. Ihre Meinungen gingen weit auseinander. Michael war zwar ursprünglich gegen die Veröffentlichung des Gedichts gewesen, doch jetzt, da es erschienen war, verteidigte er mit Nachdruck die Ehrlichkeit und den Mut, den Wilfrid durch sein Geständnis bekundet hatte. Fleur konnte Wilfrid dieses ‚mit dem Schädel durch die Wand rennen‘ nicht verzeihn. Hatte er sich nur ruhig verhalten und seinem Gewissen oder Stolz nicht nachgegeben, die ganze Sache wäre spurlos im Sand verlaufen. Ihrer Ansicht nach hatte er durch dieses Bekenntnis unschön an Dinny gehandelt und für sich selbst dadurch ganz und gar nichts gewonnen. Aber so sei er ja stets gewesen, meinte sie. Auch

jetzt noch konnte sie ihm nicht verzeihen, wie unnachgiebig er sie vor acht Jahren bestürmt hatte, seine Geliebte zu werden, und wie unwiderruflich er vor ihr geflohn, weil sie ihm nicht willfahren wollte. Nach ihres Schwiegervaters Bericht über die Vorgänge im Burton-Klub fragte sie kurz:

„Konnte er etwas andres erwarten?“

„Warum ist Jack Muskham so erbittert?“ murmelte Michael.

„Manche Hunde fallen sich gleich bei der ersten Begegnung an, andre erst nach einigem Überlegen. Hier trifft offenbar beides zu. Der Knochen, um den sie sich balgen, heißt Dinny.“

Fleur lachte

„Jack Muskham und Dinny!“

„Im Unterbewußtsein, meine Liebe. Die Vorgänge im Unterbewußtsein eines Weiberfeinds sind nicht so leicht aufzuspüren. Nur in Wien kann man dir haargenau Bescheid darüber sagen, dort enthüllt man dir sogar die seelische Ursache, wenn du Schlucken hast.“

„Glaub kaum, daß Wilfrid sich dem Ausschluß stellen wird,“ sagte Michael düster.

„Natürlich nicht, Michael.“

„Was geschieht dann?“

„Man schließt ihn höchstwahrscheinlich auf Grund irgend-eines Paragraphen aus.“

Michael zuckte die Achseln. „Draus macht er sich kaum etwas, was liegt an einem Klub mehr oder weniger?“

„Allerdings,“ sagte Fleur. „Aber vorläufig ist die Angelegenheit noch in Schweben, man schwatzt nur darüber; doch der Ausschluß aus dem Klub bedeutet für ihn das unwiderrufliche Verdammungsurteil. Es könnte kaum ein besseres Mittel geben, g e g e n ihn Stimmung zu machen.“

„Oder für ihn.“

„Allerdings auch für ihn. Aber wir wissen, was das heißt, schief angesehen zu werden.“

„Das alles trifft nicht den Kern der Sache,“ meinte Michael ungeduldig. „Ich kenne seine Gefühle. Sein erster Impuls war, diesem Araber Trotz zu bieten, und jetzt bereut er bitter, daß er dieser Regung nicht gehorchte.“

Sir Lawrence nickte.

„Dinny hat mich gefragt, ob Wilfrid denn gar nichts tun könne, um der Welt seinen Mut zu beweisen. Vielleicht gab es irgendein Mittel, aber man findet es nicht so leicht. Die Leute lassen sich nicht gern in Lebensgefahr bringen, damit ihr Retter in die Zeitung kommt. Schen geworden Lastpferde sprengen selten durch die Piccadilly. Vielleicht konnte er einen Passanten von der Westminsterbrücke hinabwerfen und ihm nachspringen, aber das wäre nur Mord und Selbstmord. Seltsam, daß der Mensch bei allem Heldensinn so schwer Gelegenheit findet, sich als Held zu zeigen.“

„Er sollte doch vor den Ausschuß treten,“ erklärte Michael, „hoffentlich tut er's. Er hat mir etwas erzählt, das ganz unsinnig klingt, doch wer Wilfrid näher kennt, der weiß, daß es für sein Verhalten entscheidend war.“

„Nun?“ fragte Fleur, „was denn?“

„Sein Mörder habe ihm leid getan.“

Fleur hatte die Ellbogen auf die polierte Tischplatte und das Kinn auf die Hände gestützt; in dieser vorgebeugten Haltung gemahnte sie an das junge Mädchen, das den chinesischen Götzen (auf Alfred Stevens Bild in ihres Vaters Gemäldesammlung) betrachtet. Weder Fleur noch Sir Lawrence sprachen ein Wort, zogen nur ein wenig die Brauen hoch.

Trotzig fuhr Michael fort:

„Es klingt freilich lachhaft, aber Wilfrid sagt, der Bursche habe ihn flehentlich gebeten, ihn nicht zum Mord zu zwingen — er hatte ein Gelubde getan, Ungläubige zu bekehren.“

„Das dem Ausschuß zu berichten,“ erklärte Sir Lawrence langsam, „hiesse wohl Perlen vor die Säue werfen.“

„Wilfrid tut es bestimmt nicht,“ meinte Fleur, „der stirbt lieber, als daß er sich lächerlich macht.“

„Sehr richtig. Ich erwähnte es ja auch nur, um euch zu beweisen, daß die Sache keineswegs so einfach liegt, wie es dem hundertprozentigen Sahib scheinen mag.“

„Ausgezeichnet!“ meinte Sir Lawrence sachlich, „hab schon lang nichts so Gelungenes gehört. Doch damit ist ja Dinny nicht geholfen.“

„Ich geh nochmals zu Wilfrid und spreche mit ihm,“ sagte Michael.

„Am einfachsten wär es,“ bemerkte Fleur, „er träte sofort aus dem Klub aus.“

Und mit dieser nüchternen Bemerkung schloß die Debatte.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Liebende müssen, wenn der Geliebte Kummer hat, ihr Mitgefühl verbergen und doch auch wieder verraten. Dinny fand das gar nicht so einfach. Hatte sie nur die bittre Stimmung ihres Liebsten mildern können! Scharfäugig wie ein Luchs suchte sie eine Gelegenheit zu erspähn; doch er bot ihr keine, obwohl sie einander täglich trafen. Wenn er sich nicht manchmal hatte gehn lassen und vergrämt dreingeblickt hätte, wäre man fast der Meinung gewesen, er nehme die Sache durchaus nicht tragisch. Während der vierzehn Tage, die auf das Derby folgten, besuchte ihn Dinny in seiner Wohnung oder sie unternahmen gemeinsame Autofahrten, in Begleitung ihres Wachtelhundes Foch. Doch mit keiner Silbe erwähnte er die Affäre, die den Gesprächsstoff der ganzen offiziellen und literarischen Kreise Londons bildete. Von Sir Lawrence erfuhr sie, Wilfrid sei von dem Ausschuß des Burton-Klubs aufgefordert worden, in seiner Sache eine Erklärung abzugeben, und habe dieses Ansinnen durch seinen Austritt beantwortet. Und von Michael, der Wilfrid in dieser Angelegenheit nochmals besucht hatte, wußte sie, Wilfrid kenne die Rolle, die Jack Muskham dabei gespielt. Da er sich so hartnäckig weigerte, mit ihr offen zu sprechen, bot sie ihre ganze Selbstbeherrschung auf, sich noch sorgloser zu geben als er. Seine Miene machte ihr oft Kummer, doch wußte sie diesen Kummer zu verbergen. Und die ganze Zeit legte sie sich wieder die Frage vor, ob sie es nicht dennoch wagen

solle, diesen Panzer des Schweigens zu durchbrechen. So wurde ihr allmählich die Wahrheit offenbar, daß nicht einmal echte Liebe tiefes Seelenleid erfassen und lindern könne. Die zweite Quelle ihres Kummers, der unablassige, stumme Druck, den die Angst und Sorge der Ihren auf sie ubte, rief in ihr eine überreizte Stimmung wach, deren sie sich schamte.

Und dann trat ein Ereignis ein, das für den Augenblick zwar peinlich und aufregend war, dennoch aber fast erleichternd wirkte, weil es jenes unheimliche Schweigen brach.

Sie waren in der Tate-Galerie gewesen und auf dem Heimweg eben die Treppe emporgestiegen, die zur Carlton Terrace führte. Dinny sprach ahnungslos über die Praraffaeliten, da merkte sie plötzlich eine Veränderung in Wilfrids Miene und blickte um sich, den Grund festzustellen. Jack Muskham kam ihnen mit verschlossener Miene entgegen und zog den grauen Filzhut wie vor jemandem, der gar nicht vorhanden war; ein kleiner brauner Mann neben ihm luftete ebenfalls einen grauen Filz. Im Vorbeigehn vernahm sie Jack Muskhams Worte:

„Da hort doch alles auf!“

Unwillkürlich griff ihre Hand nach Wilfrids Arm, doch zu spät. Spornstreichs machte er kehrt und eilte den beiden nach. Ein paar Schritt weiter sah sie ihn Muskham auf die Schulter klopfen, sah die beiden einander messen und den kleinen Mann zu ihnen emporstarren, wie etwa ein Terrier zwei großen Hunden zusieht, wenn sie aufeinander losgehn wollen. Dann hörte sie Wilfrids leise Stimme sagen:

„Sie feiger Schuft!“

Eine Ewigkeit schien ihr das Schweigen zu währen, das diesen Worten folgte, und ruhelos glitten ihre Blicke von Wilfrids zuckendem Gesicht zu Muskhams starrer, drohender Miene und den schwarzen, weit aufgerissenen Augen des kleinen Mannes. „Gehn wir, Jack!“ hörte sie diesen endlich

sagen, sah, wie durch Muskhams lange Gestalt ein Beben lief, sah ihn die Hände ballen und vernahm sein Wispern:

„Yule, hast du gehört?“

Der kleine Mann hatte die Hand unter Muskhams Arm geschoben und suchte ihn fortzuzerren. Nochmals wandte die langbeinige Gestalt sich um, dann gingen die beiden davon. Wilfrid schritt wieder an Dinnys Seite.

„Feiger Schuft!“ murmelte er, „feiger Schuft! Gott sei Dank, dem hab ich meine Meinung gesagt!“ Er warf den Kopf zurück, tat einen tiefen Atemzug und erklärte: „Jetzt ist mir leichter. Bedauere, Dinny, daß du Zeugin warst“

Dinny war zu aufgewühlt, um sprechen zu können. Diese primitive Kampfgier der beiden! Sie hatte entsetzliche Angst, die Sache könne Folgen nach sich ziehen. Und plötzlich ging ihr ein Licht auf — sie selbst war die geheime Ursache von Muskhams Angriffswut! Die Worte ihres Onkels klangen ihr im Ohr: ‚Jack halt dich für ein Opferlamm.‘ Und w e n n sie es war? Was ging das diesen langen Laffen an, diesen Weiberfeind? Lachhaft! Sie horte Wilfrid murmeln:

„Da hort doch alles auf!‘ Keine Ahnung hat er von mir!“

„Ach, Liebster, wenn jeder wußte, was im andern vorgeht, wären wir ja alle Engel. Und Jack Muskham ist kein Engel, sondern ein Mitglied des Jockey-Klubs!“

„Alles bot er auf, mich hinauszubeißen, und nicht einmal vor dieser Gemeinheit schrak er zurück!“

„Eigentlich sollt i c h mich getroffen fühlen, nicht du. I c h zwingen dich ja, mit mir herumzugehn. Doch es macht mir so viel Freude! Deine Geschichte schreckt mich gar nicht. Wozu bin ich denn deine Liebste, wenn ich mit dir nicht durch Dick und Dunn gehn soll?“

„Warum soll ich dich mit Dingen quälen, die ja nicht mehr zu ändern sind?“

„Dazu bin ich doch da. Quäl mich doch, bitte, bittel!“

„Ach, Dinny, du bist ein Engel!“

„Glaub mir endlich; das ist nicht wahr. Ich hab Blut in den Adern.“

„Wenn man Ohrenweh hat, schüttelt man den Kopf immer wieder, doch es hilft nichts. Ich dachte, die Veröffentlichung des ‚Leoparden‘ wurde mich befreien, doch es half nichts. Dinny, bin ich ein Feigling oder nicht?“

„Wenn du feig wärst, hatt ich dich nie geliebt.“

„Na, ich weiß nicht. Frauen sind zu allem fähig.“

„Es heißt doch, wir Frauen bewundern vor allem den Mut. Nun sag ich etwas Brutales: Krankst du dich darum, weil du selbst an deinem Mute zweifelst? Oder nur, weil du glaubst, daß die andern es tun?“

Er lachte leise, verzweifelt auf. „Ich weiß nicht, weiß nur, es nagt an mir.“

Dinny sah zu ihm empor.

„Ach, Liebster, quäl dich doch nicht! Du darfst dich nicht quälen, ich mag es nicht!“

Einen Augenblick sahn sie einander tief in die Augen. Da trat ein Streichholzverkäufer auf sie zu, dem es sein Geldbeutel nicht erlaubte, auf die Seelenkämpfe seiner Mitmenschen Rücksicht zu nehmen.

„Schachtel Streichholzer gefällig, Sir?“

Dinny war Wilfrid an diesem Nachmittag näher gekommen denn je zuvor; dennoch kehrte sie voll banger Ahnung in die Mount Street zurück. Muskham's sonderbarer Gesichtsausdruck und seine Frage: ‚Yule, hast du gehört?‘ wollten ihr nicht aus dem Sinn.

Zu dumm! Heutzutage führten solche explosive Zusammen-

250

stöße schlimmstenfalls zu einem Ehrenbeleidigungsprozeß; und von all den Leuten, die sie je gesehn, konnte sie sich Jack Muskham am wenigsten im Gerichtssaal vorstellen. In der Halle entdeckte sie einen fremden Hut und horte Stimmen, als sie am Arbeitszimmer des Onkels vorbeikam. Kaum hatte sie ihren Hut abgelegt, da ließ er sie rufen. Er sprach bei ihrem Eintritt mit dem kleinen Mann, der wie ein Terrier aussah und rittlings auf einem Stuhl wie ein Reiter auf dem Roß saß.

„Dinny, Mr. Telfourd Yule. Meine Nichte, Dinny Cherrell.“

Der kleine Mann beugte sich über ihre Hand.

„Yule hat mir eben von jenem Zusammenstoß berichtet,“ sagte Sir Lawrence. „Er wittert Unheil.“

„Ich auch,“ entgegnete Dinny.

„Miß Cherrell, ich bin überzeugt, Jacks Äußerung war nicht für fremde Ohren bestimmt.“

„Doch Da bin ich anderer Meinung“

Yule zuckte die Achseln und sah ganz traurig drein. „Wie komisch häßlich er nur aussieht!“ dachte Dinny. „Er gefällt mir!“

„Na, zumindest wollte Jack nicht, daß Sie etwas hörten, Miß Cherrell.“

„Es hatte aber mir gelten sollen Mr Desert möchte sich lieber nicht öffentlich mit mir zeigen. Ich dränge ihn dazu.“

„Wenn Jack sich ganz in Schweigen hüllt, dann ist die Geschichte bedenklich Ich kenn ihn schon lange. Drum kam ich zu Ihrem Onkel.“

Stumm saß Dinny da. Die flammende Röte ihrer Wangen war bis auf zwei Flecken geschwunden. Die beiden Männer starrten sie an und dachten wohl, dieses schlanke junge Mädchen mit den Kornblumenaugen und dem schönen Haar passe schlecht zu einer solchen Verhandlung.

„Was kann ich in der Sache tun, Onkel Lawrence?“ fragte sie ruhig.

„Ich wußte nicht, meine Liebe, was sich im Augenblick tun ließe. Mr. Yule sagt, Jack sei gleich darauf nach Royston gefahren. Vielleicht konnte ich ihn morgen mit dir besuchen. Er ist ein sonderbarer Gesell; wenn er nicht so altmodisch wäre, ich legte der Sache nicht viel Bedeutung bei. Derartige Affären sind rasch vergessen.“

Dinny zitterte beinahe, doch sie bezwang sich.

„Altmodisch — inwiefern?“

Sir Lawrence sah zu Yule hinüber und sagte: „Wir möchten uns nicht gern lächerlich machen. Meines Wissens hat man seit siebzig oder achtzig Jahren in England kein Duell mehr ausgetragen, aber Jack gehört noch in die gute alte Zeit. Wir wissen nicht recht, was er im Schilde fuhr. Prügeleien sind nicht nach seinem Geschmack, Prozesse auch nicht. Und doch kann er eine solche Beleidigung nicht ruhig einstecken.“

„Wird er nicht bei Überlegung zur Einsicht kommen, er selbst sei mehr zu tadeln als Wilfrid?“

„Nein,“ sagte Yule, „das wird er nicht. Glauben Sie mir, Miß Cherrell, die ganze Angelegenheit bekümmert mich aufrichtig.“

Dinny verneigte sich. „Meiner Ansicht nach war es sehr nett von Ihnen, uns aufzusuchen; vielen Dank!“

„Dinny,“ sagte Sir Lawrence unsicher, „könntest du nicht Wilfrid dazu bewegen, sich bei Jack schriftlich zu entschuldigen?“

„Also darum habt ihr mich rufen lassen!“ fuhr es ihr durch den Sinn. „Nein, Onkel, das kann ich unmöglich, kann ihn nicht einmal darum bitten. Ich weiß bestimmt, er tut es nie und nimmer.“

„Verstehe,“ murmelte Sir Lawrence düster.

Dinny machte Yule eine Verbeugung und wandte sich zur Tur. In der Halle glaubte sie noch durch die Wand hindurch das ratlose Achselzucken der beiden zu sehn — wie duster und beklommen sie nur dreinstarrten! Und sie ging hinauf in ihr Zimmer. Um Entschuldigung bitten! Schon der bloße Gedanke erschien ihr als Beleidigung, wenn sie an Wilfrids gehetztes, zerqualtes Gesicht dachte! Schon jetzt marterte ihn unertraglicher Zweifel an seinem Mut, nicht im Traum wurde es ihm einfallen, um Verzeihung zu bitten. Bekümmert schritt sie im Zimmer auf und ab, dann holte sie sein Lichtbild hervor. Das geliebte Antlitz blickte ihr mit dem skeptischen Gleichmut einer Photographie entgegen. Eigenwillig, unberechenbar, stolz, verschlossen, mit sich selbst zerfallen, aber nicht grausam — und auch nicht feig — o nein!

„Du Lieber, Lieber!“ dachte sie und legte das Bild wieder hin.

Sie trat ans Fenster und lehnte sich hinaus; ein schöner Abend — der Freitag der Woche, in der das Ascotrennen stattfand, die erste der beiden Wochen, die England fast stets schönes Wetter brachten! Am Mittwoch war ein Wolkenbruch niedergegangen, aber heute war fast ein Hochsommertag. Unten rattete ein Taxi heran und hielt vor dem Hause; Onkel und Tante fuhren aus zu einem Dinner. Sie kamen mit Blore hinunter, er half ihnen in den Wagen und sah ihnen nach. Nun ließ die Dienerschaft gewiß das Radio spielen. Aha! Da erklang es schon! Sie öffnete die Tur. Opernübertragung, „Rigoletto“! Die abgeleierte Melodien drangen zu ihr empor, mit all dem Ungestum eines Zeitalters, das sich gewiß besser auf die Gefühle eigenwilliger Herzen verstand als die Gegenwart.

Der Gong! Sie wäre lieber nicht zum Essen hinunterge-

gangen, doch wenn sie nicht kam, waren Blore und Augustine gewiß besorgt. Hastig wusch sie sich, schlupfte in ein Abendkleid und ging hinab.

Doch während der Mahlzeit wurde ihre Unruhe immer ärger; das Stillsitzen, das Aufmerken auf das Essen steigerten offenbar ihre Angst. Ein Zweikampf! Ausgeburd der Phantasie, heutzutage! Und dennoch — mitunter riet Onkel Lawrence unheimlich scharf und Wilfrid war just in der Stimmung, irgendetwas zu begehen, um seinen Mut zu erweisen. War das Duell in Frankreich verboten? Gott sei Dank, daß sie soviel Geld zur Verfügung hatte! Ach was! Einfach lachhaft! Seit fast hundert Jahren hatte man einander Schimpfworte ins Gesicht geschleudert, ohne die verletzte Ehre in Blut reinzuwaschen. Nur nicht zu viel sorgen! Morgen wurde sie mit Onkel Lawrence jenen Mann aufsuchen. Sonderbar, irgendwie trug sie selbst an diesem Streit Schuld. Was wurde wohl einer der Ihren tun, wenn man ihn einen feigen Schuft hieß — ihr Vater, Bruder, Onkel Adrian? Was k o n n t e n sie tun? Es dem Gegner mit den Fausten heimzahlen, mit der Reitpeitsche, oder ihn vor Gericht zerren? Welch nutzlose, rohe, häßliche Mittel! Zum ersten Mal hatte sie die Empfindung, Wilfrid habe nicht recht daran getan, solche Ausdrücke zu gebrauchen. Doch hatte er nicht bloß einen Hieb zurückgegeben? Jawohl! Wieder sah sie ihn vor sich stehn, mit zurückgeworfnem Kopf, hörte ihn murmeln: „Ah, jetzt ist mir leichter!“

Schnell trank sie den Kaffee aus, erhob sich und ging ins Speisezimmer hinüber. Auf dem Sofa lag, achtlos hingeworfen, die Stickarbeit ihrer Tante. Dinny besah sie mit leisem Interesse. Ein altfranzösisches kompliziertes Muster, zu dem man viele farbige Wollen brauchte — graue Kaninchen lugten schelmisch über die Schulter hinweg nach hoch-

beinigen gelben Hunden, die rotäugig und mit hängender Zunge auf ihren grellgelben Hinterpfoten hockten; dann gab es da noch Blätter und Blumen und hie und da einen Vogel, alles auf einem Hintergrund aus brauner Wolle. Tausende und Abertausende von Stichen, und wenn es dann fertig war, legte man es unter Glas auf ein Tischchen und dort lag es vielleicht noch, wenn sie alle längst tot und begraben waren und kein Mensch mehr wußte, wer es gestickt hatte. Alles vergeht, alles verweht! Vom Erdgeschoß drangen noch immer die Melodien aus ‚Rigoletto‘ herauf. Augustine war zweifellos ein tiefdramatisches Gemut, daß sie es über sich brachte, die ganze Oper anzuhören.

„Donna è mobile!“

Dinny griff wieder zu ihrem Buch, den ‚Erinnerungen der Harriet Wilson‘, ein Band, in dem keine einzige erinnerungswürdige Gestalt vorkam, abgesehen von der Verfasserin, und auch die war es wohl nur in ihren eignen Augen. Ein leichtlebige, lustiges, eingebildetes Frauenzimmer, anziehend und gutherzig, und unter ihrem Schock von Liebesaffären war e i n e echte.

„Donna è mobile!“ Herausfordernd klang es vom Treppenhaus empor, wohlklingend und frei, als habe der Sanger endlich sich selbst gefunden. Mobile! Nein, das durfte man mit viel größerem Recht von den Männern behaupten! Frauen hielten ja doch unwandelbar an dem geliebten Wesen fest, außer in Amerika, doch dort, hieß es, schlage ja gar nichts tiefe Wurzeln. Man liebte und verlor den Geliebten — vielleicht! Mit geschlossenen Augen saß sie da, bis die letzten Klänge des letzten Akts verhallt waren, dann ging sie hinauf zu Bett. Sie verbrachte die Nacht in unruhigen Träumen und wurde am Morgen aus dem Schlaf geweckt:

„Miß Dinny, jemand will Sie am Telephon sprechen.“

„Mich? Was? Wie spät ist es?“

„Halb acht, Miß.“

Erschrocken setzte sich Dinny im Bett auf.

„Wer ist es?“

„Nennt keinen Namen, Miß, will Sie aber unbedingt persönlich sprechen.“

„Wilfrid!“ fuhr es ihr durch den Sinn, sie sprang auf, schlupfte in Morgenrock und Pantoffel und lief hinab.

„Ja. Wer dort?“

„Stack, Miß. Tut mir leid, daß ich Sie so zeitig störe; doch halt ich's für nötig, mich an Sie zu wenden. Mr. Desert ging gestern wie gewöhnlich schlafen. Doch heut früh hor ich den Hund in seinem Zimmer winseln, geh hinein und seh, daß mein Herr das Bett nicht einmal berührt hat. Er muß ganz früh am Morgen fortgegangen sein, ich bin schon seit halb sieben auf und hab ihn nicht gehört. Tut mir leid, Miß, daß ich Sie store, aber sein Aussehn gestern abend gefiel mir nicht . . . Verstehn Sie mich, Miß?“

„Ja. Nahm er Kleider oder andres Gepack mit?“

„Nein, Miß.“

„Hatte er gestern abend Besuch?“

„Nein, Miß. Doch ein Bote brachte ihm gegen halb zehn einen Brief. Als ich ihm den Whisky hineintrug, merkte ich gleich, wie verstört er dreinsah. Vielleicht hat es gar nichts zu bedeuten — immerhin, er faßt manchmal so plötzliche Entschlusse, drum dacht ich . . . Verstehn Sie mich, Miß?“

„Ja. Ich kleide mich rasch an und komm dann gleich hin. Stack, könnten Sie mir inzwischen ein Taxi besorgen oder lieber ein Tourenauto?“

„Ich besorge ein Auto, Miß.“

„Gibt es so zeitig früh eine Zugs- oder Flugzeugverbindung nach Frankreich?“

„Nicht vor neun Uhr.“

„Ich komm so schnell wie möglich.“

„Schon recht. Beunruhigen Sie sich nicht, vielleicht will er nur ein wenig Bewegung machen.“

Dinny hängte das Hörrohr zurück und eilte die Treppe empor.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Wilfrids Taxi, dessen Benzinbchalter er bis zum Rand hatte fullen lassen, klomm langsam Havorstock Hill hinan gegen die Spaniard Road zu. Er warf einen Blick auf die Uhr. Sechzig Kilometer bis Royston — selbst in diesem langsamen Vehikel mußte er um neun dort eintreffen! Er zog einen Brief hervor und las ihn nochmals durch

„Liverpool-Street-Bahnhof, Freitag

Mein Herr!

Sie stimmen mir wohl darin bei, daß es mit der Angelegenheit von heute nachmittag nicht sein Bewenden haben kann. Da mir das Gesetz das einzige Mittel verwehrt, die Sache würdig auszutragen, teile ich Ihnen hiedurch der Ordnung halber mit, daß ich Sie mit der Reitpeitsche zuchtigen werde, wann immer und wo immer ich Sie ohne den Schutz einer Dame treffe.

Ihr ergebener

J. Muskham.

Haus Dornenstrauch, Royston ‘

„Wann immer und wo immer ich Sie ohne den Schutz einer Dame treffe.“ Na, diese Gelegenheit sollte sich dem Schweinehund unerwartet schnell bieten! Zu dumm, daß der Bursche so viele Jahre älter war als er.

Das Auto hatte jetzt die Anhöhe erreicht und eilte die einsame Spaniard Road entlang. Die Landschaft im Mor-

258

genglanz verdiente es wohl, von einem Dichterauge gewürdigt zu werden, doch Wilfrid saß im Auto zurückgelehnt, ganz in Gedanken verloren. Nur dreinhaun können! Dieser Bursche durfte ihn auf keinen Fall länger verhöhnen! Noch hatte er keinen naheren Plan gefaßt, nur soviel wußte er, er wollte diesem Burschen, gleich am Morgen, nachdem er den beleidigenden Brief erhalten, ‚ohne den Schutz einer Dame‘ gegenübertreten! Sich hinter einen Weiberrock verkriechen! Schade, daß es kein richtiges Duell sein wurde! Erinnerungen an die Duelle der Weltliteratur durchzuckten sein Hirn. Bel Ami, Basarow, Dr. Slammer, Sir Lucius O'Trigger, D'Artagnan, Sir Toby, Winkle, alles Phantasiegestalten, die dem Lesepublikum das Duell so wert gemacht hatten, Zweikämpfe und Runs auf Banken, die Juwelen in der Krone dramatischen Geschehns — alles dahin! Nun, er hatte sich rasiert — mit kaltem Wasser! — und so sorgfältig gekleidet, als fahre er wirklich zu einem Duell und nicht zu einer gemeinen Prügelei. Der Vollblutdandy Jack Muskharn und eine ordinare Raufszene! Höchst amüsant! Das Taxi rattete vorwärts durch den sparlichen Straßenverkehr der Morgenstunden — Marktwagen und Milchkarren. Nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht saß Wilfrid halb eingenickt. So fuhr er durch Barnet, Hatfield, über die Wettwyn Garden City hinaus, dann durch Knebworth und die Straßendörfer Stevenage, Graveley und Baldock. Häuser und Bäume sahen im feinen Morgennebel fast unwirklich aus. Briefträger, Magde vor den Haustüren, junge Burschen, die auf Bauernpferden ritten, und ab und zu ein verfruhter Radfahrer schienen die einzigen Bewohner der Außenwelt. Sein schiefes Lächeln um die Lippen, lehnte er sich mit halbgeschlossenen Augen zurück und stemmte die Beine gegen den andern Sitz. Er mußte ja das Schauspiel nicht in Szene setzen, den Zweikampf nicht eröffnen. Er brauchte

sich nur, wie auf Verabredung, so auf den Weg zu pflanzen, daß Muskham's Peitsche ihn unmöglich verfehlen konnte.

Das Auto verlangsamte das Tempo.

„Gleich sind wir in Royston, Herr. Wohin soll ich Sie bringen?“

„Fahren Sie beim Hotel vor.“

Das Auto fuhr weiter. Das Morgenlicht wurde greller, alles schien in seinem Glanz klar und scharfumrissen bis zu den buchenbewaldeten Hügeln in der Ferne. Auf dem grasigen Hang zur Rechten sah er eine Koppel Rennpferde, die, mit Decken auf den Rücken, vom Morgentrab langsam heimkehrten. Das Auto bog in eine lange Dorfstraße und hielt am andern Ende vor einem Hotel. Wilfrid stieg aus.

„Stellen Sie den Wagen ein. Sie fahren mich nach London zurück.“

„Gut, Herr.“

Wilfrid trat in das Hotel und bestellte ein Frühstück. Gerade neun! Beim Essen fragte er den Kellner, wo ‚Haus Dornenstrauch‘ liege.

„Das niedrige, langgestreckte Haus, Sir, dort hinten, rechts. Wenn Sie aber Mr. Muskham sprechen wollen, brauchen Sie nur hier vor dem Hotel zu warten. Fünf Minuten nach zehn kommt er auf seinem Pony vorbei, er reitet dann immer in sein Gestüt — so pünktlich, daß Sie Ihre Uhr nach ihm richten können, außer er ist bei einem Rennen.“

„Danke, das erspart mir die Muhe, hinzugehn.“

Fünf Minuten vor zehn steckte sich Wilfrid eine Zigarette an und bezog den Wachposten vor dem Hoteltor. Enggürtet, stand er seltsam lächelnd reglos da und dachte wiederholt an jene Szene zwischen Tom Sawyer und dem gar zu gut gekleideten Knaben, wie sie einander erst umkreisten, eine Litanei von Schimpfworten vom Stapel ließen und dann wie

ein Wirbelwind aufeinander losfahren. Heutzutage beobachtete man kein solches Zeremoniell bei Raufhandeln. 'Wenn ich den Burschen zu Boden schlagen kann,' dachte er, 'dann tu ich's!' Die Hände, die er in den Taschen vergraben hatte, ballten sich zu Fäusten. Im ubrigen stand er völlig unbeweglich da, ans Tor gelehnt, das Gesicht in die Rauchwolkchen gehüllt, die von seiner Zigarette emporstiegen. Mit Befriedigung stellte er fest, daß sein Chauffeur mit einem andern Autolenker sprach, dessen Wagen sich außerhalb des Hofes befand, daß weiter oben in der Häuserzeile gegenüber ein Mann Fenster putzte und ein Fleischerwagen auf der Straße stand. Muskham konnte sich also keineswegs darauf ausreden, die Begegnung habe nicht vor der Öffentlichkeit stattgefunden. Wenn dieser Kerl sich ebenso wie er seit der Schulzeit nicht mehr im Boxen geübt hatte, dann wurde es wohl wüste Prugel setzen. Umso mehr Aussicht, den andern durchzubläuen und selbst durchgebläut zu werden! Die Sonne hatte die Kronen einiger Bäume auf der andern Seite erreicht und streifte sein Gesicht. Er trat einige Schritte vor, ließ sich ganz von ihr bescheinen. Die Sonne — alles Gute im Leben kam doch von der Sonne! Plötzlich mußte er an Dinny denken. Ihr bedeutete die Sonne nicht so viel wie ihm. War Dinny ein Wesen von Fleisch und Blut, oder waren sie und seine Erlebnisse in England nur Bilder eines Traums, aus dem er jah erwachen mußte? Weiß Gott! Er bewegte sich und sah auf die Uhr. Drei Minuten nach zehn! Wahrhaftig, der Kellner hatte recht — da trabte ein Reiter die Straße heran, gelassen, unbekümmert, in großem, bequmem Sattel, auf einem kleinen Rassepferd. Immer näher, ohne seine Anwesenheit zu bemerken! Plötzlich riß der Reiter die Augen auf, schob das Kinn vor. Er hob die Hand zum Hutrand, brachte das Pony zum Stehn, machte kehrt und sprengte zurück.

„Hm!“ dachte Wilfrid, „der holt jetzt die Peitsche!“ Dann zündete er sich an dem Stummel der ersten Zigarette eine zweite an. Eine Stimme hinter ihm rief:

„Hab ich's Ihnen nicht gesagt, Sir? Das war Mr. Muskham.“

„Scheint etwas vergessen zu haben“

„Na,“ meinte der Kellner, „gewöhnlich ist er die Punctlichkeit selbst. Sieht auf Ordnung im Gestut wie ein Zuchtmeister. Da kommt er schon! Hat nicht viel Zeit dabei verloren, was?“

Muskham ritt in leichtem Galopp heran. In etwa vierzig Schritt Entfernung hielt er an, stieg ab und rief: „Stehn geblieben, Betty!“ Wilfrid begann das Herz zu pochen, die Hände in seinen Taschen ballten sich zu Fäusten; noch immer lehnte er am Tor. Der Kellner hatte sich zurückgezogen, doch Wilfrid merkte, daß er in der Haustur stand und die Zusammenkunft erwartete, die er vermittelt hatte. Der Chauffeur plapperte noch immer so unaufhörlich, wie nur Fuhrleute schwatzen können; der Krämer putzte noch immer die Fenster; der Fleischer schritt eben zu seinem Wagen zurück. Muskham trat gelassen heran, eine Peitsche in der Hand.

„Los!“ dachte Wilfrid.

In etwa vier Schritt Entfernung blieb Muskham stehn „Bereit?“

Wilfrid nahm die Hände aus den Taschen, ließ den Zigarettenstummel aus dem Mund fallen und nickte. Die langbeinige Gestalt sprang heran und holte mit der Peitsche aus. Doch nur ein einziger Hieb sauste nieder, dann hatte Wilfrid zugepackt, mit so eisernem Griff, daß die Peitsche nicht mehr zu gebrauchen war und Muskham sie fallen ließ. Nun hielten die beiden einander umklammert und schwankten auf das Hof-tor zu; dann ließen sie, offenbar blitzschnell von dem gleichen

Gedanken durchzuckt, voneinander ab und hoben die Fäuste. Im nächsten Augenblick ward es klar, daß keiner von beiden richtig zu boxen verstand. Regellos, in wilder Wut sausten die Hiebe nieder, der eine hatte vor dem andern Größe und Wucht, der andre Jugend und Behendigkeit voraus. Trotz des Balgens und Stoßens während des wilden Zweikampfs sah Wilfrid, wie sich eine kleine Schar von Leuten sammelte, als wäre ein Roß zu Boden gestürzt. Sie hielten sich keuchend, stumm und erbittert umschlungen; ihre Kampfgier schien die Zuschauer zu lähmen, nur ein leises Murmeln war zu hören. Beide hatten einander den Mund blutig geschlagen, beide waren atemlos und halbbetäubt. Sie rangen nach Luft, verkämpften sich wieder in den Gegner und schwankten hin und her, jeder suchte dem Feind an die Gurgel zu fahren.

„Vorwärts, Mr. Muskham!“ rief eine Stimme.

Als habe diese Aufforderung Wilfrid ermutigt, rang er sich los und sprang seinen Gegner an. Muskhams Faust traf ihn vor die Brust, Wilfrid aber streckte die Arme aus und umschlang seines Feindes Hals. Dann taumelten sie hin und her, zuletzt ein dröhnender Fall — beide lagen auf dem Boden. Offenbar wieder vom gleichen Gedanken durchzuckt, ließen sie einander los und rafften sich auf. Einen Moment standen sie keuchend da und glotzten sich an, als wollten sie den Kampf von neuem beginnen, eine Sekunde lang spähte jeder in die Runde. Da sah Wilfrid, wie Muskhams blutbeschmiertes Gesicht sich jäh verzog und starr wurde, sah, wie seine Hände niederglitten und sich in den Taschen verbargen, sah ihn sich abwenden. Und plötzlich gewahrte er den Grund dieser Wandlung: Im offenen Auto, quer über der Straße, stand Dinny, bedeckte mit der einen Hand die Lippen und hielt die andre schützend vor die Augen.

Wilfrid wandte sich ebenso unvermutet ab und ging ins Hotel zurück.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Während des Ankleidens und der Fahrt durch die fast menschenleeren Straßen hatte Dinny angestrengt nachgedacht. Der Brief, den man Wilfrid am Abend persönlich überbracht hatte, wies klar darauf hin, daß an seinem frühen Ausgehen Muskham Schuld trug. Da ihr Wilfrid entschlüpft und so spurlos verschwunden war wie eine Nadel im Heuschaber, mußte sie die Sache vom andern Ende anpacken. Es war zwecklos, auf ihren Onkel zu warten und mit ihm Jack Muskham aufzusuchen, sie konnte ebenso gut allein hingehn, vielleicht war das sogar besser. Um acht Uhr kam sie in die Cork Street und fragte sogleich:

„Stack, hat Mr. Desert einen Revolver?“

„Ja, Miß.“

„Nahm er ihn mit?“

„Nein.“

„Er hatte gestern einen Streit, drum frag ich.“

Stack fuhr sich mit der Hand über das unrasierte Kinn. „Ich weiß zwar nicht, wohin Sie gehn, Miß, aber soll ich Sie nicht begleiten?“

„Ich halt es für besser, Sie überzeugen sich, ob er nicht mit einem Zug zum Hafen fährt“

„Gern, Miß. Ich erledige das und nehme den Hund mit.“

„Wartet draußen das Auto auf mich?“

„Ja, Miß. Soll das Dach offen sein?“

„Freilich, je mehr Luft, desto besser.“

Der Diener nickte. Augen und Nase des Mannes schienen Dinny ungewöhnlich groß und intelligent.

„Wenn ich Mr. Desert früher als Sie finde, wohin soll ich Ihnen Nachricht senden, Miß?“

„Auf dem Postamt in Royston werd ich nach einem Telegramm fragen. Ich fahre nämlich hin und suche dort einen gewissen Mr. Muskham auf. Mit dem hatte Ihr Herr einen Streit.“

„Haben Sie schon gefrühstückt, Miß? Nehmen Sie doch rasch eine Tasse Tee!“

„Danke, hab schon gefrühstückt.“ Ihre Unwahrheit half ihr Zeit sparen.

Jene Fahrt auf einer unbekannten Straße schien Dinny endlos lang, und die Worte ihres Onkels ließen ihr keine Ruhe: ‚Wenn Jack nur nicht so altmodisch wäre . . . Er ist wirklich noch aus der guten alten Zeit.‘ Sich vorzustellen, daß die beiden vielleicht in diesem Augenblick an irgendeinem abgeschiednen Platz — im Richmond Park, Ken Wood oder weiß der Kuckuck wo — das altmodische Possenspiel des Ehrenhandels trieben! Sie sah im Geist jene Szene: Jack Muskham hochgewachsen, kuhl überlegend — Wilfrid enggürtet, trotzig; ringsum Bäume, gurrende Wildtauben, langsam hoben die beiden die Pistolen —! Wer aber wurde bei dem Duell sekundieren? Pistolen! Heutzutage trugen die Leute doch keine Pistolen bei sich. Hätte Wilfrid etwas derartiges im Schilde geführt, wäre er wohl kaum ohne Revolver fortgegangen! Was sollte sie sagen, wenn sie Muskham tatsächlich zu Hause traf? ‚Bitte, nehmen Sie es doch nicht übel, daß er Sie einen feigen Schuft nannte! In unsrer Zeit meint man so etwas beinahe freundschaftlich.‘ Wilfrid durfte nie und nimmer von ihrem Vermittlungsversuch erfahren. Das würde seinen Stolz nur noch tiefer verletzen. Verwun-

deter Stolz! Welche Ursache menschlicher Fehden war so alt, so tief verwurzelt, so zäh, so natürlich, so entschuldbar! Das Bewußtsein, man habe an sich selbst Verrat begangen! Ganz im Banne jener Leidenschaft, die weder nach Gesetz noch Gründen fragt, liebte sie Wilfrid wegen dieses Verrats an sich selbst nur umso mehr. Doch über den Verrat gab sie sich keiner Täuschung hin. Wie hatte doch ihr Vater gesagt? ‚Von dem nächstbesten Engländer, der von einer Kugel bedroht ist —‘ Diese Worte wirkten in ihrem Unterbewußtsein nach, hatten ihr enthüllt, daß zwischen ihrer Liebe und ihrer Ansicht von den Pflichten eines Englanders ein Zwiespalt klappte.

Der Chauffeur machte halt, um einen Reifen am Hinterrad zu prüfen. Von einer Hollunderhecke drang eine Duftwelle herüber, Dinny schloß die Augen. Diese weißen, duftenden Blutendolden! Der Lenker stieg wieder auf und setzte das Auto mit einem Ruck in Bewegung. Wurde das Leben sie stets so mit jähem Ruck von ihrer Liebe fortreißen? Sollte sie niemals friedlich und glücklich in seinen Armen ruhn?

‚Krankhaft!‘ dachte sie. ‚Ich sollte mich wahrhaftig zusammennehmen.‘

Die ersten Häuser von Royston zeigten sich und sie rief: „Bitte, halten Sie beim Postamt.“

„Gut, Gnädige.“

Es war kein Telegramm für sie da und sie fragte nach Mr. Muskham's Haus. Die Postbeamtin warf einen Blick auf die Wanduhr.

„Fast gegenüber, Miß. Wenn Sie aber Mr. Muskham sprechen wollen — ich sah ihn eben vorüberreiten, gewiß in sein Gestüt. Durch den Ort und dann nach rechts.“

Dinny stieg wieder in den Wagen, langsam fuhren sie weiter. Später wußte sie nicht zu sagen, ob ihr Instinkt oder der

des Chauffeurs das Auto zum Stehn gebracht hatte. Denn als er sich umwandte und sagte: „Da scheint es eine kleine Rauferei zu geben, Miß“, war sie schon aufrecht dagestanden und hatte über die Köpfe der Zuschauer hinweggespaht. Nur zu deutlich sah sie die blutbespritzten Gesichter, den Hagel von Schlägen, das keuchende Ringen und Schwanken. Schon hatte sie die Tur des Autos aufgerissen, da schoß es ihr plötzlich durch den Kopf: „Das wurde er mir nie verzeihn!“ Sie schlug die Tur wieder zu, hielt die eine Hand schutzend vor die Augen, bedeckte mit der andern die Lippen und sah, daß auch der Chauffeur sich erhoben hatte.

„Eine saubere Keilerei!“ horte sie ihn bewundernd sagen.

Wie wild und seltsam Wilfrid nur aussah! Na, mit den bloßen Fäusten konnten die beiden einander wohl kaum totschlagen! Und etwas wie Triumph mischte sich in ihre Aufregung. So war er also nach Royston gefahren, um den Gegner in die Schranken zu fordern! Und doch war es ihr, als sause jeder Hieb auf sie selbst nieder, als ringe sie selbst in diesem Zweikampf mit.

„Natürlich kein einziger Schutzmann zu sehn!“ rief der Chauffeur hingerissen. „Was gilt's? Ich wett auf den jungen Satanskerl!“

Dinny sah, wie die beiden sich schwankend voneinander losrangen, wie Wilfrid mit ausgestreckten Armen den Gegner wieder ansprang; sie hörte Muskham's Faust auf seine Brust niederschmettern, sah sie einander packen, taumeln und stürzen, aufstehn und keuchend sich anstarren. Dann sah sie Muskham's erstaunten Blick auf sich gerichtet, dann Wilfrid's Blick, sah beide sich abwenden; alles war vorüber. „Schon aus!“ meinte der Chauffeur. „Schade!“ Dinny sank auf den Wagensitz nieder und sagte ruhig:

„Bitte weiter!“

Fort! Nur fort! Genug, daß die beiden sie gesehen hatten, mehr als genug vielleicht!

„Fahren Sie ein Stückchen weiter, dann kehren Sie um, nach London zurück.“ Die zwei fingen gewiß nicht wieder an!

„Keiner ist ein geschulter Boxer, Miß, aber scharf sind sie ins Zeug gegangen.“

Dinny nickte. Noch immer hielt sie die Hand vor den Mund, denn noch immer bebten ihre Lippen. Der Chauffeur sah sie an.

„Sie sind ein wenig blaß, Miß — na ja, soviel Blut sehn müssen! Könnten wir nicht irgendwo haltmachen, damit Sie einen Tropfen Kognak trinken?“

„Hier nicht,“ sagte Dinny, „im nächsten Dorf.“

„Baldock — gut!“ Und er schaltete höhere Geschwindigkeit ein.

Als sie wieder an dem Hotel vorbeikamen, hatte die Menge sich verlaufen; zwei Hunde, ein Schutzmann und der Fensterputzer waren die einzigen Lebewesen weit und breit.

In Baldock nahm sie ein kleines Frühstück; eigentlich hätte sie sich erleichtert fühlen müssen, die Bombe war ja geplatzt; doch zu ihrer Überraschung beschlichen sie Unheilsahnungen. Würde er ihr nicht zürnen, weil sie allem Anschein nach hergefahren war, ihn zu beschützen? Ihr zufalliges Kommen hatte der Prugelei ein Ende gemacht, sie hatte die beiden entstellt, blutbespritzt, entwürdigt gesehen. Sie beschloß, keiner Seele ein Wort davon zu verraten, wo sie gewesen oder was sie gesehen hatte, nicht einmal Stack oder ihrem Onkel.

Doch in einem solch zivilisierten Lande fruchten diese Vorichtsmaßregeln nicht viel. Unter der Überschrift ‚Fausthiebe zwischen Aristokraten‘ brachte die ‚Abendsonne‘ an jenem Tag in der letzten Ausgabe eine zwar nicht peinlich wahrheitsgetreue, doch umso lebendigere Schilderung von dem ‚Zu-

268

sammenstoß in Royston, zwischen dem wohlbekannten Pferdezüchter Mr. John Muskham, Vetter des Baronet Sir Charles Muskham, und dem Ehrenwerten Wilfrid Desert, dem zweiten Sohn des Lord Mullyon, Autor des ‚Leoparden‘, der unlängst solche Sensation hervorrief. Der Bericht war voll Schwung und Phantasie abgefaßt und schloß mit den Worten: ‚Die Ursache des Zwistes darf man in der Aktion erblicken, die dem Gerucht zufolge Mr. Muskham gegen Mr. Deserts Mitgliedschaft beim Burton-Klub unternahm. Offenbar hatte Mr. Muskham daran Anstoß genommen, daß Mr. Desert Mitglied des Klubs bleibe, nachdem er öffentlich bekannt hatte, seinem Gedicht ‚Der Leopard‘ liege ein eigenes Erlebnis zugrunde. Jedenfalls wurde die Affare mit mannhafter Faust ausgetragen, obschon sie augensichtlich nicht dazu beitrug, dem Mann aus dem Volke einen hohen Begriff von der Würde der Aristokraten beizubringen.‘

Beim Abendessen legte Sir Lawrence, ohne ein Wort zu sagen, diesen Artikel vor Dinny hin. Sie las ihn und saß so reglos da, daß er endlich fragte: „Dinny, warst du am Ende dabei?“

„Unheimlich wie immer,“ dachte sie. Zwar hatte sie nachgerade gelernt, die Wahrheit zu verschleiern, dennoch brachte sie keine grobe Lüge über die Lippen; sie nickte.

„Was ist los?“ erkundigte sich Lady Mont.

Dinny schob ihr die Zeitung hin, die Tante las sie mit einiger Anstrengung, denn sie war weitsichtig.

„Wer blieb Sieger, Dinny?“

„Keiner, unentschiedener Ausgang.“

„Wo liegt Royston?“

„In Cambridgeshire.“

„Und warum das alles?“

Weder Dinny noch Sir Lawrence wußten es.

„Er nahm dich doch nicht im Sattel mit, Dinny?“

„Nein, liebe Tante. Zufällig kam ich im Auto vorbei.“

„Wie die Religion doch die Köpfe erhitzt!“ bemerkte Lady Mont.

„Jawohl,“ entgegnete Dinny bitter.

„Hat dein Anblick der Szene ein Ende gemacht?“ fragte Sir Lawrence

„Ja“

„Die Sache gefällt mir nicht. Das hatte lieber ein Schutzmann besorgen sollen oder ein Knock-out-Hieb.“

„Ich wollte mich ihnen ja gar nicht zeigen.“

„Hast du ihn seither gesehen?“

Dinny schüttelte den Kopf.

„Die Männer sind eitel,“ meinte ihre Tante.

Mit diesen Worten schloß das Gespräch

Nach dem Dinner teilte Stack ihr am Telefon mit, Wilfrid sei heimgekommen, doch ihr Instinkt warnte sie davor, ihn zu treffen

Die Nacht verbrachte sie ruhelos und fuhr darauf mit dem Morgenzug nach Condaford. Es war Sonntag, alle befanden sich in der Kirche. Dinny fühlte sich den Ihren seltsam fremd. Condaford sah aus wie immer, roch wie immer, die Leute taten dasselbe wie immer, und doch war alles von Grund auf anders! Sogar der schottische Terrier und die Wachtelhunde beschnupperten sie argwöhnisch, als gehöre Dinny nun nicht mehr zu ihnen.

„Gehöre ich wirklich noch hierher?“ dachte sie. „Sie wittern wohl, daß mein Herz anderswo weilt!“

Jeanne erschien als erste, Lady Cherrell war zur Kommunion geblieben, der General, um den Inhalt des Opferstocks zu zählen, und Hubert wollte sich das Cricket-Match des Dorfes ansehen. Jeanne fand Dinny vor einem Beet mit

Rittersporn neben einer alten Sonnenuhr sitzen. Sie gab ihrer Schwägerin einen Kuß, sah sie dann eine Minute lang prüfend an und sagte endlich: „Raff dich auf, meine Liebe, oder du klapptst über kurz oder lang zusammen.“

„Ich warte nur auf den Lunch,“ erklärte Dinny.

„Ich auch. Meines Vaters Predigten sind eine Geduldprobe, das dacht ich auch, nachdem ich sie schon überstanden hatte. Aber euer Mann Gottes hier —!“

„Jawohl, am liebsten mochte man ihn niederboxen.“

Wieder machte Jeanne eine Pause, ihre Blicke forschten in Dinny's Zugen.

„Dinny, ich steh ganz auf deiner Seite. Laß dich sofort traun und geh mit ihm ins Ausland!“

Dinny lachte.

„Zum Heiraten gehören bekanntlich zwei.“

„Ist der Bericht im heutigen Morgenblatt über die Schlägerei in Royston wahr?“

„Vermutlich nicht.“

„Haben sie tatsächlich gerauft?“

„Ja.“

„Wer gab den Anlaß?“

„Ich, wahrscheinlich. Kein andres Frauenzimmer ist im Spiel.“

„Dinny, du hast dich sehr verändert.“

„Bin wohl nicht mehr so lieb und gleichmütig.“

„Na gut!“ meinte Jeanne. „Wenn du unbedingt die Liebeskranke spielen willst — nur zu!“

Dinny zog sich den Rock zurecht. Jeanne kniete nieder und schlang den Arm um sie.

„Du warst ein Prachtkerl, als es um meine Heirat ging. Wein dich doch jetzt an meinem Rücken aus!“

Dinny lachte.

„Was sagen jetzt Vater und Hubert?“

„Dein Vater sagt gar nichts und blickt duster drein. Hubert sagt entweder: ‚Da muß etwas geschehn!‘ oder ‚Da hört doch alles auf!‘“

„Dran liegt mir wenig!“ rief Dinny unerwartet. „Das macht mir keine Sorge mehr.“

„Willst du damit sagen, du bist Wilfrids nicht mehr ganz sicher? Der muß doch nach deiner Pfeife tanzen.“

Wieder lachte Dinny.

„Du fuchtest doch nicht,“ fragte Jeanne in plötzlichem Verstehn, „er könnte davonlaufen und dich im Stich lassen?“ Sie kauerte sich nieder, um Dinny besser ins Gesicht zu sehn. „Am Ende tut er’s wirklich. Er sieht stolz aus. Du weißt wohl, daß ich ihn besuchte?“

„So?“

„Ja, aber er hat mich kleingekriegt. Kein Wort brachte ich hervor. Ein sehr anziehender Mensch, Dinny.“

„Sandte dich Hubert zu ihm?“

„Nein, ich ging aus eigenem Antrieb. Wollte ihm sagen, was wir von ihm halten, wenn er dich heiratet. Aber ich brachte es nicht zuwege. Mich wundert nur, daß er dir von meinem Besuch nichts erzählt hat. Er dachte wohl, es könnte dir Kummer machen.“

„Ich weiß wirklich nicht,“ sagte Dinny — sie wußte es tatsächlich nicht. In diesem Augenblick schien es ihr, als wisse sie überhaupt sehr wenig.

Schweigend saß Jeanne da und zerpupfte einen früherblühten Löwenzahn.

„Wenn ich du wäre,“ erklärte sie schließlich, „ich würde ihn verführen. Hast du ihm einmal gehört, so kann er dich nicht mehr im Stich lassen.“

Dinny erhob sich. „Machen wir doch einen Rundgang durch den Garten und sehn wir nach, wie es mit der Blüte steht.“

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Da Dinny über die Sache, die ihre ganze Familie in Anspruch nahm, kein weiteres Wort verlor, sprach niemand eine Silbe und sie war dafür von Herzen dankbar. Während der nächsten drei Tage suchte sie sich mit aller Macht darüber hinwegzutäuschen, daß sie sich tief unglücklich fühlte. Von Wilfrid war kein Brief gekommen, keine Nachricht von Stack; wenn irgendetwas geschehen wäre, hatte es Stack ihr bestimmt mitgeteilt. Am vierten Tag sah sie, sie könne die Ungewißheit nicht länger ertragen, rief Fleur an und fragte, ob sie für ein paar Tage zu ihr kommen dürfe.

Als sie den Eltern ihre Reise ankündigte, ging ihr der Ausdruck im Gesicht der beiden so nah wie der traurige Blick eines Hundes, der beim Abschied den Schweif hängen läßt. Ihr stiller Kummer wirkte noch viel bedrückender als alles Zanken und Hadern!

Auf der Fahrt überfiel sie grauenhafte Angst. Hatte ihr Instinkt, sie müsse auf eine Nachricht von Wilfrid warten, sie am Ende irregeführt? Hatte sie schnurstracks zu ihm gehn sollen? Bei der Ankunft in London befahl sie dem Chauffeur: „Cork Street.“

Wilfrid jedoch war ausgegangen und Stack wußte nicht, wann er zurückkommen werde. Das Benehmen des Dieners schien ihr seltsam verändert, als habe er sich zu einem Zaun zurückgezogen und sitze jetzt drauf. „Ist Mr. Desert wohl auf?“ — „Ja.“ — „Und der Hund?“ — „Jawohl, auch

der Hund.“ Trostlos fuhr Dinny wieder fort. Auch auf dem South Square fand sie niemanden zu Hause; ihr war's, als habe sich alle Welt gegen sie verschworen, um sie so recht ihre Einsamkeit fühlen zu lassen. Sie hatte das Tennis-Tournier in Wimbledon vergessen, die Pferdeausstellung und andre Ereignisse des Tages. So wenig Anteil nahm sie in ihrer augenblicklichen Stimmung an diesen Dingen des taglichen Lebens, daß sie gar nicht begriff, wie andere Interesse dafür aufbringen konnten.

Dann setzte sie sich in ihrem Schlafzimmer hin, um an Wilfrid zu schreiben. Es war zwecklos, sich weiter in Schweigen zu hüllen, Stack wurde Wilfrid bestimmt von ihrem Besuch erzählen.

Sie schrieb:

„South Square, Westminster

Seit Samstag schon plagt mich unablässig die Frage, ob ich Dir zuerst schreiben oder einen Brief von Dir abwarten soll. Liebster, ich hatte wahrhaftig nicht die Absicht, mich in Deine Angelegenheiten zu mengen. Ich war nach Royston gefahren, um Mr. Muskham zu besuchen und ihm mitzuteilen, nur i c h truge Schuld daran, daß ‚einfach alles aufhöre‘, wie er sich dummerweise ausdrückte. Ich hatte gar nicht erwartet, Dich dort zu treffen, machte mir nicht einmal viel Hoffnung, i h n sprechen zu können. Bitte, schreib mir, wann ich Dich sehen kann.

Deine unglückliche

Dinny.’

Sie trug den Brief selbst zum Postkasten. Auf dem Rückweg traf sie Kit mit seiner Erzieherin, dem Hund und Tante Alisons zwei jüngsten Kindern. Alle schienen restlos glücklich; Dinny fühlte sich beschämt, daß sie es nicht auch schien,

und alle begaben sich in Kits Schulzimmer zum Tee. Während sie noch dort saßen, trat Michael ein. Dinny hatte ihn selten in Gesellschaft seines kleinen Sohns gesehen und war von dem guten Einvernehmen und der zwanglosen Unterhaltung der beiden entzückt. Ziemlich schwer zu sagen, wer von ihnen der ältere war; nur der Größenunterschied und die Ablehnung einer zweiten Portion Stachelbeermarmelade schien für Michaels höheres Alter zu sprechen. Und zum ersten Mal, seit sie vor fünf Tagen Wilfrid gesehen, fühlte sich Dinny in dieser Stunde wieder beinahe glücklich. Nach dem Tee ging sie mit Michael in sein Arbeitszimmer.

„Ist etwas schief gegangen, Dinny?“

Wilfrids bester Freund, der netteste, vertrauenswürdigste Mensch der Welt, und doch wußte Dinny nicht, was sie sagen sollte! Dann begann sie plötzlich zu sprechen, saß dabei in Michaels Lehnstuhl, die Ellbogen auf die Knie, das Kinn in die Hände gestützt, und starrte nicht ihm, sondern ihrer eignen Zukunft ins Gesicht. Michael saß auf dem Fensterbrett, sah bald traurig, bald etwas spöttisch drein und stieß ab und zu einen leisen Laut der Beschwichtigung aus. Ihr liege an gar nichts, erklärte Dinny, weder an der öffentlichen Meinung, noch an den Zeitungsartikeln, nicht einmal am Urteil der eigenen Familie, nur eins mache ihr Sorge: Wilfrids Bitterkeit, seine tiefe Unrast, sein abgründiger Zweifel am eigenen Tun, sein unablassiges Streben, den andern und vor allem sich selbst zu beweisen, daß er kein Feigling sei. Nun, da sie zu sprechen begonnen, machte sich jenes lang zurückgedrängte Gefühl Luft, jenes Gefühl, als wandere sie über einen Sumpf und könne jeden Augenblick in eine Tiefe unter der gleißenden Oberfläche versinken. Dann schwieg sie und lehnte sich erschöpft in den Stuhl zurück.

„Aber Dinny,“ fragte Michael sanft, „hat er dich nicht wirklich lieb?“

„Ich weiß nicht, Michael. Hab mir's eingebildet, aber jetzt weiß ich es nicht mehr. Warum sollte er mich liebhaben? Ich bin doch ein ganz gewöhnlicher Mensch, er nicht.“

„Jeder kommt sich selbst gewöhnlich vor. Ich will dir nicht schmeicheln, aber in meinen Augen bist du weniger gewöhnlich als Wilfrid.“

„Ach nein!“

„Ja, ja, diese Dichter machen den andern viele Sorgen,“ meinte Michael duster. „Was fangen wir nur an?“

Diesen Abend ging er nach der Mahlzeit fort, scheinbar ins Parlament, in Wirklichkeit in die Cork Street.

Wilfrid war nicht zu Hause und Michael bat Stack, auf ihn warten zu dürfen. Nun saß er auf dem Diwan in jenem eigenartigen Raum mit dem gedämpften Licht; er zurnte sich selbst, daß er hergekommen war. Sollte er so tun, als habe Dinny ihn geschickt? Das war feig, ja noch schlimmer. Übrigens war es ja gar nicht wahr. Nein! Er war gekommen, um herauszufinden, ob Wilfrid Dinny wirklich liebe. Liebte er sie nicht, dann — nun, dann war es wohl am besten, mit dieser traurigen Geschichte rasch Schluß zu machen. Vielleicht kam sie darüber nur sehr schwer hinweg — noch immer besser, als sich trugerischen Hoffnungen hinzugeben. Wilfrid selbst wurde unerwiderte Liebe am wenigsten ertragen können. Für Dinny gab es wohl kein schlimmeres Unglück als eine Heirat, bei der sie sich über seine Gefühle täuschte. Auf einem kleinen Tisch beim Diwan lag neben dem Whiskytablett die Abendpost, nur zwei Briefe, einer davon war offenbar von Dinny. Da öffnete sich leise die Tür, ein Hund kam herein. Er schnupperte an Michaels Hosen, dann streckte er sich hin, den Kopf auf den Pfoten, die Augen zur Tür ge-

wandt. Michael sprach zu dem Hund, der aber schien es nicht zu hören — wackrer Bursche! ‚Ich waite auf ihn bis elf,‘ dachte Michael, doch fast im selben Augenblick trat Wilfrid ein. Auf der einen Wange hatte er einen blauen Fleck, am Kinn ein Pflaster. Der Hund strich um seine Beine.

„Na, alter Junge,“ sagte Michael, „da hat es wohl einen argen Strauß gesetzt.“

„Stimmt. Whisky?“

„Danke, nein.“

Wilfrid nahm die Briefe und kehrte ihm den Rücken, während er sie las.

‚Er wendet sich ab! Hab mir’s doch gedacht!‘ fuhr es Michael durch den Sinn; ‚schade, daß ich seine Miene nicht sehn kann! Mir gegenüber muß er doch so tun, als sei er bis über die Ohren in sie verliebt!‘

Ohne sich umzuwenden, goß Wilfrid sich ein Glas Whisky ein und trank es. Dann sah er Michael ins Gesicht und sagte: „Nun?“

Betroffen über diese schroffe Frage, gab Michael keine Antwort — er war ja tatsächlich gekommen, Wilfrid auszuholen.

„Was willst du wissen?“

„Ob du Dinny wirklich lieb hast,“ gab Michael kurz zurück.

Wilfrid lachte. „Wirklich, Michael!“

„Das weiß ich. Aber so kann es nicht weitergehn. Zum Teufel, Wilfrid, du solltest doch auch an sie denken!“

„Tu ich ja.“ Er sah dabei so unglücklich und verschlossen drein, daß Michael dachte: ‚Er meint es aufrichtig.‘

„Dann zeig es ihr, um Gotteswillen! Sie verzehrt sich ja vor Kummer!“

Wilfrid hatte sich zum Fenster gewandt. Ohne sich umzuwenden, sagte er:

„Du hast nie Gelegenheit suchen müssen, deinen Mut zu beweisen; tu das ja nicht! Je mehr du dich bemühst, umso schwieriger ist es. Gerade, wenn du es am wenigsten magst, bietet sich dir eine solche Gelegenheit.“

„Ganz richtig! Aber, mein lieber Junge, das ist doch nicht Dinnys Schuld.“

„Ihr Unglück.“

„Nun, und weiter?“

Wilfrid fuhr herum.

„Pack dich, Michael! Geh zum Teufel! Niemand soll sich da einmengen! Das geht nur uns beide an.“

Michael erhob sich und griff hastig nach dem Hut. Wilfrid hatte genau das gesagt, was er seit seinem Kommen erwartet hatte.

„Ganz recht hast du,“ erwiderte er schüchtern. „Gute Nacht, alter Junge. Ein schöner Hund!“

„Tut mir leid,“ erklärte Wilfrid; „du meinst es gewiß gut, kannst aber nicht helfen. Niemand kann helfen. Gute Nacht!“

Michael ging und ließ auf dem Weg die Treppe hinab bekümmert die Flügel hängen.

Als er heimkam, war Dinny schon auf ihr Zimmer gegangen, Fleur aber erwartete ihn noch unten. Er hatte ihr von diesem Besuch nichts verraten wollen, sie jedoch sah ihm scharf ins Gesicht und sagte:

„Michael, du bist n i c h t im Parlament gewesen! Du warst bei Wilfrid.“

Michael nickte.

„Nun?“

„Nichts zu machen!“

„Das hätt ich dir gleich sagen können. Was tust du, wenn

du einen Mann und ein Weib auf der StraÙe zanken siehst?“

„Ich geh auf die andre Seite, wenn mir Zeit dafur bleibt.“

„Nun und?“

„Die beiden zanken aber gar nicht.“

„Freilich nicht, doch sie leben in einer eignen Welt, in die kein Dritter Einlaß findet.“

„Das sagte Wilfrid auch.“

„Ganz natürlich “

Michael starrte sie an. Selbstverständlich! Auch sie hatte einst in einer ganz besondern Welt gelebt — und nicht mit ihm!

„Es war dumm von mir. Aber ich bin eben dumm.“

„Nein, nicht dumm, wohlmeinend. Gehst du schon hinauf?“

„Ja.“

Während sie die Treppe hinanstieg, hatte er deutlich den Eindruck, ihr liege jetzt mehr daran, mit ihm zu Bett zu gehn, als ihm. Doch wenn sie erst einmal im Bett waren, würde es anders sein. So war eben die Natur der Männer!

Durch das geöffnete Fenster drangen ihre gedämpften Stimmen zu Dinny empor, deren Schlafzimmer über dem ihren lag. Sie stutzte das Gesicht auf die Hände und überließ sich der Verzweiflung. Der Lauf der Sterne war gegen sie! Äußerer Widerstand ließ sich durch List oder Gewalt besiegen, aber dieses tiefe Mißbehagen in der Seele des Geliebten — das ließ sich nicht fassen und Unfaßbares konnte man nicht bannen, nicht verdrängen oder durch List bezwingen. Sie blickte zu den Sternen empor, die ihr feindlich waren. Hatten die Alten wirklich daran geglaubt oder war es auch für sie nur eine leere Redensart gewesen? Kümmerten sich diese blitzenden Edelsteine auf ihrer Bahn durch den samtblauen Weltraum wirklich um das Los der Menschlein, um Leben und Lieben jener Eintagsfliegen, die einer Umarmung ent-

sprangen, sich trafen, aneinander klammerten, starben und zu Staub verwehten? Trugen diese leuchtenden, von kleinen Planetensplittern umkreisten Welten bedeutungslose Namen oder waren ihre Bahnen und Konstellationen wirklich eine für Menschen lesbare Schrift?

Nein! All das war nur Selbstüberhebung des Menschen! Er suchte das Weltall an sein kleines Lebensrad zu ketten. Kreist tiefer, helle Wagen! Doch sie taten's nicht! Sie rissen die Menschen auf ihrer Bahn im Weltraum mit, sie waren die Führer, die Menschen mußten folgen.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Zwei Tage später hatten sich die Cherrells zu einem Familienrat versammelt; Hubert war nämlich unerwartet zu seinem Regiment im Sudan rückberufen worden und wollte vor seiner Abreise die Angelegenheit Dinnys entschieden sehn. Daher fanden sich die vier Brüder Cherrell, ferner Sir Lawrence Mont, Michael und Hubert selbst nach Beendigung der Sitzung des Herrn Richters Cherrell in Adrians Zimmer im Museum ein. Alle waren sich darüber klar, daß die Beratung vielleicht zu nichts führen würde, denn sogar Regierungskabinette kommen zur Einsicht, daß Entscheidungen zwecklos sind, wenn ihre Durchführung sich nicht erzwingen läßt.

Michael, Adrian und der General, die Wilfrid persönlich kannten, sprachen am wenigsten, Sir Lawrence und der Richter am meisten; Hubert und Hilary waren bald gesprächig, bald stumm.

Die Sache stand schlimm! Von diesem allgemein anerkannten Satz gingen sämtliche Anwesende aus, dann aber trennten sich die Geister: Adrian, Michael und in gewissem Sinn auch Hilary waren der Ansicht, man müsse eben abwarten, weiter lasse sich nichts tun; die andern meinten, man könne gar viel tun, wußten aber nicht, was.

Michael, der seine vier Onkel nie zuvor so nah beisammen geschn hatte, war über ihren ähnlichen Teint und Gesichtsschnitt ganz erstaunt, nur die Augen waren verschieden: Hilary hatte blaue, Lionel graue, der General tiefbraune,

Adrian haselnußbraune. Sie alle traten bemerkenswert ruhig auf und hatten magere, bewegliche Gestalten. Huberts Jugend brachte diese charakteristischen Merkmale noch deutlicher zur Geltung, seine haselnußbraunen Augen wirkten bisweilen fast grau.

„Könntest du sie nicht als Richter mahnen, Lionel?“ horte Michael seinen Vater sagen und darauf Adrians ungeduldigen Einwand.

„Wir müssen Dinny freie Hand lassen; einfach lächerlich, sie am Gängelband zu führen. Sie hat ein warmes Herz, ist selbstlos und sehr vernunftig.“

„Das wissen wir alle, Onkel,“ gab Hubert zurück, „aber sie stürzt sich in ein entsetzliches Unglück und wir dürfen nicht ruhig zusehn.“

„Was k ö n n e n wir denn tun?“

„Berechtigte Frage!“ dachte Michael und sagte: „Sie weiß ja selbst noch nicht, wo sie hält.“

„Hubert, könntest du sie nicht dazu bewegen, mit dir in den Sudan zu gehn?“ fragte der Richter.

„Ich hab allen Einfluß auf sie verloren.“

„Wenn jemand sie dringend brauchte —“ hob der General an und verstummte.

„Auch dann nicht,“ murmelte Adrian, „außer sie wäre überzeugt, daß Desert sie nicht mehr braucht.“

Hilary nahm die Pfeife aus dem Mund. „Hat wer von euch Desert schon auf den Zahn gefühlt?“

„Ich,“ sagte der General.

„Und ich, zweimal,“ sagte Michael leise.

„Vielleicht könnte i c h ihn aufs Korn nehmen,“ bemerkte Hubert düster.

„Lieber Freund, tu das ja nicht,“ fiel Sir Lawrence ein, „wenn du nicht ganz sicher bist, daß du kühles Blut wahrst.“

„Dafür kann ich nicht einstehn.“

„Dann laß es bleiben!“

„Vater, möchtest nicht du zu ihm gehn?“ fragte Michael.

„Ich?“

„Dich hat er immer geachtet.“

„Bin nicht einmal ein Blutsverwandter!“

„Vielleicht hast du doch Glück, Lawrence,“ meinte Hilary.

„Warum gerade ich?“

„Von uns andern kann keiner zu ihm gehn — aus diesem oder jenem Grund.“

„Warum nicht du?“

„In gewisser Weise geb ich Adrian recht, man muß Dinny freie Hand lassen.“

„Was habt ihr eigentlich gegen Deserts Heirat mit Dinny einzuwenden?“ fragte Adrian. Rasch wandte sich der General nach ihm herum.

„Gezeichnet wäre sie — ihr Leben lang!“

„Denk doch an jenen Mann, der zu seiner Frau hielt, auch als sie schon verurteilt und überführt war. Jedermann schätzte ihn dafür nur umso höher.“

„Die ärgste Hölle ist es,“ meinte der Richter, „sehn zu müssen, wie die Leute auf den Gatten mit Fingern zeigen.“

„Dinny gewöhnt sich vielleicht dran.“

„Verzeih,“ murmelte Michael, „du triffst nicht den Kern der Sache und der liegt, scheint mir, in Wilfrids eigenem Charakter. Wenn er sie heiratet und weiterhin verbittert und mit sich selbst zerfallen bleibt, das ist für sie die Hölle. Und je mehr sie ihn liebt, umso schlimmer für sie.“

„Ganz richtig, Michael,“ stimmte Sir Lawrence unerwartet zu, „es lohnte wohl die Mühe, daß ich hinginge und ihm das vor Augen hielte.“

Michael seufzte.

„Was auch geschieht, für die arme Dinny bleibt es die Hölle.“

„Aus Nacht zum Licht,“ murmelte Hilary aus seiner Rauchwolke hervor.

„Onkel Hilary, glaubst du das selbst?“

„Nicht ganz fest.“

„Dinny ist sechsundzwanzig. Das ist ihre erste Liebe. Wenn es schief geht, was dann?“

„Heiraten.“

„Einen andern?“

Hilary nickte.

„Schönes Vergnügen!“

„Das Leben ist ein Vergnügen.“

„Nun, Lawrence,“ fragte der General scharf, „gehst du?“

Sir Lawrence starrte ihn einen Augenblick an, dann erwiderte er: „Ja.“

„Ich danke dir.“

Zwar war keinem der Anwesenden klar, wozu dieser Besuch eigentlich führen sollte, doch war es immerhin eine Art Entscheidung, noch dazu eine, die durchführbar schien.

Sir Lawrence traf Wilfrid gegen Abend desselben Tages auf den Stufen des Hauses in der Cork Street. Wilfrids blauer Fleck war so ziemlich verschwunden und das Pflaster vom Kinn entfernt.

„Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich Sie ein Stückchen begleite?“ fragte er.

„Nicht das Geringste, Sir.“

„Gehn Sie in einer bestimmten Richtung?“

Wilfrid zuckte die Achseln und schritt neben ihm hin. Endlich erklärte Sir Lawrence:

„Nicht zu wissen, wohin man geht, ist wohl das Schlimmste.“

„Da haben Sie recht.“

„Weshalb gehn Sie dann und wollen noch dazu jemand andern auf Ihren Weg mitnehmen? Verzeihn Sie, wenn ich so unumwunden frage: Würden Sie sich aus der ganzen Affäre das mindeste machen, wenn Dinny nicht im Spiel wäre? Was hält Sie außer Dinny in London fest?“

„Gar nichts. Doch Erörterungen über dieses Thema wunsche ich nicht. Verzeihn Sie, wenn ich hier abbiege.“

Sir Lawrence blieb stehn. „Einen Augenblick, dann bieg ich ab. Haben Sie sich klar gemacht, Mr. Desert, daß ein Mensch, der mit sich selbst zerfallen ist, nicht zum Ehepartner taugt? Wenigstens, solange er diese Krise nicht überwunden hat? Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe; aber es ist genug. Überlegen Sie es wohl!“ Sir Lawrence zog den Hut und machte kehrt. Gott sei Dank, nun hatte er's überstanden! Welch ein ungemütlicher Patron! Na, wenigstens hatte er alles gesagt, was er ihm hatte sagen wollen! Auf dem Weg in die Mount Street sann er drüber nach, was für Schranken die Tradition dem Menschen zieht. Tradition, überlieferte Ideale! Wenn die nicht waren, wurde sich Wilfrid als Feigling fühlen? Oder Dinnys Familie sich ereifern? Hätte Lyall ohne sie sein verwunschenes Gedicht geschrieben? Ware ohne sie der Korporal des dritten Linienregiments nicht auch ausgekniffen? War auch nur ein einziger dieser Cherrells heute im Familienrat ein glaubiger Christ? Nicht einmal Hilary — seinen Kopf wollte er wetten! Und doch konnte kein einziger diesen Abfall vom Glauben verzeihn. Nicht die Religion trug dran Schuld, sondern Deserts Flucht vor der Gefahr! Das war für die Leute das rote Tuch. Der Vorwurf der Feigheit oder doch mindestens Gleichgültigkeit gegen die Ehre des Vaterlands! Freilich, eine Million Briten waren im Welt-

krieg für diese Ehre gefallen. Hatten die alle für ein Hirngespinnst den Tod erlitten? Auch Desert selbst wäre dabei fast ums Leben gekommen, hatte die Tapferkeitsmedaille oder weiß der Teufel was für Auszeichnungen erhalten. Welche Kette von Widersprüchen! Die Menschen gaben ihr Leben fürs Vaterland — in der Armee, aber nicht in der Wüste, in Frankreich, aber nicht in Darfur!

Da horte er eilige Schritte, wandte sich um und sah Desert hinter sich herlaufen. Sir Lawrence war geradezu erschuttert, als er in dies abgezeichnete, sonnverbrannte Gesicht mit den zuckenden Lippen und dem tiefschmerzlichen Blick sah.

„Sie hatten ganz recht,“ erklärte Desert, „ich wollte es Ihnen gleich sagen. Ich reise ins Ausland, bitte, teilen Sie das Dinny's Familie mit.“

Sir Lawrence war über diesen vollständigen Erfolg seiner Mission tief bestürzt. „Huten Sie sich!“ gab er zurück, „Sie könnten Dinny ein schweres Unrecht tun.“

„Das tu ich in jedem Fa'll. Ich danke Ihnen für diese Unterredung. Sie haben mir die Augen geöffnet. Leben Sie wohl!“ Er wandte sich um und war verschwunden.

Sir Lawrence blieb stehn und starrte ihm nach, betroffen von dem leidenden Ausdruck des jungen Mannes. Als er sein Haus betrat, fragte er sich, ob er den Karren nun nicht erst recht verfahren habe. Während er Hut und Stock hinlegte, kam Lady Mont die Treppe herab.

„Lawrence, mir ist so bang! Was hast du getan?“

„Mit dem jungen Desert gesprochen und ihn wahrscheinlich zur Einsicht gebracht, daß ein Mann, solange er mit sich selbst zerfallen ist, nicht zum Ehepartner taugt.“

„O weh!“

„Warum?“

„Er wird fortreisen. Ich hab's ja immer gewußt, er reist

fort. Du mußt Dinny augenblicklich mitteilen, was du an-
gerichtet hast.“ Und sie trat ans Telephon.

„Fleur, bist du's? ... Ach Dinny! ... Hier Tante
Em! ... Ja ... Kannst du zu uns kommen? ... Warum
nicht? ... Das ist doch kein Grund ... Du mußt unbedingt
kommen! Lawrence will mit dir sprechen ... Du kommst so-
fort? Ja. Er hat eine große Dummheit begangen ...
Was? ... Nein! ... Er wird dir alles erklären ... In zehn
Minuten ... gut.“

„Mein Gott!“ dachte Sir Lawrence; ihm war plötzlich klar
geworden, man brauche nur in einer Versammlung zu sitzen,
um alles natürliche Gefühl zu ersticken. Sooft die Regie-
rung in Verlegenheit geriet, setzte sie eine Kommission ein.
Sooft ein Privatmann eine Dummheit beging, beriet er sich
mit seinem Anwalt in Zivil- oder Strafsachen. Hätte er selbst
nicht an jenem Familienrat teilgenommen, wäre ihm dann je
im Traum eingefallen, zu dem jungen Desert zu gehn und
Öl ins Feuer zu gießen? Der Familienrat hatte sein natür-
liches Gefühl abgestumpft. Er war zu Wilfrid gegangen
wie ein Geschwornener, der nach mehrtägiger Verhandlung in
den Gerichtssaal zurückkehrt, um sein Urteil abzugeben. Und
jetzt mußte er sich vor Dinny rechtfertigen. Wie zum Kuckuck
sollte er das anstellen? Er trat in sein Arbeitszimmer und be-
merkte, daß seine Frau hinter ihm herkam.

„Lawrence, du mußt ihr haargenau erzählen, was du
tatest und wie er es aufnahm. Sonst ist es vielleicht zu spät.
Ich bleibe zugegen, bis du damit zu Ende bist.“

„Das scheint mir ganz überflüssig, Emily, da du ja gar
nicht weißt, was er und ich sagten.“

„Nein,“ erklärte Lady Mont, „wenn ein Mensch ein Un-
recht begangen hat, ist kein Versuch überflüssig, es wieder
gutzumachen.“

„Deine Familie beauftragte mich, hinzugehn und mit ihm zu sprechen.“

„Du hättest eben mehr Vernunft haben sollen. Wenn du Dichter wie Kneipwirte behandelst, werden sie rabiat.“

„Im Gegenteil. Er hat sich bei mir bedankt.“

„Umso schlimmer. Dinny's Auto muß vor der Haustür auf sie warten.“

„Emily,“ bat Sir Lawrence, „wenn du dein Testament machen willst, sag es mir vorher.“

„Warum?“

„Weil du wenigstens einmal im Leben etwas ohne Gedankensprünge machen sollst.“

„Alles, was ich habe,“ erklärte Lady Mont, „soll Michael erhalten und für Catherine aufbewahren. Wenn ich bei Kits Eintritt ins Harrow-College nicht mehr am Leben bin, soll er meines Großvaters alten Becher erhalten, der im Wandschrank meines Wohnzimmers im Schloß Lippinghall aufbewahrt ist. Aber in die Anstalt soll er den Becher nicht mitnehmen, sonst schmelzen die Burschen ihn vielleicht noch ein oder trinken Pfefferminztee draus oder so was Ähnliches. Ist das klar?“

„Vollkommen.“

„Dann halte dich bereit,“ gebot Lady Mont, „und fang unverzüglich an, sobald Dinny da ist.“

„Na schön!“ sagte Sir Lawrence ganz geknickt. „Aber wie zum Kuckuck soll ich es Dinny beibringen?“

„Sag ihr alles haargenau, ohne Erfindung.“

Sir Lawrence trommelte mit den Fingern an die Fensterscheiben, seine Frau starrte zur Decke empor. In dieser Haltung traf Dinny die beiden an.

„Blore, laß Miß Dinny's Auto warten.“

Beim Anblick seiner Nichte erkannte Sir Lawrence, er

müsse tatsächlich für eine Zeitlang alles Gefühl verloren haben. Ihr Gesicht unter dem kastanienbraunen Haar schien bleich, die Züge scharf, der Blick ihrer Augen wollte ihm nicht gefallen.

„Fang an!“ gebot Lady Mont.

Sir Lawrence zog die eine seiner mageren Schultern hoch, wie um sich zu ducken.

„Liebe Dinny, dein Bruder wurde zu seinem Regiment zurückberufen und die Deinen baten mich, mit dem jungen Desert zu sprechen. Ich ging hin. Ich sagte ihm, solange er mit sich selbst zerfallen sei, taue er nicht zum Ehepartner; erst müsse er diese Krise überwinden. Er gab keine Antwort und lief davon. Kurz darauf kam er mir in unsrer Straße nach und erklärte, ich hätte recht. Er gehe ins Ausland, das solle ich deiner Familie sagen. Dabei sah er seltsam verstört drein. Ich rief: ‚Huten Sie sich! Sie könnten ihr schweres Unrecht tun.‘ ‚Das tu ich in jedem Fall,‘ gab er zurück und ging davon. Das trug sich vor etwa zwanzig Minuten zu.“

Dinny sah von einem zum andern, bedeckte mit der Hand die Lippen und verließ das Zimmer.

Einen Augenblick später hörten die beiden ihr Auto fortfahren.

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Dinny hatte als Antwort auf ihren Brief ein paar knappe Zeilen von Wilfrid erhalten, die ihr gar nicht tröstlich schienen, und hatte die letzten zwei Tage in schwerem Kummer verbracht. Als ihr Sir Lawrence Wilfrids Botschaft mitteilte, sagte ihr ein Gefühl, nun hänge alles davon ab, ob sie schon vor seiner Rückkehr in der Cork Street sein könne. Während sie im Taxi saß, krampfte sie die Finger ineinander, hielt die Hände auf dem Schoß und den Blick auf den Rücken des Lenkers gerichtet — dieser Rücken war übrigens so breit, daß sie schwerlich anderswohin hatte blicken können. Zwecklos, drüber nachzudenken, was sie sagen sollte — nun, was ihr eben bei seinem Anblick durch den Kopf schoß. Seine Miene würde ihr ein Fingerzeig sein. Sie erkannte nur zu klar: Wenn er England verließ, dann war alles zu Ende, so, als habe sie ihn nie gesehn. In der Burlington Street ließ sie das Auto halten und ging schnell auf Wilfrids Haus zu. Wenn er schnurstracks heimgegangen war, mußte er schon zurück sein. Während der beiden letzten Tage war ihr klar geworden, Stack habe wohl irgendeine Veränderung in Wilfrids Wesen bemerkt und sich danach gerichtet. Als er die Tür öffnete, sagte sie:

„Stack, Sie dürfen mich nicht abweisen! Ich muß Mr. Desert unter allen Umständen sehn.“

Sie glitt an ihm vorbei und öffnete die Tür des Wohnzimmers. Wilfrid schritt auf und ab.

„Dinny!“

Nur ein ungeschicktes Wort, und schon diese Unterredung machte allem ein Ende, das fühlte sie ganz deutlich. Drum lächelte sie nur. Er bedeckte die Augen mit der Hand und während er so dastand, ohne sie anzusehn, schlich sie herbei und schlang ihm die Arme um den Hals.

Hatte Jeanne vielleicht recht? Sollte sie —?

Dann kam zur offenen Tür Foch herein, er beschnupperte mit seiner samtweichen Schnauze ihre Hand und sie kauerte nieder, ihn zu küssen. Als sie wieder aufsaß, hatte Wilfrid sich abgewandt. Augenblicklich raffte sie sich empor und stand benommen da, fast unfähig, etwas zu denken oder zu fühlen. Alles in ihr schien sich zu verwirren. Er hatte das Fenster aufgerissen, beugte sich hinaus und hielt die Hände an den Kopf. Wollte er sich gar hinabstürzen? Sie nahm sich mit aller Kraft zusammen und bat ganz sanft: „Wilfrid!“ Er wandte sich um und warf ihr einen Blick zu. „Mein Gott!“ fuhr es ihr durch den Sinn, „er haßt mich!“ Dann änderte sich sein Ausdruck, wurde wieder wie sonst. Und wieder gemahnte sie das Gemüt eines Menschen, dessen Stolz man verwundet, an das Meer — ruhelos, sturmisch, voll jäh wechselnder Stimmungen!

„Nun,“ fragte sie, „was soll ich also tun?“

„Ich weiß nicht. Das Ganze ist wahnsinnig. War ich doch schon längst auf Nimmerwiedersehn nach Siam verschwunden!“

„Möchtest du, daß ich heut nacht hierbleibe?“

„Ja! Nein! Ich weiß nicht.“

„Wilfrid, warum nimmst du das alles so schwer? Meine Liebe scheint dir nichts zu bedeuten. Ist sie dir wirklich nichts?“

Statt aller Antwort zog er Jack Muskham's Brief hervor.

„Da lies!“

Sie las. „Ich verstehe. Doppelt unheilvoll, daß ich nach Royston kam.“

Er warf sich wieder auf den Diwan, blieb sitzen und sah zu Dinny empor.

„Wenn ich jetzt gehe,“ dachte Dinny, „reißt es mich ja doch wieder zu ihm zurück.“ Und sie fragte: „Wo nimmst du das Abendessen?“

„Stack hat etwas besorgt, glaube ich.“

„Wäre für mich auch etwas da?“

„Übergenug, wenn du nicht mehr Hunger hast als ich.“

Sie klingelte.

„Stack, ich bleibe zum Essen. Ich möchte nur einen Fingerhut voll, mehr nicht.“

Als er draußen war, fragte sie:

„Darf ich mir die Hände waschen, Wilfrid?“ Sie sehnte sich, einen Augenblick allein zu sein, um ihr seelisches Gleichgewicht wiederzufinden.

Während sie sich Gesicht und Hände trocknete, suchte sie sich mit aller Macht zur Ruhe zu zwingen, dann ließ sie sich plötzlich gehn. Was immer sie beschloß, es wurde falsch, vielleicht unmöglich sein, ihr nur Kummer bringen. Wozu alle Mühe? Lieber verzichten!

Als sie ins Wohnzimmer zurückkam, war Wilfrid nicht dort. Die Tür in seinen Schlafrum stand offen, aber das Zimmer war leer. Dinny stürzte ans Fenster, er war nicht auf der Straße. Da vernahm sie hinter sich des Dieners Stimme:

„Entschuldigen Sie, Miß — Mr. Desert ist plötzlich abgerufen worden. Ich soll Ihnen melden, er würde schreiben. In einer Minute ist das Essen fertig.“

Dinny trat rasch auf ihn zu.

„Stack, Ihr erster Eindruck von mir war der richtige, nicht
292

der zweite. Ich gehe. Mr. Desert braucht mein Wiederkommen nicht zu fürchten. Melden Sie ihm das, bitte.“

„Ich hab Ihnen ja gesagt, Miß,“ erklärte Stack ruhig, „er ist ein ungemein plötzlicher Herr, aber so plötzlich hat er noch nie gehandelt. Tut mir wirklich leid, Miß. Aber je rascher Sie Schluß machen, umso besser. Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, tu ich's gern.“

„Falls er ins Ausland geht,“ sagte Dinny ruhig, „möcht ich Foch gern zu mir nehmen.“

„Wenn ich Mr. Desert richtig kenne, Miß, will er tatsächlich wieder fort. Ich merk es schon lang — seit dem Abend, an dem dieser Brief kam — damals, vor Ihrem Besuch früh morgens.“

„Reichen Sie mir die Hand,“ sagte Dinny, „und vergessen Sie meine Bitte nicht!“

Sie tauschten einen Händedruck. Noch immer unnatürlich ruhig, schritt Dinny davon und die Treppe hinab. Mit sonderbar schwindligem Kopf ging sie hin und sagte sich die ganze Zeit nur ein Wort: ‚Aus.‘ Alles, was sie fühlte oder hatte fühlen wollen, drängte sich in dieses Wort von drei Buchstaben zusammen. Sie fand keinen Ausdruck, keine Träne, nie im Leben war sie so einsam gewesen, so gleichgültig dagegen, wohin sie ging, was sie tat, wen sie traf. Die Welt war wohl unendlich, sonst bräche j e t z t ihr Ende herein! Wilfrid hatte vermutlich nicht mit Absicht diesen Weg gewählt, um mit ihr zu brechen. Dazu kannte er sie nicht gut genug. Doch in der Tat hätte kein anderer Weg sie beide so völlig trennen können. Nie würde sie sich an einen Menschen hängen! Unmöglich! Sie brauchte diesen Gedanken nicht erst zu formen, er drängte sich ihr unwillkürlich auf.

Sie ging und ging drei Stunden lang durch die Londoner Straßen und kehrte endlich ins Westminsterviertel zurück; ihr

war's, sie müsse sonst umsinken. Als sie wieder Michaels Haus betrat, raffte sie ihre ganze Kraft zusammen, um sich heiter zu geben. Doch kaum war sie in ihr Schlafzimmer hinaufgegangen, sagte Fleur:

„Michael, heut ist ihr etwas ganz Schlimmes passiert.“

„Arme Dinny! Was zum Teufel hat er nur angestellt?“

Fleur trat ans Fenster und zog den Vorhang beiseite. Noch war es nicht völlig Nacht, aber nichts war draußen zu sehn, nur zwei Katzen, ein Auto auf der rechten Straßenseite und ein Mann, der an der Haustur einen Schlüsselbund probierte.

„Soll ich zu ihr hinaufgehn und versuchen, sie zum Sprechen zu bringen?“

„Nein. Wenn Dinny uns braucht, wird sie es selbst sagen. Ist es aber so, wie du meinst, dann mag sie jetzt gewiß niemanden sehn. Sie ist stolz wie der Satan, grade dann, wenn es ihr am schlimmsten geht.“

„Stolz vertrag ich nicht,“ erklärte Fleur, zog den Vorhang zu und trat zur Tür. „Der Stolz übermannt einen, wenn man es am wenigsten wünscht, und macht einen elend. Willst du Karriere machen, dann verzicht auf den Stolz.“ Sie verlief das Zimmer.

„Weiß nicht, ob ich stolz bin,“ dachte Michael, „jedenfalls mach ich keine Karriere.“ Langsam folgte er ihr die Treppe empor und stand eine Weile in der Tür seines Ankleideraums. Doch aus Dinnys Zimmer oben drang kein Laut.

Dinny aber hatte sich aufs Bett geworfen und das Gesicht in die Kissen vergraben. Das also war das Ende! Warum hatte nur jene seltsame Macht, die man Liebe nennt, sie mit Freude und Qual erfüllt, um sie dann erschöpft und verbraucht beiseite zu schleudern, bebend, verwundet, voll Sehnsucht und Entsetzen — und jetzt mußte sie sich schweigend vor Kummer verzehren! Liebe und Stolz — aber Stolz war

stärker als Liebe! Wie ein Mühlrad ging ihr dieser Gedanke im Kopf herum. Ihre Liebe stand gegen s e i n e n Stolz, ihre Liebe gegen ihren eignen Stolz! Und der Stolz errang den Sieg! Bitter, niederschmetternd! Nur ein Augenblick an diesem Abend schien ihr wirklich, der Moment, da er sich vom Fenster ihr zugekehrt und sie geglaubt hatte: ‚Er haßt mich!‘ Natürlich war es ihm verhaßt, daß sie so dastand wie die Verkörperung s e i n e s verwundeten Stolzes. Das allein hatte ihn ja davor bewahrt, hinauszuschreien: ‚Zum Teufel mit euch allen! Adieu!‘

Nun, mochte er das jetzt hinausschreien und davonfahren! Und sie, was blieb ihr übrig, als zu leiden — zu leiden — und langsam das Leid zu verwinden. Nein! Ihren Kummer hinabwurgen, niederhalten, verbergen, im Kissen ersticken, sich den Anschein geben, als liege ihr wenig dran, gar nichts, während der Gram in ihr wuchs und sie verzehrte! So lag sie stumm, schwer atmend auf dem Bett. Ihre Gefühle formten sich allerdings nicht zu so klaren Gedanken, doch trotz ihres wilden Schmerzes drängten sich ihr auch Überlegungen auf. Wie hatte sie anders handeln können? Es war ja nicht ihre Schuld gewesen, daß Muskham in jenem Brief vom ‚Schutz einer Dame‘ gefaselt hatte! Nicht ihre Schuld, daß sie so Hals über Kopf nach Royston fahren mußte! Was hatte sie nur verbrochen? Wie verhängnisvoll hatte der Zufall hereingespielt! Vielleicht war das immer das Ende vom Lied! Während sie so dalag, war’s ihr, als höre sie das Ticken der Nacht — das heisere Ticken einer alten Uhr. War es die Nacht oder ihr eigenes Leben, das verlassen auf dem Antlitz lag?

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Wilfrid hatte einem Impuls gehorcht, als er auf die Straße hinabließ. Seit jenem plötzlichen Abbruch der wilden, unwürdigen Schlägerei in Royston, seit Dinny damals im Auto gestanden und die Augen mit der Hand beschattet hatte, war sein Gefühl für sie in entsetzliche Verwirrung geraten. Sobald er sie unverhofft sah, ihren Duft und den Klang ihrer Stimme wahrnahm, durchströmte ihn heiße Liebe und entlud sich in Küssen; doch kaum war sie zur Tür hinaus, so hatte ihn sein Wahn wieder in das Treiben von London hineingerissen, wo man wenigstens herumwandern konnte, ohne einen Bekannten zu treffen. Er ging in südlicher Richtung und sah sich plötzlich inmitten einer Menschenschlange, die in das ‚His Majesty’s Theatre‘ hineinwollte. Wilfrid blieb stehn und dachte: ‚Einerlei, ob hier oder anderswo.‘ Doch als er eben drankommen sollte, sprang er aus der Reihe und wandte sich gen Osten, durchquerte das Covent Garden-Viertel, das verlassen dalag und nach Abfällen roch; endlich kam er in die City nach Ludgate Hill. Hier gemahnte ihn der Geruch von Seefischen daran, daß er seit dem Frühstück noch nichts gegessen habe. Er trat in ein Gasthaus, trank einen Cocktail und verzehrte eine Vorspeise. Dann verlangte er Briefpapier und einen Umschlag und schrieb:

‚Ich mußte fort. Wäre ich geblieben, dann hätten wir beide einander ganz gehört. Ich weiß nicht, was ich tun werde —

vielleicht spring ich heut nacht in die Themse, oder ich reise ins Ausland, oder ich kehre zu dir zurück. Was ich auch tun mag, verzeih und glaub mir, daß ich Dich liebe.

Wilfrid.'

Er schrieb die Adresse auf den Umschlag und steckte ihn in die Tasche. Doch er konnte sich nicht entschließen, ihn in den Briefkasten zu werfen. Niemals fand er den richtigen Ausdruck für seine Gedanken und Gefühle. Wieder schlug er den Weg nach Osten ein, durchschritt die City, die so still und verlassen dalag, als sei sie vom Feind vergast worden, und kam dann in die belebtere Whitechapel-Road. Er ging und ging, wollte sich todmüde wandern, um den Sturm seiner Gefühle zum Schweigen zu bringen. Jetzt wandte er sich nordwärts und kam gegen elf Uhr in die Nähe von Chingford. Ganz still lag die Gegend im Mondlicht, er schritt an dem Hotel vorbei, auf den Epping-Wald zu. Ein Wagen, ein verspäteter Radfahrer, ein oder zwei Pärchen und drei Vagabunden — sonst traf er niemanden auf der Straße; dann verließ er sie und ging in den Wald hinein. Die Nacht war angebrochen, der Mond übergieß die Blätter und Zweige mit silbrigem Licht. Ganz erschöpft ließ sich Wilfrid auf den Boden mit den Bucheckern nieder. Die Nacht war wie ein ungeschriebenes Gedicht — das Glitzern und Rieseln des Lichts schien wie das launische Spiel eines sprunghaften Geistes, dieses Flirren, dieses Gleiten in die Wirklichkeit und aus der Wirklichkeit. Und nie kam dieses Flimmern zur Ruhe, nahm nie den steten Glanz metallischen Silbers an, glomm wie ein Traumbild auf und zerrann. Und dort oben kreisten die Sterne, unter denen er schon so oft dahingewandelt, der Wagen und all die andern Sternbilder, die in dieser Großstadtwelt namenlos, bedeutungslos blieben.

Er kehrte sich um und lag mit dem Antlitz auf dem Boden, preßte die Stirn an die Erde. Da hörte er plötzlich das Rattern eines Flugzeugs. Seine Umrisse und die Flugrichtung konnte er durch das dichte Laub nicht sehn. Irgendein Nachtflugzeug nach Holland, wohl ein englischer Flieger, der aus dem Lichtmeer von London emporstach oder zwischen Hendon und einem Landungsplatz an der Ostküste Übungen machte. Seit er als Luftschiffer im Kriegsdienst gestanden, hatte er nie wieder fliegen gemocht. Schon beim bloßen Hören der Propeller ergriß ihn jenes Gefühl des Überdrusses und der Übelkeit, von dem ihn der Waffenstillstand befreit hatte. Das Surren ging vorüber, erstarb; von London her drang gedämpftes Brausen zu ihm, kein andrer Laut war in der stillen, warmen Nacht zu hören — nur das Quaken eines Frosches, leises Vogelzirpen, das Kreischen zweier Eulen, die zu zanken schienen. Wieder kehrte er das Gesicht zu Boden und sank in ruhigen Schlaf.

Im ersten Morgengrauen erwachte er, schwerer Tau war gefallen. Er fühlte sich steif und durchkältet, doch sein Geist war klar. Er stand auf, schlenkerte mit den Armen, steckte sich eine Zigarette an und zog tief den Rauch ein. Dann saß er wieder da, schlang die Arme um die Knie, rauchte die Zigarette zu Ende, ohne sie einen Augenblick vom Mund zu entfernen, und ließ den Stummel mit dem langen Aschenrest fallen, gerade noch ehe er sich die Lippen versengte. Plötzlich befahl ihn ein Schüttelfrost. Er stand auf, wollte auf die Straße zurück. Jämmerlich langsam kroch er vorwärts, fühlte sich steif und elend. Endlich kam er im Morgenlicht auf die Straße, doch obwohl er den Weg nach London genau kannte, schlug er die entgegengesetzte Richtung ein. Er schwankte weiter, immer wieder vom Fieberfrost durchschüttelt. Endlich setzte er sich nieder, beugte sich auf die Knie herab und

verfiel in eine Art dumpfer Betäubung. Da rief eine Stimme. „He!“ Er fuhr auf. Ein junger Mann mit frischem Gesicht hielt sein kleines Auto auf der Straße an.

„Ist Ihnen was passiert?“

„Nichts,“ knurrte Wilfrid.

„Es scheint Ihnen aber doch schlecht zu sein. Wissen Sie, wie spät es ist?“

„Nein.“

„Steigen Sie ein, ich bringe Sie ins Chingford-Hotel. Haben Sie Geld bei sich?“

Wilfrid maß ihn mit grummigem Blick und lachte auf.

„Ja.“

„Nur nicht gleich so empfindlich! Sie brauchen Schlaf und eine Tasse starken Kaffee. Kommen Sie!“

Wilfrid erhob sich. Er hielt sich kaum auf den Beinen. Dann saß er zurückgelehnt in dem kleinen Auto, ganz zusammengesunken neben dem jungen Mann. „Gleich sind wir dort,“ tröstete sein Begleiter.

Nach zehn Minuten, die ihm in seinem Fieberfrost fünf Stunden dunkten, hielten sie vor dem Hotel.

„Ich kenn hier den Hausknecht,“ sagte der junge Mann, „dem werd ich Sie anvertraun. Wie heißen Sie?“

„Teufel!“ knurrte Wilfrid.

„He, George! Ich hab diesen Herrn da unterwegs auf-gelesen. Ihm ist ein wenig ubel. Bringen Sie ihn in ein an-ständiges Schlafzimmer, geben Sie ihm eine Wärmflasche und legen Sie ihn damit ins Bett. Dann brauen Sie ihm eine Schale starken Kaffee und sorgen Sie dafür, daß er ihn trinkt.“

Der Hausknecht grinste. „Sonst nichts?“

„Nein. Messen Sie seine Temperatur und lassen Sie den Arzt holen. Passen Sie auf, mein Herr,“ wandte sich der junge Mann dann an Wilfrid, „diesen Hausknecht kann ich

Ihnen bestens empfehlen, er putzt die Schuhe spiegelblank. Lassen Sie ihn nur machen — keine Sorge. Ich muß weiter, es ist sechs.“ Er wartete einen Augenblick, sah Wilfrid am Arm des Hausknechts ins Hotel wanken und fuhr schleunig davon.

Der Hausknecht brachte Wilfrid in ein Zimmer.

„Können Sie sich allein auskleiden, Herr?“

„Ja,“ murmelte Wilfrid.

„Dann geh ich und hol Ihnen Wärmflasche und Kaffee. Keine Angst, wir haben hier keine muffigen Betten. Waren Sie die ganze Nacht unterwegs?“

Wilfrid kauerte auf dem Bettrand und gab keine Antwort.

„Los!“ rief der Hausknecht, „her mit dem Ärmel!“

Er zog Wilfrid den Rock aus, dann Weste und Hosen. „Mir scheint, Sie haben sich da eine nette Erkältung zugezogen. Ihre Wäsche ist ganz feucht. Können Sie sich auf den Beinen halten?“

Wilfrid schüttelte den Kopf.

Der Hausknecht deckte das Bett ab, zog Wilfrid das Hemd über den Kopf. Dann befreite er ihn mit einiger Anstrengung von der Unterwäsche und wickelte ihn in eine Decke.

„Jetzt einen Ruck, Herr, einen Ruck ins Bett!“ Er drückte Wilfrids Kopf in die Kissen, hob seine Beine aufs Bett und legte noch zwei Decken auf den Kranken.

„Bleiben Sie liegen, in spätestens zehn Minuten bin ich wieder hier.“

Wilfrid lag da, derart vom Fieber geschüttelt, daß er weder zusammenhängend denken noch sprechen konnte, so heftig klapperten ihm die Zähne. Er nahm ein Stubenmädchen wahr, dann Stimmen.

„Zwischen den Zähnen? Da zerbricht es ja. Kann man ihn nicht wo anders messen?“

„Ich werd's unterm Arm versuchen.“

Man schob ihm ein Thermometer unter den Arm und hielt es dort fest.

„Sie haben doch nicht gelbes Fieber, Sir?“

Wilfrid schüttelte den Kopf.

„Können Sie sich aufrichten und das da trinken?“

Kräftige Arme hoben ihn auf, er trank.

„Fast vierzig Grad!“

„Donnerwetter! Da, legen Sie ihm die Wärmflasche an die Füße, ich klinge den Doktor an.“

Wilfrid sah, daß das Mädchen ihn anstarrte, als wollte sie ergründen, was für ein Fieber sie sich holen könne.

„Malaria,“ sagte er plötzlich. „Geben Sie mir eine Zigarette! In meiner Weste.“

Das Stubenmädchen steckte ihm eine Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie an. Er tat einen langen Zug.

„Hier in der Gegend soll es Moskitos geben. Haben Sie gestern nacht welche gefunden?“

„Im Blu-Blut.“

Jetzt waren die Fieberschauer nicht mehr so heftig, er sah ihr zu, wie sie im Zimmer herumging, seine Kleider über einen Stuhl hängte und die Vorhänge zuzog, so daß sein Bett im Schatten lag. Dann trat sie näher, er lachelte zu ihr empor.

„Noch einen Schluck heißen Kaffee?“

Er schüttelte den Kopf, schloß die Augen wieder und verkroch sich, von Frost geschüttelt, in die Decken; er merkte, daß sie ihn noch immer ansah, und vernahm Stimmen.

„Seinen Namen find ich nicht, aber er muß ein vornehmer Herr sein. In seinem Rock hat er Geld und den Brief da. In fünf Minuten ist der Doktor hier.“

„Gut, ich bleib so lang bei ihm, aber ich hab meine Arbeit.“

„Ich auch. Melden Sie das der Frau, wenn Sie mit ihr sprechen.“

Er sah, wie ihn das Mädchen mit einer gewissen Ehrfurcht anstarrte. Ein Fremder, ein vornehmer Herr mit einer sonderbaren Krankheit scheint für ein schlichtes Gemüt hochinteressant. Von seinem Gesicht konnte sie nicht viel sehen — er hielt es ins Kissen gedrückt — nur eine sonngebräunte Wange, ein Ohr, ein paar Haare, ein zusammengekniffenes Auge unter der Braue. Er spürte, wie sie schüchtern mit dem Finger ihm die Stirn berührte. Brennendheiß, natürlich!

„Möchten Sie, daß man Ihren Freunden schreibt, Sir?“

Er schüttelte den Kopf.

„Der Doktor wird gleich hier sein“

„So werd ich zwei Tage liegen — nichts zu machen — Chinin — Orangensaft —“ Er verstummte, von heftigem Fieber geschüttelt. Dann sah er, daß der Arzt eintrat und das Stubenmädchen noch immer an der Kommode lehnte und an ihrem kleinen Finger sog. Sie nahm ihn aus dem Mund und fragte:

„Soll ich hierbleiben, Herr Doktor?“

„Ja, Sie können hierbleiben.“

Die Finger des Arztes umschlossen Wilfrids Puls, zogen ihm das Lid hoch, die Lippen auseinander.

„Hm! Sie hatten wohl schon öfters einen Anfall, Sir?“

Wilfrid nickte.

„Schön! Bleiben Sie, wo Sie sind, nehmen Sie Chinin, mehr kann ich nicht für Sie tun. Ein heftiger Anfall.“

Wilfrid nickte.

„Sie haben keine Karte bei sich. Wie heißen Sie?“

Wilfrid schüttelte den Kopf.

„Schon gut! Keine Sorge! Nehmen Sie das.“

DREISSIGSTES KAPITEL

Dinny stieg aus einem Autobus und betrat die Wimbledon-Heide. Nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht hatte sie sich davongeschlichen und die Nachricht zurückgelassen, sie komme erst abends wieder. Sie eilte über die Wiesen in einen Birkenhain und streckte sich hin. Die treibenden Wolken am Himmel, das Sonnenlicht im Birkengeast, die Bachstelzen im Sand und die dicke Holztaube, die sich durch die reglose Gestalt nicht stören ließ — all das brachte Dinny keinen Frieden, kein Verlangen, sich in die Natur zu versenken. Beugend, mit trocknen Augen lag sie auf dem Rücken und fragte sich, welche dunkle Macht sich wohl jetzt an ihrem Kummer weide. In Seelennot erwartet man keine Hilfe von außen, sucht sie im eignen Ich. Sollte sie fortan als tragische Gestalt umherwandeln? Gräßlicher Gedanke! Nein, das widerstrebte ihr! Mild wehte der Wind, die Wolken zogen hin, die Blätter rauschten, Kinderstimmen erklangen; doch ihr half alles nichts, sie sah keinen Weg, dem Leben die Stirn zu bieten, ihren Schmerz zu verbergen. Nun zeigte sich deutlich, wie weit sie sich von den Ihren entfernt hatte, seit sie Wilfrid vor dem Denkmal Fochs getroffen. Alles hatte sie auf eine Karte gesetzt und alles verloren. Sie bohrte die Finger in den Sand, ein Hund bemerkte das Loch, lief herzu und schnupperte dran. Sie war zum Leben erwacht und jetzt gestorben. ‚Kranze dankend verboten.‘

Das Gefühl, nun sei zwischen ihnen alles zu Ende, hatte

sie gestern abend so überwältigt, daß es ihr gar nicht in den Sinn kam, das zerrissene Band wieder zu knüpfen. Er war stolz, sie nicht minder! Ihr Stolz war anderer Art, doch ebenso tief verwurzelt. Niemand brauchte sie wirklich! Was hinderte sie fortzugehen? Sie besaß fast dreihundert Pfund. Doch dieser Gedanke machte sie weder froh, noch erleichterte er sie; nun, wenigstens half es, ihrer Familie Kummer zu ersparen, die wollte gewiß wieder die alte, muntere Dinny sehn. Sie gedachte der Stunden, die sie mit Wilfrid draußen im Grünen verbracht. Die Erinnerung war so lebhaft, daß sie die Hand auf die Lippen preßte, um einen Klagelaut zu unterdrücken. Ehe sie ihn getroffen, hatte sie sich nie einsam gefühlt. Und jetzt — war sie mutterseelenallein! Alles schien trostlos, kalt, ohne Lichtblick! Rasche Bewegung tat wohl, wenn einem weh ums Herz war, das hatte sie schon erprobt; sie erhob sich und kreuzte die Straße, auf der in dichter Kette die Wagen der Sonntagsausflugler aus der Stadt strömten. Onkel Hilary hatte sie einmal ermahnt, sie solle nie ihren Sinn für Humor verlieren. Hatte sie je Sinn für Humor gehabt? Am Ende der Barnes-Heide bestieg sie einen Omnibus und fuhr nach London zurück. Sie mußte etwas zu sich nehmen, sonst fiel sie in Ohnmacht. Beim Kensington-Park stieg sie ab und ging in ein Restaurant.

Nach dem Lunch saß sie eine Weile im Park, dann begab sie sich in die Mount Street. Sie fand niemand zu Hause und sank im Salon aufs Sofa. Total erschöpft schlief sie ein. Als ihre Tante ins Zimmer trat, erwachte sie, richtete sich auf und sagte:

„Jetzt braucht ihr euch nicht mehr um mich zu sorgen, Tante Emily. Es ist aus.“

Lady Mont starrte ihre Nichte an, die mit schattenhaftem Lächeln dasaß; eine Träne und noch eine rollten ihre Wangen hinab.

„Du weinst also nicht nur bei Hochzeiten, Tante Emily, sondern auch an Gräbern.“

Sie erhob sich, ging zur Tante hinüber und wischte ihr mit dem Taschentuch die Tränenspuren fort.

„Wein doch nicht!“

Lady Mont stand auf. „Ich muß heulen,“ erklärte sie, „ich kann mir nicht helfen!“ Und hastig segelte sie aus dem Zimmer.

Dinny blieb sitzen, das schattenhafte Lächeln noch immer auf den Lippen. Blore brachte den Tee herein und sie sprach mit ihm über den Tennis-Wettkampf in Wimbledon und über seine Frau. Er schien nicht recht zu wissen, welche der beiden Frauen in üblerer Verfassung war, aber beim Hinausgehen wandte er sich um und sagte:

„Erlauben Sie, Miß Dinny, ein wenig Seeluft würde Ihnen gut tun.“

„Sie haben recht, Blore, ich hab auch schon dran gedacht.“

„Das freut mich, Miß; man übertreibt leicht um diese Jahreszeit.“

Auch er schien also zu wissen, daß die Sache zu Ende war. Auf einmal fand sie es unerträglich, sozusagen noch länger am eignen Grab zu stehn. Sie huschte zur Tür, lauschte, glitt die Treppe hinab und aus dem Haus

Doch sie fühlte sich so erschöpft, daß sie sich kaum bis zum St. James-Park schleppen konnte. Am Teich nahm sie auf einer Bank Platz. Menschen, Sonnenlicht und Enten, schattiges Laub, Schilfrohr und dieser wilde Aufruhr in ihr! Ein hochgewachsener Mann kam von Whitehall her, fuhr mit der Hand an den Hut, ließ sie aber sinken, als er Dinny ins Gesicht sah, und schlenderte weiter. So also wirkte ihr Gesicht auf Menschen! Sie erhob sich und schritt langsam zur Westminster-Abtei, trat ein und ließ sich in einen Kirchen-

stuhl nieder. Vornübergebeugt, das Gesicht auf die Arme gestützt, saß sie wohl eine halbe Stunde da. Sie hatte nicht gebetet, aber ausgeruht und ihre Miene war verwandelt. Jetzt traute sie sich eher die Kraft zu, vor Leute zu treten und ihre Gefühle zu verbergen.

Bald nach sechs ging sie zum South Square. Ungesehen betrat sie ihr Zimmer, nahm ein langes heißes Bad, legte ein Abendkleid an und schritt entschlossen die Treppe hinab. Nur Fleur und Michael befanden sich im Speisezimmer und beide fragten nicht. Offenbar wußten sie alles. Schlecht und recht überstand sie den Abend. Ehe sie hinaufging, küßten sie beide und Fleur sagte:

„Ich hab eine Wärmflasche für dich bestellt; wenn du dich drauflegst, kannst du leicht einschlafen. Gute Nacht, schlaf recht gut!“

Wieder hatte Dinny das Gefühl, Fleur selbst habe einst so gelitten, wie sie jetzt litt. Sie schlief besser, als sie erwartet hatte.

Frühmorgens mit dem Tee brachte man ihr einen Brief, auf dessen Umschlag der Name eines Hotels in Chingford stand.

„Geehrtes Fräulein!

Den beiliegenden, an Sie gerichteten Brief fand man in der Rocktasche eines Herrn, der hier an einem schweren Malariaanfall krank liegt. Ich sende den Brief an Sie ab.

Hochachtungsvoll

Dr. Roger Queal.

Sie las den Brief . . . „Was ich auch tun mag, verzeih und glaub mir, daß ich Dich liebe. Wilfrid.“ Er war krank!

Heißes Mitgefühl durchströmte sie, doch sie drängte es sofort zurück. Kein zweites Mal durfte sie sich Hals über Kopf in diese Hölle stürzen! Sie lief hinunter und telephonierte Stack, daß sein Herr im Chingford-Hotel an Malaria krank liege.

„Er wird seine Medizin und das Rasierzeug brauchen, Miß. Ich bring ihm beides.“

„Alles Liebe von mir!“ wollte Dinny sagen, besann sich jedoch rasch und erklärte: „Wenn ich etwas für ihn tun kann — er weiß, wo ich bin.“

Ihre bittere Stummung hatte nachgelassen, dennoch blieb er ihr so fern wie nur je! Wenn er nicht selbst kam oder sie zu sich bat, konnte sie sich ihm nicht nähern. Aber eine innere Stimme verriet ihr, daß er weder selbst kommen, noch sie zu sich bitten würde. Gewiß nicht! Sein Zelt abbrechen wollte er und von der Stelle fliehen, die so viele Erinnerungen barg.

Gegen Mittag erschien Hubert und verabschiedete sich von ihr. Sofort merkte sie, daß auch er im Bilde war. Den Rest seines Urlaubs würde er im Oktober nehmen und zu Hause verbringen, erklärte er. Jeanne sollte bis nach der Geburt ihres Kindes im November in Condaford bleiben, der Arzt hatte ihr geraten, die Sommerhitze zu meiden. Dinny schien es, als habe sie an diesem Tag wieder den alten Hubert vor sich. Er sprach lang von dem Vorteil, in Condaford geboren zu werden. Sie versuchte, sich munter zu geben, und sagte:

„Sonderbar, Hubert, daß du plötzlich so sprichst. Dir lag doch früher nie viel an Condaford.“

„Wenn man einen Erben hat, ist das etwas ganz andres.“

„Es muß also ein männlicher Erbe sein, wie?“

„Jawohl, wir haben uns zu einem Jungen entschlossen.“

„Und wird es noch ein Condaford geben, wenn er dein Erbe antritt?“

Hubert zuckte die Achseln. „Wir müssen eben alles aufbieten, um es zu halten. Nichts kann man festhalten, wenn man nicht alle Kraft aufbietet.“

„Und selbst dann nicht immer,“ murmelte Dinny.

EINUNDTREISSIGSTES KAPITEL

Wie ein Lauffeuer hatten sich Wilfrids Worte: ‚Ich reise ins Ausland. Bitte, teilen Sie das ihrer Familie mit,‘ und Dinny's Erklärung: ‚Es ist aus!‘ in der Familie Cherrell verbreitet. Man frohlockte über diese Nachricht nicht wie über einen reuigen Sünder. Dinny tat allen so leid, man hatte fast Angst um sie. Jeder wollte ihr sein Mitgefühl zeigen und niemand wußte wie. Denn aufdringlich bekundetes Mitgefühl war schlimmer als gar keins. Drei Tage verstrichen, ohne daß irgendein Familienmitglied den richtigen Weg fand. Dann jedoch hatte Adrian eine Eingebung, er lud Dinny zum Lunch ein. Freilich hatte er ebensowenig wie irgendein andrer ergründet, warum gerade Essen Trost bringen sollte. Er traf sie in einem Kaffeehaus, das offenbar einen bessern Ruf genoß, als es verdiente.

Dinny gehörte nicht zu der Sorte junger Damen, die Schicksalsschläge zum Vorwand nehmen, sich das Gesicht zu bemalen, drum sah er deutlich, wie blaß sie war. Er verlor kein Wort über ihr Aussehn. Ein Gespräch in Gang zu bringen, schien ihm tatsächlich schwierig. Er wußte nur zu gut: Männer können noch so sehr im Bann einer Frau stehn, sie bleiben doch ihren geistigen Interessen treu. Frauen dagegen sind körperlich weniger stark, geistig aber ganz und gar dem Geliebten verfallen. Endlich begann er zu erzählen, wie ihn jemand übers Ohr haun wollte.

„Stell dir vor, Dinny, der Kerl verlangt fünfhundert Pfund

für einen Cromagnon-Schädel, einen Fund aus der Grafschaft Suffolk. Das Exemplar sieht täuschend echt aus. Doch zufällig treffe ich den Prahistoriker von Suffolk. „So!“ ruft der, „Ihnen wollt der Bursche jetzt den Plunder aufschwätzen? Das ist ja der berühmte Schädel von Suffolk! Zumindest dreimal hat er ihn schon ausgegraben. Dieser Mann gehört von rechtswegen ins Kriminal. Er bewahrt den Schädel in einem Schrank auf und alle fünf oder sechs Jahre scharrt er ein Loch, legt ihn hinein, nimmt ihn wieder heraus und versucht, ihn an den Mann zu bringen. Es ist vielleicht wirklich ein Cromagnon-Schädel, aber er hat ihn vor ungefähr zwanzig Jahren in Frankreich aufgegabelt. Als britischer Fund wäre er natürlich einzigartig.“ Draufhin suchte ich die letzte Fundstätte nochmals auf. Und für den Eingeweihten war es sonnenklar, daß er ihn erst unlängst dort vergraben hatte. Ja, Antiquitäten verführen so manchen gar leicht zum Schwindel.“

„Was war das für ein Mensch, Onkel?“

„Er sah begeistert drein, etwa so wie mein Friseur.“

Dinny lachte. „Du solltest ihn anzeigen, sonst verkauft er ihn das nächste Mal wirklich.“

„Die Wirtschaftskrise wird ihn dran hindern, liebe Dinny. Gebeine und Erstauflagen kriegen die Krise besonders zu spüren. Es wird gewiß gute zehn Jahre dauern, bis er einen anständigen Preis herauschindet.“

„Versuchen viele Leute, dir etwas anzuhängen?“

„Einige mit Erfolg, Dinny. Mir tut es trotzdem leid um den ‚Schädel von Suffolk‘, ein Prachtexemplar war das! Heutzutage gibt’s wenig schöne Schädel.“

„Wir Engländer werden bestimmt immer häßlicher.“

„Glaub doch das nicht. Steck die Leute, die wir in Salons und Läden treffen, in Priesterröcke und Mönchskutten, in Rüstungen und Wämser, dann hast du genau dieselben Ge-

sichter vor dir wie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.“

„Aber wir verachten doch die Schönheit, Onkel. Uns scheint sie mit Verweichlichung und Unmoral verbunden.“

„Na, das zu verachten, was sie nicht besitzen, macht die Leute eben glücklich. Wir sind nur etwa das dritt-, nein das vierthäufigste Volk in Europa. Aber denk dir den keltischen Einschlag weg, dann wären wir das häßlichste.“

Dinny blickte sich im Kaffeehaus um. Doch sie fand dabei nichts Neues heraus, weil sie von ihrem Platz aus nicht viel sah und außerdem, weil sich unter den Gästen fast nur Juden und Amerikaner befanden.

Bekümmert ruhte Adrians Blick auf Dinny. Sie schien heute so interesselos für Gebeine.

„Hubert ist also schon fort?“ fragte er.

„Ja.“

„Und was hast du vor, liebes Kind?“

Dinny starrte auf ihren Teller. Plötzlich hob sie den Kopf und erklärte:

„Ich möchte verreisen, Onkel, ins Ausland.“

Adrian strich sich den Ziegenbart.

„So,“ sagte er zuletzt, „und das Geld?“

„Ich hab genug.“

„Wohin?“

„Irgendwohin.“

„Allein?“

Dinny nickte.

„Die Schattenseite beim Reisen ist das Heimkommen,“ murmelte Adrian.

„Für mich gibt es jetzt hier kaum etwas zu tun. Drum geh ich meinen Leuten eine Weile aus den Augen, das wird sie aufheitern.“

Adrian überlegte hin und her.

„Nun, liebe Dinny, du allein kannst beurteilen, was für dich am besten ist. Doch da fällt mir etwas ein. Wenn es dich zu einer weiten Reise drängt — Clare wäre vielleicht sehr froh, dich in Ceylon zu sehn.“

Dinny hob überrascht die Hand; offenbar war ihr dieser Gedanke neu. Er fuhr fort:

„Mein Gefühl sagt mir, Clare durfte es dort nicht sehr leicht haben.“

Beider Blicke trafen sich.

„Das dacht ich schon an ihrem Hochzeitstag, Onkel; mir hat sein Gesicht nicht gefallen.“

„Du hast eine besondere Gabe, andern zu helfen, Dinny; und wenn auch am Christentum manches schlecht sein mag, der Grundsatz ‚Geben ist seliger denn Nehmen‘ ist es bestimmt nicht.“

„Selbst der Menschensohn war einem kleinen Scherz nicht abgeneigt, Onkel.“

Adrian blickte sie fest an und sagte:

„Wenn du also nach Ceylon gehst und dort Mangos isst, dann beug dich dabei immer über die Schussel, diese Frucht ist so saftig.“

Bald darauf empfahl er sich von ihr und ging in die Pferdeausstellung; die Begegnung hatte ihm die Arbeitsfreude geraubt.

ZWEIUNDREISSIGSTES KAPITEL

In Michaels Haus wurde der ‚Tagesfunk‘ zu jenen Blättern gezählt, die ein Politiker lesen muß, um sich über die genaue Temperatur der Presse zu orientieren. Michael schob die Zeitung Fleur beim Frühstück hin.

Während der sechs Tage, die Dinny bei ihnen zu Gast war, hatten beide ihr gegenüber nur ganz wenig von Wilfrid gesprochen. Dinny fragte: „Darf ich es auch sehn?“

Fleur reichte ihr das Blatt. Sie las es, schauerte ein wenig zusammen und aß weiter. Die Stille, die danach eintrat, unterbrach Kit durch die Bemerkung, der berühmte Kricketspieler Hobbs sei nur ein mittelmäßiger Sportsmann. Ob Tante Dinny ihn wohl für so groß halte wie den berühmten W. G. Grace?

„Ich hab keinen von beiden gesehen, Kit.“

„Wie, du hast W. G. nicht gesehen?“

„Ich glaub, er starb, noch ehe ich zur Welt kam.“

Kit musterte sie mit zweifelndem Blick.

„So?“

„Er starb 1915,“ stellte Michael fest, „als du elf warst.“

„Aber hast du Hobbs wirklich nicht gesehen, Tante?“

„Nein.“

„Ich sah ihn dreimal. Der ‚Tagesfunk‘ erklärt, Bradman ist jetzt der beste Kricketspieler der Welt. Glaubst du, er spielt besser als Hobbs?“

„Es gibt interessantere Neuigkeiten als Hobbs.“

Kit starrte sie an.

„Neuigkeiten? Was ist das?“

„Das, wofür die Zeitungen da sind.“

„Machen die die Neuigkeiten?“

„Nicht immer.“

„Welche Neuigkeit hast du grade gelesen?“

„Die würde dich nicht interessieren.“

„Woher weißt du das?“

„Kit, sei nicht so zudringlich!“ mahnte Fleur.

„Kann ich ein Ei haben?“

„Ja.“

Wieder trat Stille ein, bis Kit seinen Eierlöffel in die Luft hielt und einen Finger hob:

„Da seht her! Heut ist mein Nagel noch schwärzer als gestern. Wird er runtergehn, Tantchen?“

„Wie hast du das wieder angestellt?“

„Ihn in eine Schublade geklemmt. Aber geweint hab ich nicht!“

„Nicht prahlen, Kit.“

Kit sah mit klarem Blick zu seiner Mutter empor und aß das Ei weiter.

Eine halbe Stunde später, als Michael vor seiner Korrespondenz saß, kam Dinny in sein Arbeitszimmer.

„Hast du zu tun, Michael?“

„Nein, liebe Dinny.“

„Diese Zeitung! Warum lassen sie ihn nicht in Ruh?“

„Du siehst ja, ‚Der Leopard‘ findet reißenden Absatz. Dinny, wie steht die Sache jetzt?“

„Ich weiß nur, daß er Malaria hatte, hab aber keine Ahnung, wo er sich aufhält und wie es ihm geht.“

Michael sah wieder Dinnys starres, verzweifelt Lächeln und fragte zögernd:

„Soll ich mich vielleicht erkundigen?“

„Ich bitte dich nicht darum, Michael. Er weiß, wo ich bin, wenn er mich braucht.“

„Ich suche Compson Grice auf. Ich selbst hab mit Wilfrid kein Glück.“

Als sie fort war, saß er halb bestürzt, halb verärgert vor seiner unbeantworteten Post. Arme Dinny! Es war infam! Er schob die Briefe weg und ging aus.

Compson Grices Büro befand sich in der Nähe von Covent Garden; aus noch unerforschten Gründen bevorzugt das Literatenvolk diese Gegend. Bei Michaels Eintritt, es war Mittagszeit, saß der junge Verleger in dem einzigen gutmöblierten Zimmer des Gebäudes, einen Zeitungsausschnitt in der Hand, ein Lächeln auf den Lippen. Er erhob sich und rief: „Ah, Sie sind's, Mont! Haben Sie das im ‚Tagesfunk‘ schon gesehen?“

„Ja.“

„Ich hab den Ausschnitt Desert zugeschickt. Er sandte ihn mit dieser Antwort zurück.“

Michael las folgende, von Wilfrid geschriebene Zeilen:

„Gehorsam tut der Hund, was ihn sein Herrchen heißt:

„Kusch!“ ruft der und er kusch. „Beiß!“ ruft er und er beißt.“

„Er ist also in London?“

„Vor einer halben Stunde war er's noch.“

„Sahn Sie ihn persönlich?“

„Seit dem Erscheinen des Buchs nicht mehr.“

Michael blickte das hübsche, feiste Gesicht durchdringend an. „Mit dem Absatz zufrieden?“

„Wir halten beim einundvierzigsten Tausend und das Buch geht noch immer stark.“

„Sie wissen wohl nichts darüber, ob Wilfrid wieder nach dem Osten zurückkehrt?“

„Keine blasse Ahnung.“

„Die Sache muß ihm schon zum Hals herauswachsen!“

Compson Grice zuckte die Achseln. „Wie vielen Dichtern tragen hundert Verse tausend Pfund?“

„Für eine Menschenseele ein wohlfeiler Preis!“

„Im ganzen werden sie mehr als zweitausend tragen!“

„Ich war immer gegen die Veröffentlichung des ‚Leoparden‘. Da er sich's nicht nehmen ließ, hab ich das Gedicht verteidigt, aber ich halte die Publikation nach wie vor für einen verhängnisvollen Fehler.“

„Dieser Ansicht bin ich nicht.“

„Offenbar. Sie bilden sich noch etwas drauf ein.“

„Und wenn Sie auch höhnisch lachen,“ rief Grice ein wenig erregt, „er hätte mir das Gedicht nicht eingesandt, wäre ihm nichts an dem Erscheinen gelegen. Bin ich denn der Hüter meines Bruders? Der finanzielle Erfolg hat mit dieser Frage nichts zu schaffen.“

„Kaum; aber für ihn ist es kein Spaß. Es geht um sein Leben.“

„Da stimme ich Ihnen auch nicht zu. Sein Leben hat er doch durch den Abfall gerettet. Alles andre ist nur die Sühne und obendrein ein verdammt gutes Geschäft. Sein Name ist jetzt im Munde Tausender, die sonst nie von ihm gehört hätten.“

„Allerdings,“ entgegnete Michael nachdenklich, „verfolgt werden ist der beste Weg zum Ruhm. Grice, wollen Sie mir einen Gefallen tun? Trachten Sie irgendwie herauszukriegen, was Wilfrid vorhat. Ich bin mit ihm über Kreuz geraten und kann nicht selbst hingehn, aber mir läge viel dran, es zu erfahren.“

„Hm!“ sagte Grice, „er ist bissig.“

Michael lächelte spöttisch. „Seinen Wohltäter wird er doch

nicht beißen. Es wär mir wirklich wertvoll. Wollen Sie mir den Gefallen tun?“

„Ich werd's versuchen. Damit ich nicht vergesse, eben hab ich ein Buch dieses Franzosen aus Kanada verlegt. Ein Reißer, sag ich Ihnen! Ich send Ihnen ein Exemplar — Ihre Frau wird es gewiß mit Interesse lesen.“ „Und,“ fügte er für sich hinzu, „darüber r e d e n!“ Er strich sich das glatte dunkle Haar zurück und streckte die Hand aus. Michael schüttelte sie mit einer Wärme, die ihm nicht ganz vom Herzen kam, und ging.

„Was ist es im Grund genommen für Grice mehr als bloße Geschäftssache,“ dachte er, „Wilfrids Schicksal ist ihm schnuppe. Heutzutage heißt es nehmen, was einem das Glück in den Schoß wirft.“ Und plötzlich begann er zu grubeln, was wohl die Leute bewegen mochte, ein Buch zu kaufen, das weder erotische Abenteuer, noch sensationelle Memoiren, noch Mordgeschichten enthielt. Die Ehre des britischen Weltreichs vielleicht? Oder das Prestige der englischen Nation? Schwerlich. Das brennende Interesse an der Frage, wie weit ein Mensch bei der Rettung seines Lebens gehen dürfe, ohne, wie man es hieß, seine Seele zu verschachern, das trieb die Leute zum Kauf. Mit andern Worten, jenes winzige, von vielen totgeglaubte Etwas, das Gewissen, brachte dem Buch solche Scharen von Käufern zu. Dem Leser wurde ein schwer lösbares Problem vorgelegt und gleichzeitig mitgeteilt, der Dichter habe das selbst erlebt; das brachte ihn wohl auf den Gedanken, auch er könne sich jederzeit vor eine ähnliche, verhängnisvolle Entscheidung gestellt sehn. Und wie würde dann der arme Teufel von Leser handeln? Plötzlich empfand Michael gewaltigen Respekt vor dem Publikum. Schon öfters war es ihm so ergangen und seine klügeren Freunde hatten dann stets mitleidig bemerkt: „Armer Michael!“

In diese Gedanken versunken, betrat er sein Arbeitszimmer im Parlament. Eben hatte er sich in einen Antrag zum Schutze gewisser Naturschönheiten vertieft, als man ihm eine Visitenkarte übergab.

GENERAL SIR CONWAY CHERRELL

„Kannst Du mich empfangen?“

Mit Bleistift kritzelte er als Antwort: „Mit größtem Vergnügen, Sir,“ gab dem Diener die Karte zurück und erhob sich. Dinnys Vater kannte er von allen seinen Onkeln am wenigsten. Etwas aufgeregt erwartete er ihn.

Der General trat mit den Worten ein:

„Ein richtiger Kaninchenstall ist das hier, Michael.“

Er schien stramm und adrett wie ein alter Soldat, doch sein Gesicht sah versorgt und vergrämt aus.

„Zum Glück züchten wir hier wenigstens keine Jungen heran, Onkel Conway.“

Der General stieß ein kurzes Lachen aus.

„Das fehlte noch! Hoffentlich störe ich dich nicht. Ich komme wegen Dinnys. Ist sie noch immer bei euch?“

„Ja, Onkel.“

Der General zögerte, umschloß den Stockgriff und sagte mit fester Stimme:

„Du bist doch Deserts bester Freund, nicht wahr?“

„Ich war es. Was ich jetzt bin, weiß ich wahrhaftig nicht.“

„Ist Desert noch in London?“

„Ja; ich glaube, er hatte einen Malariaanfall.“

„Trifft Dinny ihn noch?“

„Nein, Onkel.“

Wieder zögerte der General und wieder umklammerte er den Stockgriff, offenbar um Kraft zu sammeln.

„Weißt du, ihre Mutter und ich wollen nur ihr Bestes.

Sie soll glücklich werden, alles andere ist Nebensache. Was haltet ihr davon?“

„Was wir davon halten? D a s ist völlig Nebensache.“

Der General runzelte die Stirn.

„Wie meinst du das?“

„Es geht nur die beiden an.“

„Wie ich höre, will er ins Ausland.“

„Das erklärte er meinem Vater, aber er ist noch nicht fort. Soeben erzählte mir sein Verleger, daß er sich heute vormittag noch in seiner Wohnung befand.“

„Wie geht es Dinny?“

„Sie ist gedruckt. Bewahrt aber Haltung.“

„Er sollte doch endlich etwas tun.“

„Was denn, Onkel?“

„Eine unfaire Handlungsweise Dinny gegenüber! Er soll sie entweder heiraten oder auf und davon gehn.“

„Fiele d i r an seiner Stelle die Entscheidung so leicht?“

„Vielleicht nicht.“

Michael schritt unruhig in dem kleinen Zimmer auf und ab.

„Meiner Ansicht nach ist es in dieser Sache keineswegs leicht, ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ zu sagen. Verletzter Stolz spielt dabei die Hauptrolle, und der bringt alle andern Gefühle in Verwirrung. Das müßtest du aus Erfahrung wissen, Onkel. Ähnliche Fälle hast du gewiß beim Kriegsgericht erlebt.“

Bei den letzten Worten schien dem General eine Erleuchtung zu kommen. Schweigend starrte er seinen Neffen an.

„Wilfrid,“ fuhr Michael fort, „wird von einem Kriegsgericht verurteilt. Aber dieses Gericht läßt sich mit dem Urteil lange Zeit — und das Ende ist nicht abzusehn.“

„Ich verstehe,“ entgegnete der General ruhig. „Doch Dinny hätte er das ersparen sollen, das wäre seine Pflicht gewesen.“

Michael lächelte. „Kümmert sich Liebe je um Recht und Pflicht?“

„Das ist jedenfalls der moderne Standpunkt.“

„Auch der alte, wie die Geschichte lehrt“

Der General trat ans Fenster und sah hinaus.

„Ich möchte Dinny nicht besuchen,“ sagte er, ohne sich umzuwenden, „es wurde sie nur qualen. Ihre Mutter ist derselben Ansicht. Wir können gar nichts tun.“

Aus seiner Stimme klang ehrliche Sorge um sein Kind.

Michael war gerührt und erklärte: „Irgendwie wird sich die Sache vermutlich bald entscheiden. So oder so, besser als diese Ungewißheit wird es jedenfalls sein, für die beiden und für uns.“

Der General machte kehrt.

„Hoffen wir's. Ich wollte dich bitten, mit uns in Fühlung zu bleiben und uns von allem zu verständigen, was Dinny unternimmt. Es ist so bitter, die Dinge da draußen abwarten zu müssen. Jetzt will ich dich nicht länger aufhalten. Ich danke dir, der Besuch hat mich beruhigt. Leb wohl!“

Er ergriff Michaels Hand, drückte sie fest und verließ das Zimmer.

Michael dachte: „Hangen und bangen! Das ist das Ärgste. Armer alter Knabe!“

DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Compson Grice war kein schlechter Kerl und empfand für Michael eine gewisse Sympathie. Als er ausging, um den Lunch zu nehmen, dachte er eifrig über sein Versprechen nach. Er war überzeugt, daß sich Schwierigkeiten am besten beim Essen aus dem Weg raumen ließen; unter normalen Umständen hatte er einfach eine Einladung ergehen lassen und beim zweiten oder dritten Glas echten alten Kognaks seine Informationen eingezogen. Doch vor Wilfrid hatte er Respekt. Während er einer Seezunge und einer halben Flasche Chablis zusprach, entschied er sich für den brieflichen Weg. Eine Zigarre zwischen den Lippen, eine Tasse Kaffee neben sich, saß er in dem kleinen, grungetafelten Schreibzimmer seines Klubs und schrieb also:

„Hotch-Potch-Klub.
Freitag

Lieber Desert!

Im Hinblick auf den ansehnlichen Erfolg des ‚Leoparden‘ und den hoffentlich auch weiterhin starken Absatz wäre es mir angenehm, von Ihnen genau zu erfahren, wie und wohin ich Ihnen Ihre Tantiemen senden soll. Vielleicht hatten Sie die Güte, mir mitzuteilen, ob und wann Sie wieder nach dem Osten zurückzukehren gedenken; und nennen Sie mir, bitte, eine Adresse, an die ich ohne Risiko die Beträge überweisen kann. Vielleicht wäre es Ihnen angenehmer, wenn ich die fälligen Tantiemen einfach bei irgendeiner von Ihnen bestimm-

ten Bank hinterlege und mir Empfangsbestätigungen geben lasse. Unsere finanzielle Zusammenarbeit war bis jetzt etwas flau, aber der ‚Leopard‘ beeinflusst in Zukunft — ja schon jetzt — den Verkauf Ihrer beiden fruheren Werke. Deshalb ware es empfehlenswert, wenn Sie mich über Ihren künftigen Aufenthaltsort auf dem laufenden hielten. Haben Sie die Absicht, noch langere Zeit in London zu bleiben? Ihr Besuch wird mir stets ein Vergnügen sein.

Mit herzlichen Glückwünschen und besten Grüßen verbleibe ich

Ihr aufrichtiger

Compson Grice.

In seiner eleganten, steilen Schrift adressierte er den Brief noch in die Cork Street und sandte ihn sogleich durch den Klubboten hin. Während des Rests der Mittagspause pries er mit seiner säuselnden Stimme die Vorzüge der Neuerscheinung des kanadischen Franzosen, nahm dann ein Taxi und fuhr nach Covent Garden zurück. Im Vorraum traf er einen Angestellten.

„Mr. Desert erwartet Sie oben in Ihrem Zimmer, Sir.“

„Bravo!“ entgegnete Compson Grice und unterdrückte ein leises Bangen. „Rasche Arbeit!“ dachte er.

Wilfrid stand am Fenster und blickte auf den Covent Garden-Markt schrag gegenüber; als sein Besucher sich wandte, erschrak Grice beinahe — so duster und hergenommen war Deserts Gesicht, so bitter seine Miene. Die Hand fühlte sich heiß und trocken an.

„Sie haben also meinen Brief bereits erhalten?“ fragte Grice.

„Ich danke. Hier ist die Adresse meiner Bank. Am besten, Sie zahlen alle Beträge ein und behalten die Quittungen.“

„Hervorragend gut sehn Sie grade nicht aus. Verreisen Sie wieder?“

„Wahrscheinlich. Na, leben Sie wohl, Grice. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich getan haben.“

Compson Grice entgegnete mit echter Herzlichkeit: „Tut mir aufrichtig leid, daß Ihnen die Sache so nah geht.“

Wilfrid zuckte die Achseln und wandte sich zur Tür.

Sein Verleger stand noch immer da und drehte den Zettel mit der Bankadresse zwischen den Fingern. Plötzlich sagte er laut: „Sein Aussehn gefällt mir nicht, gefällt mir ganz und gar nicht!“ Dann trat er ans Telefon . . .

Wilfrid schlug die Richtung nach Norden ein, er hatte einen zweiten Besuch zu erledigen. Als er ins Museum kam, saß Adrian eben vor seiner Tasse Tee mit Gebäck

„Bravo!“ rief Adrian und erhob sich. „Freut mich, Sie zu sehn. Hier ist eine zweite Tasse. Bitte, nehmen Sie doch Platz.“

Als er Wilfrids Gesicht sah und seinen Händedruck fühlte, erschrak er nicht weniger als Grice.

Wilfrid nahm einen Schluck Tee. „Darf ich rauchen?“ Er zündete eine Zigarette an und blieb vornübergebeugt sitzen. Adrian wartete, bis er zu sprechen anfieng.

„Verzeihn Sie, daß ich Sie so überfalle,“ sagte Wilfrid endlich, „aber ich geh wieder zurück ins Pfefferland. Ich wollte bloß wissen, was Dinny weniger schmerzt — wenn ich rasch und klanglos verschwinde oder ihr vorher schreibe.“

Eine Minute lang saß Adrian vollkommen ratlos und erschrocken da.

„Sie meinen, daß Sie sich bei einem Wiedersehn nicht genug in der Hand hätten?“

Desert zuckte die Achseln, als überliefe ihn ein Schauer.

„Das ist eigentlich nicht der Grund. Es klingt brutal, aber ich hab alles so satt, bin völlig unempfindlich. Bei einem Wiedersehn — konnt ich ihr wehtun. Sie ist ein Engel. Wahrscheinlich begreifen Sie nicht, was in mir vorgeht. Ich begreif's ja selbst nicht. Ich hab nur den einen Wunsch: Fort — von allem und jedem.“

Adrian nickte.

„Wie ich horte, waren Sie krank — vielleicht ist das der Grund Ihrer gegenwartigen Stimmung? Um Gotteswillen, begeh'n Sie keinen zweiten Irrtum.“

Wilfrid lachte

„An Malaria bin ich ja gewohnt. Das ist es nicht. Sie werden mich auslachen, aber ich habe das Gefühl, als müßt ich innerlich verbluten. Ich muß in eine Gegend, wo mich nichts und niemand an Vergangenes erinnert. Und niemand erinnert mich so sehr an alles wie Dinny.“

„Ich verstehe,“ sagte Adrian ernst. Schweigend strich er sich über das bartige Kinn. Dann erhob er sich und schritt im Zimmer auf und ab.

„Halten Sie es Dinny und sich selbst gegenüber für anständig, nicht einmal zu prüfen, welche Wirkung ein Wiedersehen hätte?“

„Jawohl!“ entgegnete Desert fast heftig. „Ich erkläre Ihnen doch, ich wurde ihr wehtun.“

„Wehtun werden Sie ihr in jedem Fall; sie hat alles auf eine Karte gesetzt. Hören Sie doch, Desert! Sie haben das Gedicht nach reiflicher Erwägung veröffentlicht. Ich faßte es immer als eine Art Suhne von Ihrer Seite auf, zu der es Sie trotz Ihrer Werbung um Dinny trieb. Ich bin kein solcher Narr, zu verlangen, daß Sie die Sache mit Dinny fortsetzen sollen, wenn sich Ihre Gefühle tatsächlich gewandelt haben; aber sind Sie davon überzeugt?“

„Meine Gefühle haben sich nicht gewandelt. Ich hab überhaupt keine mehr. Ich bin ein Paria, ein Pariahund — das hat alles Gefühl in mir erstickt.“

„Meinen Sie das wirklich ernst?“

„Vollkommen! Ich war ein Paria — das wußte ich vom Augenblick meines Abfalls an, einerlei ob die Leute es erfuhren oder nicht. Aber nach allem — war es doch nicht einerlei.“

„Ich begreife,“ wiederholte Adrian und blieb stehn. „Das scheint mir natürlich.“

„Ob es andern natürlich scheint, weiß ich nicht, für mich ist es so. Ich bin ausgestoßen aus der Gesellschaft und will nicht mehr zurück. Ich beklage mich nicht. Ich ergreife gegen mich selbst Partei.“ Mit verzweifelter Energie stieß er diese Worte hervor.

Adrian erwiderte ganz sanft: „Sie wollen also nur wissen, wie Sie Dinny am wenigsten wehtun? Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich wollt, ich könnt es. Als Sie das erste Mal zu mir kamen, gab ich Ihnen einen schlechten Rat. Ratschläge taugen nie etwas. Jeder muß selbst einen Ausweg finden.“

Desert stand auf. „Meine Einsamkeit trieb mich zu Dinny hin. Und meine Einsamkeit treibt mich von ihr fort. Welch eine Ironie! Also leben Sie wohl, Sir; ich glaube kaum, daß ich Sie je wiederschn werde. Ich danke Ihnen für Ihren Versuch, mir zu helfen.“

„Wie gern möchte ich Ihnen helfen!“

Wilfrid lachelte — jenes unerwartete Lächeln, das ihn so anziehend machte.

„Ich will es mir nochmals auf einem Spaziergang überlegen. Vielleicht geht mir ein Licht auf. Jedenfalls wissen Sie, daß es meine Absicht war, sie so viel wie möglich zu schonen. Leben Sie wohl!“

Adrians Tee war kalt geworden, das Gebäck lag unberührt daneben. Er stieß beides fort. Ihm war, als habe er Dinny verraten, aber ihm fiel ganz und gar nichts ein, was er sonst hätte tun können. Der junge Mann sah sehr seltsam aus! ‚Innerlich verbluten‘ — unheimliche Worte! Aber wahr, sein Gesicht verriet es. Maßlose Empfindlichkeit und verzehrender Stolz! ‚Ich geh ins Pfefferland zurück‘ Im Orient wollte er also umherreisen — eine Art ewiger Jude; einer jener geheimnisvollen Briten, die man in weltfernen Nestern trifft — sie sprechen nie über ihre Vergangenheit, nie über die Zukunft, leben nur in der Gegenwart. Er stopfte die Pfeife und suchte sich mit aller Macht einzureden, daß dieser Bruch mit Wilfrid für Dinny ein Glück bedeute. Doch es gelang ihm nicht. Nur einmal blühte im Leben des Weibes die wahre Liebe, und ihr hatte sie jetzt gebliht. Das stand für ihn außer Zweifel. Sie wurde später einen andern wahlen, freilich! Doch der Sonnenschein der ersten Liebe kam nicht wieder. Hastig griff er nach seinem abgetragnen Hut und verließ das Museum. Erst schlug er die Richtung nach dem Hydepark ein, dann folgte er einem Einfall und ging in die Mount Street.

Als Blore ihn meldete, war seine Schwester gerade damit beschäftigt, die letzten paar roten Stiche in die Zunge eines Hundes ihrer Nadelmalerei zu sticken. Sie hielt die Arbeit empor.

„Eigentlich sollte ihm der Speichel heruntertropfen. Er blickt nämlich nach dem Kuchen da. Soll ich die Spucke blau sticken?“

„Grau, Emily, auf diesem Hintergrund.“

Lady Mont musterte ihren Bruder, der auf einem niedern Sessel Platz genommen hatte und die langen Beine hochzog.

„Wie ein Kriegsberichterstatte siehst du aus — mit einem

Feldsessel, unrasiert. Adrian, ich möchte so gern, daß Dinny heiratet. Sie ist sechsundzwanzig. Warum diese Geschichten, ausgestoßen undsoweiter! Sie konnten doch nach Korsika gehn.“

Adrian lächelte. Emily hatte ganz recht und doch ganz unrecht!

„Conway war heut bei uns,“ fuhr seine Schwester fort, „er hat vorher Michael besucht. Niemand weiß was. Und Dinny geht inenemfort mit Kit und Dandy spazieren, pappelt die kleine Catherine oder sitzt da und liest, ohne umzublattern.“

Adrian fragte sich, ob er ihr von Deserts Besuch erzählen solle.

„Und Conway sagt,“ berichtete Lady Mont weiter, „dieses Jahr geht es ihm gar nicht recht zusammen — Clares Heirat und die Steuern, und Jeanne erwartet doch — er wird ein paar Bäume fallen lassen und die Pferde verkaufen. Auch uns geht's knapp. Nur gut, daß Fleur so wohlhabend ist. Diese Geldsachen sind so lästig. Was meinst du?“

Adrian raffte sich zusammen.

„Na, heutzutage erwartet wohl niemand, daß es ihm gut geht, aber genug zum Leben will man doch haben.“

„Ja, aber es hangen so viele Leute von einem ab. Boswell hat eine Schwester, die kann nur auf einem Bein gehn; und Johnsons Frau hat Krebs — die Armste! Und jeder muß für jemand sorgen. Dinny sagt, ihre Mutter hilft in Condaford dem ganzen Dorf. Wie das weiter gehn soll, weiß der Himmel. Lawrence erspart keinen Pfennig.“

„Emily, wir sitzen auf zwei Stühlen, und eines schönen Tags sausen wir mit einem Krach zu Boden.“

„Vermutlich kommen wir noch ins Armenhaus.“ Lady Mont hob ihre Arbeit ans Licht. „Nein, ich laß den Speichel doch nicht tropfen. Oder wir gehn nach Kenya in Afrika; in dieser Kolonie kann man Geld verdienen, heißt es.“

„Mir ist einzig der Gedanke verhaßt,“ erklärte Adrian mit plotzlicher Energie, „daß irgendein Hergelaufener Condaford kauft, um dort am Wochenende mit seinen Gästen Saufgelage zu halten.“

„Dann haue ich lieber als Hexe im Wald. Ohne die Cherrills ist Condaford undenkbar!“

„Recht gut ist es denkbar, Emily. Diese verwunschte Sache, der sogenannte Entwicklungsprozeß, ist nicht aufzuhalten. England ist seine Wiege“

Lady Mont seufzte, erhob sich und segelte zu ihrem Papagei hinüber.

„Nicht wahr, Polly! Wir beide gehn ins Armenhaus.“

VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Als Compson Grice Michael, oder vielmehr Fleur telephonierte, denn Michael war nicht zu Hause, klang seine Stimme gepreßt.

„Kann ich ihm irgendetwas bestellen, Mr. Grice?“

„Im Auftrag Ihres Mannes sollte ich mich über Deserts Plane orientieren. Soeben war Desert bei mir und ließ durchblicken, er wolle wieder ins Ausland; aber — eh — sein Aussehn gefiel mir nicht und seine Hand fühlte sich fiebrig an.“

„Er hatte Malaria.“

„Ach so! Da fällt mir übrigens ein, ich sende Ihnen ein Buch jenes Franzosen aus Kanada, es wird Ihnen bestimmt gefallen.“

„Besten Dank, Mr. Grice. Wenn Michael nach Hause kommt, bestell ich ihm Ihre Botschaft“

Fleur stand nachdenklich da. Sollte sie es Dinny sagen? Ohne Michael wollte sie es nicht und er hatte jetzt so viel im Parlament zu tun, daß er vielleicht nicht zum Dinner heimkam. Einen so auf die Folter zu spannen, das sah Wilfrid ähnlich! Immer wieder hatte sie das Gefühl, sie kenne ihn besser, als Dinny und Michael ihn kannten. Die beiden waren fest überzeugt, er habe im Grund ein goldenes Herz. Nun, sie, die er einst so leidenschaftlich geliebt, hielt dieses Gold für Blech. ‚Gewiß darum,‘ dachte sie ziemlich bitter, ‚weil ich niedriger denke als die beiden.‘ Die Menschen schätzten doch die andern stets nach ihrem eignen Werte ein. Und es

fiel ihr schwer, einen Mann hoch einzuschätzen, dessen Geliebte sie nicht geworden und der darum in die weite Welt geflohen war. Michael hatte ja immer Sympathien für die absonderlichsten Leute; aber Dinny — Dinny war ihr wirklich ein Ratsel.

Sie wandte sich wieder den Briefen zu, die sie eben geschrieben, ungemein wichtige Briefe, denn sie sollten die vornehmsten Leute und hellsten Köpfe für den Empfang einiger hochgeborner indischer Damen zusammentrommeln, die zu den politischen Verhandlungen herübergekommen waren. Sie hatte ihre Arbeit fast beendet, als Michael sie telephonisch fragte, ob Compson Grice eine Botschaft hinterlassen habe. Sie teilte ihm alles mit und fragte dann:

„Kommst du zum Dinner zurück? ... Bravo! Ich habe geradezu Angst vor dem Essen zu zweit mit Dinny; sie gibt sich so unerhört heiter, mir gruselt dabei. Sie mag andere nicht quälen undsoweiter, natürlich; aber wenn sie ihre Gefühle offener zeigte, würde sie uns viel weniger Sorge machen ... Onkel Conway! ... Komisch, die ganze Familie wünscht jetzt offenbar genau das Gegenteil von früher. Vermutlich, weil alle sehn, wie sie leidet ... Ja, sie fuhr mit Kit zum ‚runden Teich‘ im Kensington-Park, ließ dort Kits Boot schwimmen; Dandy und das Boot sandten sie im Wagen zurück und gingen zu Fuß nach Haus. . Einverstanden, lieber Junge. Acht Uhr; sei möglichst pünktlich ... Ah, Kit und Dinny sind schon hier. Leb wohl!“

Kit kam ins Zimmer. Sein Gesicht war sonngebräunt, seine Augen leuchteten so blau wie sein Sweater, die kurzen Hosen waren dunkelblau; die Strümpfe ließen die Knie frei, er trug wasserdichte braune Schuhe; sein blonder Kopf war unbedeckt.

„Tante Dinny hat sich hingelegt. Sie mußte sich ins Gras

330

setzen. Sie sagt, es wird ihr bald gut sein. Glaubst du, daß sie Masern kriegt? Mutti, ich hab doch schon Masern gehabt, wenn sie insoliert wird, kann ich sie trotzdem besuchen. Wir sahen einen Mann, der hat sie so erschreckt "

„Was für einen Mann?“

„Er kam uns nicht in die Nahe, ein großer Mann; er trug den Hut in der Hand und als er uns sah, lief er auf und davon.“

„Wieso weißt du, daß er euch sah?“

„O, weil er so rannte wie Kinder auf einem Roller.“

„War das im Park?“

„Ja.“

„In welchem?“

„Im Green-Park.“

„War er schlank und im Gesicht braun?“

„Ja; kennst du ihn auch, Mutti?“

„Wieso ,auch', Kit? Kannte ihn Tante Dinny?“

„Ich glaub schon; sie rief ,O', ganz so wie ich, und fuhr dann mit der Hand da her Und dann sah sie ihm nach; und dann setzte sie sich ins Gras. Ich fächelte ihr mit ihrem Schal Luft zu. Ich hab Tante Dinny lieb. Hat sie einen Mann?“

„Nein.“

Als Kit in sein Zimmer gegangen war, ließ sich Fleur die Sache durch den Kopf gehn. Dinny mußte doch gewußt haben, daß Kit alles erzählen würde Fleur entschloß sich, nur eine Botschaft und etwas Riechsalz hinaufzuschicken.

Dinny ließ ihr sagen: ,Bis zum Abendessen werd ich wieder ganz munter sein.'

Vor der Mahlzeit aber kam eine zweite Botschaft, daß sie sich noch immer ziemlich schwach fuhle; sie möchte am liebsten zu Bett gehn und sich grundlich ausschlafen.

So saßen Michael und Fleur allein bei Tisch.

„Natürlich war es Wilfrid.“

Michael nickte.

„Wenn er nur schon fort wäre! Das Ganze ist so gräßlich! Entsinnst du dich der Stelle bei Turgenjew, wie Litwinow dem Rauch des Zuges nachsieht, der sich über den Feldern krauselt und langsam zerfließt?“

„Nein Warum?“

„Dinnys Tränen zerfließen auch so im Rauch.“

„Ja,“ erwiderte Fleur mit zusammengepressten Lippen. „Aber das Feuer brennt bald nieder.“

„Und was läßt es zurück?“

„So ziemlich die alte.“

Michael faßte seine Tischgenossin scharf ins Auge. Sie betrachtete den Bissen Fisch an ihrer Gabel. Mit hartem Lacheln, das nicht von ihren Lippen wich, fuhrte sie ihn zum Mund und begann zu kauen, als wurge sie entschlossen ihre eigene Erfahrung hinunter. ‚So ziemlich die alte‘ Sie freilich war so hübsch geblieben wie zuvor, nur etwas starker geworden, als wollte sie, der Mode entsprechend, wieder mehr die weibliche Note betonen. Er wandte den Blick von ihr, denn es wurmte ihn noch immer, wenn ihm jene Geschichte vor vier Jahren in den Sinn kam, von der er so wenig gewußt, so viel vermutet und kein Wort gesprochen hatte. Rauch! Brannte jede menschliche Leidenschaft nieder und zog wie blauer Dunst über die Felder, der einen Augenblick die Sonne verdunkelt, Halme und Bäume verschleiert, dann zerfließt und dem klaren, nuchternen Tage weicht? War dann nicht alles wieder wie zuvor? Nicht ganz! Denn Rauch war verbrannte Materie, und wo Feuer gewütet hatte, war alles verwandelt. Dinny wurde nie mehr so sein, wie er sie von Kind auf gekannt, sie wurde jetzt zweifellos anders, vielleicht härter, herber, noch feinfühlicher, noch zarter oder müder. Er sagte:

„Um neun Uhr muß ich wieder im Parlament sein, bei der Rede des Kanzlers. Warum man bei seiner Rede dabei sein muß, weiß ich nicht, aber man ist eben dabei.“

„Warum man überhaupt bei diesen Reden dabei sein muß, wird immer ein Geheimnis bleiben. Hast du je erlebt, daß irgendein Abgeordneter durch seine Rede jemanden umgestimmt hatte?“

„Nein,“ erwiderte Michael mit mattem Lächeln, „aber der Mensch hofft, solange er lebt. Tag für Tag sitzen wir dort und schwatzen über irgendeine gottverlassene Maßnahme, danach wird abgestimmt mit genau demselben Resultat, als hätten wir sofort nach den beiden ersten Reden abgestimmt. Und so geht's schon seit Jahrhunderten.“

„Wie die Alten sangen!“ meinte Fleur. „Kit glaubt, Dinny bekommt Masern. Er hat sich auch erkundigt, ob sie einen Gatten hat . . . Coaker, den Kaffee, bitte. Mr. Mont muß fort.“

Als Michael ihr einen Kuß gegeben und gegangen war, begab sich Fleur zu den Kindern hinauf. Catherine hatte den gesunden Schlaf. Es war ein Vergnügen, das hübsche Kind zu betrachten. Ihr Haar wurde später wohl Fleurs eigenem gleichen und von den Augen wußte man noch nicht, wurden sie grau oder haselnußbraun werden — hoffentlich eisgrün. Eine der kleinen Fäuste preßte sie an die Wange und atmete leise wie eine Blume. Fleur nickte dem Kindermädchen zu und öffnete die Tür zum zweiten Zimmer. Kit zu wecken war gefährlich. Er würde Keks verlangen, wahrscheinlich auch Milch, mit ihr noch plaudern oder sich vorlesen lassen wollen. Doch das leise Knarren der Tür weckte ihn nicht. Seinen blonden Kopf hatte er energisch ins Kissen gewühlt, unter dem der Lauf einer Pistole hervorsah. Es war heiß, er hatte die Decke fortgestrampelt, so daß beim matten Schein

der Nachtlampe seine Gestalt im blauen Pyjama bis an die Knie zu sehn war. Seine sonngebraunte Haut sah gesund aus; er hatte ein Forsyte-Kinn. Fleur trat nah zum Bett und blieb stehn. Entzuckend war er, wie er so schlafend dalag, scheinbar fest entschlossen, mit den Gebilden seiner immer lebhafter arbeitenden Phantasie den Kampf aufzunehmen. Mit den Fingerspitzen ergriff sie die Decke und breitete sie sacht über ihn; dann trat sie, die Hände an den Hüften, vom Bett zurück und zog eine Braue hoch. Jetzt war er im schönsten Alter, noch zwei Jahre lang, bis er zur Schule ging. Noch wußte er nichts vom Sexuellen. Alle waren gutig zu ihm, alles Erleben ein Abenteuer aus seinen Büchern. Bücher! Michaels alte Bücher, ihre eigenen und die wenigen, die man seither für Kinder geschaffen. Ja, er verlebte jetzt die herrlichsten Tage! Rasch glitt ihr Blick durch den dammrigen Raum. Flinte und Sabel lagen auf einem Stuhl bereit. Man setzte sich für Abrüstung ein und bewaffnete die Kinder bis an die Zähne! Seine andern Spielsachen, meist technische, befanden sich gewiß im Schulzimmer. Nein, dort auf dem Fensterbrett stand das Boot, das er mit Dinny erprobt hatte, noch mit gehißten Segeln. Und auf einem Kissen in der Ecke lag Dandy, der silbergraue Hund, er hatte Fleur wohl bemerkt, schien aber zu bequem, um aufzustehn. Er wedelte nur leise mit dem seidigen Schwanz zum Gruß. Um diesen wundervollen Frieden nicht zu storen, warf sie beiden eine Kußhand zu und schlich zur Tür hinaus. Sie sah nach Catherines Wimpeln, nickte dem Kindermädchen wieder zu und verließ den Raum. Auf Zehenspitzen ging sie die Treppe hinab und kam zu Dinneys Zimmer, das über ihrem eignen lag. War es nicht herzlos, so vorbeizugehn? Sollte sie nicht für einen Augenblick hineinschaun und fragen, ob sie etwas brauche? Sie trat auf die Tür zu. Erst halb zehn! Dinny

schlief gewiß noch nicht. Wahrscheinlich konnte sie heut überhaupt nicht schlafen. Entsetzlicher Gedanke, daß sie still und unglücklich da drin lag! Vielleicht war es ihr ein Trost, ein wenig zu plaudern, eine Ablenkung! Fleur hob die Hand, um zu klopfen, da vernahm sie einen Laut, erstickt zwar, doch nicht zu verkennen — wie wenn jemand in die Kissen schluchzt. Fleur stand wie versteinert da. Seit fast vier Jahren, als sie selbst so geweint, hatte sie diesen Laut nicht mehr gehört! Mit aller Macht kam die Erinnerung zurück, sie fühlte sich fast krank — ein graßlicher, aber heiliger Laut. Nicht um alles in der Welt ginge sie jetzt hinein! Die Hände an die Ohren gepreßt, schlich sie zur Treppe zurück und eilte hinab. Um diesem peinigenden Laut zu entrinnen, nahm sie zum Radio Zuflucht. Man sang den zweiten Akt von ‚Madame Butterfly‘. Sofort drehte sie ab und nahm wieder an ihrem Schreibtisch Platz. Hastig schrieb sie eine Art Formel nieder: ‚Es ware ein großes Vergnügen, wenn — undsowweiter — Sie sich zum Empfang dieser reizenden indischen Damen einfinden wollten, die — undsowweiter — Ihre — undsowweiter — Fleur Mont.‘ Ein ums andre Mal schrieb sie es hin und dabei klang ihr fortwährend jenes Schluchzen im Ohr! Schwul war es heute nacht! Sie schob den Vorhang zurück und stieß das Fenster weiter auf, um die Luft von draußen hereinzulassen. Wie feindselig war doch das Leben! Voll stummer Drohungen und kleiner Argernisse. Ging man auf das Leben zu und packte das Biest an den Hörnern, dann ließ es sich vielleicht für den Augenblick bandigen; doch bald holte es zu einem tuckischen Stoß aus. Halb elf! Was hatten die heute nur so lang im Parlament zu schwatzen? Über irgendeine Steuer von einem halben oder ganzen Groschen! Sie schloß das Fenster, zog den Vorhang wieder zu, machte die Briefe frei und sah sich noch einmal im Zimmer um, ehe sie es verließ und hinaufging.

Da — plötzlich — eine Erinnerung — Wilfrids Antlitz draußen, ganz nah dem Fenster, in der Nacht, da er vor ihr in den Orient floh! War es am Ende jetzt wieder da? Schlich er zum zweiten Mal in seinem abenteuerlichen Leben wie ein Gespenst vor diese Fenster, suchte heut nicht sie, sondern Dinny? Fleur drehte das Licht ab, tastete sich zu den Vorhängen, zog sie ganz wenig auseinander und lugte hinaus. Nichts als das blasse Licht der Straßenlampen.

Unwillig ließ sie den Vorhang fallen und schritt hinauf. Vor ihrem hohen Spiegel blieb sie einen Augenblick lauschend stehn, dann aber vermied sie es angstlich, weiter zu horchen. Ja, so war das Leben! Vor allem Peinlichen schloß man Aug und Ohr — wenn man es fertig brachte. Und wer konnte das tadeln? Noch blieb ja genug, dem man nicht entrinnen konnte, wenn man auch Aug und Ohr noch so fest schloß. Sie ging eben zu Bett, als Michael heimkam. Sie erzählte ihm von dem Schluchzen, da blieb auch er lauschend stehn; aber durch die festgezimmerte Decke drang kein Laut. Er ging in seinen Ankleideraum, kehrte bald darauf zurück, in einem blauen Schlafrock mit gesticktem Kragen und Manschetten, einem Geschenk Fleurs, und begann auf- und abzuwandern.

„Geh schlafen,“ sagte Fleur, „da nutzt ja doch nichts.“

Im Bett sprachen sie noch miteinander, dann schlief Michael ein. Fleur lag wach. Vom Parlamentsturm schlug es zwölf. Die Gerausche der Stadt drangen gedampft ins Zimmer, aber im Haus war es ganz still. Nur hin und wieder krachte leise ein Brett des Parkettbodens, das sich wieder zurechtbog, befreit von der Last der Schritte während des Tags. Tiefe Stille, nur Michaels leises Atemholen und das Raunen ihrer eigenen Gedanken. Vom Zimmer droben kein Laut. Sie begann Reisepläne für die Parlamentsferien zu schmieden. Schottland und Cornwall kamen in Frage; sie selbst wollte für mindestens

einen Monat an die Riviera. Ganz sonnverbrannt mußte sie zurückkommen, noch nie war sie ordentlich braun gewesen! Bei Mademoiselle und Nanny waren die Kinder gut aufgehoben. Was war das? Das Schließen einer Tür. Ganz deutlich das Knarren der Treppe! Sie berührte Michael.

„Ja?“

„Horch!“

Wieder das leise Knarren.

„Über uns war es zuerst,“ flüsterte Fleur, „sieh doch nach.“

Er stieg aus dem Bett, zog sich Schlafrock und Pantoffel an, öffnete leise die Tür und sah hinaus. Auf dem Treppensabsatz stand niemand, aber in der Halle regte sich etwas! Er glitt die Treppe hinab.

An der Haustür sah er eine dunkle Gestalt und fragte sanft:

„Bist du es, Dinny?“

„Ja.“

Michael trat näher. Dinnys Gestalt wich von der Haustür zurück, er fand sie bei dem Kleidersarkophag sitzen. Er nahm nur aus, daß sie die Hand hob, um Kopf und Gesicht in ihrem Schal zu bergen.

„Kann ich 'dir etwas besorgen?“

„Nein. Ich wollte bloß frische Luft schöpfen.“

Michael unterließ es, das Licht anzudrehn. Er trat im Dunkel auf sie zu und streichelte ihren Arm.

„Ich dachte, ihr würdet mich nicht horen,“ sagte Dinny.

„Nun hab ich euch doch gestört, verzeih.“

Durfte er von ihrem Kummer sprechen? Würde sie ihn hassen oder ihm dankbar sein?

„Macht nichts, meine Liebe, wenn es dir nur gut tut,“ sagte er.

„Zu dumm von mir! Ich geh hinauf.“

Michael legte den Arm um sie; er fühlte, sie war noch in

den Kleidern. Plötzlich wurde ihr Körper schlaff, lehnte sich an ihn, die Hand hielt noch immer den Schal, der Gesicht und Kopf verhüllte. Er wiegte sie ganz sanft — hin und her. Ihr Körper glitt nach vorn, bis ihr Kopf an seiner Schulter ruhte. Michael regte sich nicht mehr, atmete kaum noch. Mochte sie hier ausruhn, solange sie nur wollte!

FÜNFUNDREISSIGSTES KAPITEL

Als Wilfrid Adrians Arbeitszimmer im Museum verlassen hatte, wanderte er ziel- und planlos hin, wie man es manchmal in einem jener endlos scheinenden Angstträume tut, bis man schließlich erwacht. Er ging die Kingsway-Straße zum Themsekaı hinab, betrat die Westminsterbrücke und lehnte sich über die Brustung. Ein Sprung und alles war vorüber. Stromabwärts rann das Wasser der Flut, dem Meere zu, kehrte nimmer nach England zurück, eilte froh davon! Flucht! Flucht vor allen, die ihn zwangen, an sich selbst zu denken. Nur diesem ewigen Selbstbespiegeln, diesen Selbstvorwürfen entrinnen! Wie satt hatte er diese verdammte, jämmerliche Unentschlossenheit, diese erbarmliche Angst davor, ihr nicht allzu großen Kummer zu bereiten! Ach was, ihr Kummer würde nicht allzu groß sein! Ein paar Tränen, und sie kam gewiß darüber hinweg. Diesmal hatte ihm sein Gefühl ubel mitgespielt! Aber nie wieder! Bei Gott, nie wieder!

Lang stand er über die Brustung gelehnt, betrachtete das schimmernde Wasser und die stromaufwärts kriechenden Frachtschiffe; ab und zu trat ein Mann aus dem Volk neben ihn, offenbar in dem Glauben, da unten gebe es etwas Besonderes zu sehn. Er sah dort wirklich etwas Besonderes, sah sein zukünftiges Leben in ungewisse Fernen gleiten, sah sich auf Nimmerwiederkehr davonsegeln, wie der fliegende Holländer übers weite Meer von einem Ende der Welt ans andre fahren. Na, wenigstens mußte er sich nicht als Held aufspielen,

nicht zu Kreuz kriechen, um Beistand bitten oder sich verstellen, konnte die eigne Flagge hissen.

Da vernahm er eine Stimme: „Wenn man zu lang aufs Wasser schaut, springt man manchmal hinein.“

Wilfrid lief es kalt über den Rücken, dann ging er weiter. Herrgott! Wie derb und ungeschlacht die Menschen jetzt nur sprachen! Er verließ die Brücke und schritt über das Ende von Whitehall zum St. James-Park hinüber, an dem langen Teich vorbei zu den Geramen, den steinernen Männern und Frauen vor dem Königlichen Palast, in den Green-Park; dort warf er sich ins dürre Gras. Die Hand über den Augen, lag er etwa eine Stunde so auf dem Rücken da, dankbar für die Sonne, die auf ihn herabbrannte. Als er sich erhob, war er schwindlig und mußte ein paar Minuten stehnbleiben, ehe er zum Hydepark hinüberging. Kaum war er ein paar Schritt gegangen, da bog er rasch nach rechts ab. In der Nähe der Reitallee hatte er eine junge Dame und einen kleinen Buben bemerkt, die ihm entgegenkamen. Dinny! Er sah, wie sie nach Atem rang und die Hand zum Herzen hob. Und er war abgebogen und davongeschritten. Es war brutal, abscheulich, aber endgültig! So fühlte sich wohl ein Mörder nach dem Dolchstoß. Brutal, abscheulich, aber endgültig! Kein Schwanken mehr! Nun blieb ihm nur eines übrig: so rasch wie möglich abzdampfen! Wie besessen rannte er in seine Wohnung, um die Lippen ein starres Lächeln, wie ein Patient auf dem Stuhl des Zahnarztes. Die einzige Frau, die ihm je des Heiratens wert geschienen, hatte er niedergeschmettert, die einzige Frau, für die er etwas wie wahre Liebe empfunden. Besser, sie so niederzuschmettern, als sie zu Tode martern durch ein Zusammenleben mit ihm! Wie Esau, wie Ismael war er nicht würdig einer Tochter Israels. Ein kleiner Laufbursche wandte sich um und starrte

340

ihm nach — Wilfrids Tempo schien dem Jungen ganz ungewöhnlich. Er überquerte die Piccadilly, ohne sich um den regen Verkehr zu kümmern, und rannte in die enge Bond Street. Plötzlich fiel ihm ein, er werde die Hute der Firma Scott nie wieder sehn. Man hatte den Laden eben geschlossen, doch lagen die Hüte in langen Reihen zur Schau, hypermoderne, Tropenhüte, Damenhüte und einige Modelle des neuesten ‚Trilby‘ oder ‚Homburg‘, oder wie das Zeug sonst hieß. Er eilte weiter, kam an einem duftenden Parfümerieladen vorbei und erreichte die Haustur. Am Fuß der Treppe mußte er sich hinsetzen, um für den Aufstieg Kraft zu sammeln. Der jäh aufflackernden Energie nach dem Schreck über das Wiedersehn folgte nun vollige Erschöpfung. Eben schickte er sich an, die Treppe emporzuklimmen, als Stack und der Hund herabkamen. Das Tier sprang an ihm hoch und reckte ihm seinen Kopf entgegen. Wilfrid spielte mit den Ohren Fochs. Zum zweiten Mal blieb der Hund ohne Herrn zurück!

„Morgen zeitig früh fahr ich fort, Stack. Nach Siam. Wahrscheinlich komm ich nicht wieder nach England.“

„Überhaupt nicht, Sir?“

„Überhaupt nicht.“

„Soll ich mitkommen, Sir?“

Wilfrid legte dem treuen Diener die Hand auf die Schulter.

„Sehr lieb von Ihnen, Stack; aber Sie wurden sich dort zu Tod langweilen.“

„Verzeihn Sie, Sir, aber in Ihrem Zustand ist es nicht ratsam, allein zu reisen.“

„Mag sein, ich fahr aber doch!“

Ernst und angestrengt richtete der Diener den Blick auf Wilfrids Antlitz, als wolle er sich diese Züge für immer einprägen.

„Sir, ich bin schon sehr lang bei Ihnen.“

„Jawohl, Stack; und niemand hatte aufmerksamer für mich sorgen können. Für den Fall, daß mir etwas zustößt, hab ich für Sie vorgesorgt. Ich nehme an, Sie bleiben weiter hier und halten die Zimmer für meinen Vater bereit“

„Ich geh ungern von hier fort, Sir, wenn ich Sie nicht begleiten darf. Aber ist das wirklich Ihr Ernst, Sir?“

Wilfrid nickte. „Wirklich, Stack. Was soll mit Foch geschehn?“

Stack zögerte einen Augenblick, dann stieß er hervor: „Ich muß Ihnen was sagen, Sir. Am Abend, als Sie nach Chingford fuhren, bei ihrem letzten Besuch, sagte Miß Cherrell: Falls Sie je ins Ausland gehn, möchte sie den Hund gern zu sich nehmen. Der Hund hängt an ihr, Sir“

Wilfrids Züge wurden starr.

„Fuhren Sie ihn wie gewöhnlich spazieren,“ sagte er und schritt weiter die Treppe empor.

Wieder war er aufgewühlt. Mord! Doch es war nun einmal geschehn! Sehnsucht und Reue machten einen Leichnam nicht mehr lebendig. Wenn ihr an dem Hund lag, sie sollte ihn natürlich haben! Warum klammerten sich die Frauen an Erinnerungen, wenn Vergessen das einzig Gute für sie war? Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb.

„Ich geh fort für immer. Foch bringt Dir diesen Brief. Wenn Du den Hund magst, gehört er Dir. Ich taue nur zum Einsiedler. Vergib mir, wenn Du kannst, und vergiß mich!

Wilfrid.“

Er adressierte den Briefumschlag und blieb am Schreibtisch sitzen, während sein Blick langsam durch das Zimmer glitt. Kaum drei Monate, seit er zurück war. Ihm war's, als läge

ein Leben dazwischen. Und wieder sah er Dinny dort drüben am Kamin, nach dem Besuch ihres Vaters! Sah sie dort auf dem Diwan sitzen und zu ihm aufblicken! Dinny hier und Dinny dort! Ihr Lächeln, ihre Augen, ihr Haar! Dinny und das Erlebnis im Zelt des Arabers, diese beiden Erinnerungen wurden in ihm wach, stritten und rangen um ihn! Warum hatte er nicht von allem Anfang an das Ende vorausgesehen? Sich selbst hatte er doch kennen müssen! Er nahm ein zweites Blatt und schrieb:

„Mein lieber Vater!

Offenbar ist mir England nicht bekommenlich, morgen reise ich nach Siam ab. Von Zeit zu Zeit erhalt meine Bank die Adresse. Stack wird wie bisher die Zimmer in Ordnung halten, so daß sie jederzeit für Dich bereit stehn. Hoffentlich gibst Du auf Deine Gesundheit acht. Ich werde trachten, Dir dann und wann eine Münze für Deine Sammlung zu senden. Leb wohl!

Dein Dich liebender

Wilfrid.“

Sein Vater wurde es wohl lesen und sagen: „Du meine Gute! Ein plotzlicher Entschluß! Seltsamer Kauz!“ Sonst würde kaum jemand an ihn einen Gedanken verschwenden, außer —!

Er nahm noch ein Blatt und schrieb an seine Bank; dann streckte er sich erschöpft auf den Diwan hin.

Stack mußte packen, Wilfrid fehlte die Kraft dazu. Zum Glück war sein Paß in Ordnung, jenes merkwürdige Dokument, dessen Besitz uns von unsern Landsleuten unabhängig macht und die einsamsten Weltwinkel erschließt. Im Zimmer war es ganz still, von der Straße her drang zu dieser Stunde

fast kein Geräusch empor, der Abendverkehr hatte noch nicht begonnen. Die Arznei, die er nach Malariaanfällen zu sich nahm, enthielt Opium und er verfiel in einen traumhaften Zustand. Ein tiefer Atemzug, er nickte ein. In dieser Betäubung roch er allerhand Düfte — frischgerösteten Kaffee, Kamelmist, Teppiche, Gewürze und Menschen auf den dumpfen Märkten, er roch die scharfe, reine Wüstenluft, Gestank und Dünste eines Dorfes am Bach; er vernahm Laute — Winseln der Bettler, heiseres Wiehern eines Kamels, Schakalheulen, Rufe des Muezzins, Trappeln von Eselshufen, Hammern von Silberschmieden, stöhnendes Knarren von Ziehbrunnen. Und an seinen halbgeschlossenen Augen zogen Bilder vorbei; der Orient stieg vor ihm empor, den er erlebt hatte. Jetzt kam er in ein andres Morgenland, ein noch ferneres, fremderes! Da versank er in einen wirklichen Traum . . .

SECHSUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Als Dinny ihn im Green-Park davoneilen sah, wußte sie bestimmt, jetzt sei alles vorbei. Der Anblick seines verstorten Gesichtes hatte sie aufgewühlt. Wenn nur er wieder glücklich wäre, dann konnte sie sich drein finden. Denn seit er sie an jenem Abend in seiner Wohnung allein gelassen, hatte sie sich aufs Schlimmste vorbereitet, hatte an keine Wendung zum Bessern mehr geglaubt. Sie fand nur wenig Schlaf und nahm das Frühstück in ihrem Zimmer. Gegen zehn Uhr teilte man ihr mit, ein Mann mit einem Hund wunsche sie zu sprechen.

Rasch machte sie sich fertig, setzte den Hut auf und ging hinunter. Es mußte Stack sein.

Wilfrids Diener stand neben dem Kleidersarkophag und hielt Foch an der Leine. Sein Gesicht, so verständnisvoll wie nur je, war blaß und zerfurcht, als habe er die Nacht kein Auge geschlossen.

„Das sendet Ihnen Mr. Desert, Miß.“ Er übergab ihr den Brief.

Dinny öffnete die Tür zum Salon.

„Bitte, kommen Sie weiter, Stack. Setzen wir uns.“

Er nahm Platz und ließ die Leine los. Der Hund kam auf sie zu und legte die Schnauze auf ihre Knie. Dinny las den Brief.

„Mr. Desert schreibt, ich kann Foch haben.“

Stack starrte auf seine Schuhe nieder. „Er ist fort, Miß, mit dem Frühzug. Nach Paris und Marseilles.“

In den Falten seiner Wangen schimmerte es feucht. Er ließ ein verdächtiges Schnauben hören und fuhr ärgerlich mit der Hand übers Gesicht.

„Vierzehn Jahre schon bin ich bei ihm, Miß. So was tut weh. Er sagt, er käme nimmer zurück.“

„Wohin reist er?“

„Nach Siam.“

„Ein weiter Weg,“ bemerkte Dinny lächelnd. „Wenn er nur wieder glücklich wird, das ist die Hauptsache.“

„Jawohl, Miß. Vielleicht interessiert es Sie, was Foch als Futter kriegt. Gegen neun ein trockenes Kek und zwischen sechs und sieben ein Stück Rindfleisch oder Hammelkopf, gesotten, mit zerkrumeltem Hundekuchen, weiter nichts. Er ist ein braver, ruhiger Hund, benimmt sich zu Hause wie ein vollkommener Gentleman. Sie können ihn sogar ins Schlafzimmer nehmen.“

„Bleiben Sie auf Ihrem Posten, Stack?“

„Ja, Miß. Die Zimmer gehören Seiner Lordschaft. Wie ich Ihnen sagte, Mr. Desert ist ein sehr plotzlicher Herr; aber aufrichtig meint er's. In England war er ja nie glücklich.“

„Ich bin überzeugt, er meint es aufrichtig. Kann ich irgend etwas für Sie tun, Stack?“

Der Diener schüttelte den Kopf, seine Augen ruhten auf Dinny; er überlegte jetzt wohl, ob er ihr seine Sympathie bekunden dürfe. Sie erhob sich.

„Vielleicht mach ich jetzt mit Foch einen Spaziergang, damit er sich an mich gewöhnt.“

„Ja, Miß. Ich laß ihn nur im Park von der Leine. Wenn Sie einmal eine Auskunft über ihn brauchen, Sie haben ja die Telephonnummer.“

Dinny streckte ihm die Hand hin.

„Also, leben Sie wohl, Stack, alles Gute!“

„Gleichfalls, Miß, gleichfalls!“ Mehr als bloßes Verstehn schimmerte in seinen Augen, er druckte ihr krampfhaft die Hand. Das Lächeln wich nicht von Dinny's Lippen, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, dann ließ sie sich aufs Sofa nieder und schlug die Hände vor die Augen. Der Hund war Stack bis zur Tür gefolgt, winselte plötzlich und kam wieder zu ihr zurück. Sie zog die Hände von den Augen, nahm Wilfrids Brief, der auf ihrem Schoß lag, und zerriß ihn.

„Nun, Foch,“ fragte sie, „was fangen wir an? Gehn wir spazieren?“

Er wedelte mit dem Schwanz; wieder winselte er leise.

„Also Junge, los!“

Sie fühlte sich ruhig, doch ihr war's, als sei eine Feder in ihr gesprungen. Den Hund an der Leine, schlug sie den Weg zum Victoria-Bahnhof ein und blieb vor dem Fochdenkmal stehn. Das Laub der Baume ringsum war dichter geworden, sonst hatte sich nichts geändert. Mann und Roß standen da, den Menschen entrückt, tatendurstig, nur mit sich selbst beschäftigt — „Arbeiter am Werk!“ Lang stand sie trocknen Augs dort, das magere, verhärmte Gesicht zur Statue erhoben; geduldig saß der Hund neben ihr.

Dann zuckte sie die Achseln, wandte sich ab und schritt hastig mit ihm auf den Park zu. Nach einiger Zeit jedoch schlug sie den Weg zur Mount Street ein und fragte dort nach Sir Lawrence. Er saß in seinem Arbeitszimmer.

„Ein schöner Hund, liebe Dinny,“ meinte er. „Gehört er dir?“

„Ja. Onkel Lawrence, möchtest du etwas für mich tun?“

„Gern.“

„Wilfrid ist fort. Heute morgens fuhr er ab. Er kommt nicht mehr nach England zurück. Sei so lieb, teile das meinen

Eltern mit und Michael, Tante Em und Onkel Adrian. Ich möchte nie wieder ein Wort davon sprechen.“

Sir Lawrence neigte zustimmend den Kopf, faßte ihre Hand und zog sie an die Lippen. „Richtig, Dinny, ich wollte dir etwas zeigen.“ Er langte nach einer kleinen Voltairestatue, die auf seinem Schreibtisch stand. „Vor zwei Tagen hab ich das aufgetrieben. Ist er nicht ein köstlicher alter Zyniker? Warum wohl gerade Zynismus den Franzosen so gut kleidet? Vermutlich darum, weil nur ein mit Witz und Grazie gepaarter Zynismus erträglich wirkt; sonst ist er im Grunde nur schlechtes Benehmen. Ein englischer Zyniker ist ein Beschwerdebuch auf zwei Beinen. Ein deutscher Zyniker ist wie ein Wildschwein. Ein skandinavischer Zyniker wirkt wie die Pest. Der Amerikaner ist für echten Zynismus zu fähig, das russische Temperament zu sprunghaft dafür. In Österreich triffst du vielleicht Prachtexemplare von Zynikern, oder auch in Nordchina — wahrscheinlich spielt der Breitengrad eine Rolle.“

Dinny lächelte.

„Bitte, grüß Tante Emily herzlich von mir! Heut nachmittag fahr ich nach Hause.“

„Ich wünsch dir alles Gute, meine Liebe,“ erwiderte Sir Lawrence. „Komm jederzeit, wenn du Lust hast, hierher oder nach Lippinghall, es wird uns immer eine Freude sein.“ Und er küßte sie auf die Stirn.

Als sie fort war, ging er ans Telephon, dann zu seiner Frau.

„Emily, die arme Dinny war eben bei mir — wie ein lächelndes Gespenst sieht sie aus. Die Sache ist zu Ende. Desert fuhr heute morgens für immer fort. Dinny möchte nie wieder davon sprechen. Wirst du dir das merken?“

Lady Mont ordnete eben Blumen in einer rötlichgelben Vase, ließ die Blumen sinken und wandte sich um.

„Mein Gott!“ rief sie. „Lawrence, gib mir einen Kuß!“

Einen Augenblick lang hielten sie sich umschlungen. Arme Emily! Ihr Herz war wie Butter! Sie lehnte an seiner Schulter, sagte: „Dein Kragen ist voller Haare. Du kammst dich immer wieder, wenn du schon den Rock anhast. Dreh dich um, ich nehm sie fort.“

Sir Lawrence gehorchte.

„Ich hab nach Condaford telephoniert und auch Michael und Adrian angerufen. Wohlgemerkt, Emily, alles ist so, als wäre nie etwas gewesen.“

„Natürlich werd ich's mir merken. Warum kam sie eigentlich zu dir?“

Sir Lawrence zuckte die Achseln. „Sie hat einen neuen Hund, einen schwarzen Wachtelhund.“

„Sehr treue Tiere, aber sie werden dick Also aus! Haben sie dir am Telephon irgendwas gesagt?“

„Nur: ‚O‘, ‚Verstehe‘, ‚Natürlich‘, weiter nichts.“

„Lawrence, ich muß weinen! Komm bald zurück und fuhr mich aus, einerlei, wohin.“

Sir Lawrence klopfte ihr auf die Schulter und verließ rasch das Zimmer. Auch ihm war seltsam zu Mute. Sinnend saß er in der Bibliothek. Deserts Flucht erschien ihm als die einzig mögliche Lösung! Unter allen Leuten, die an dieser Sache Anteil nahmen, hatte er vielleicht das klarste und gerechteste Urteil über Wilfrid. Wahrscheinlich barg dieser Mensch einen goldnen Kern, aber jedenfalls in sehr rauher Schale. Mit ihm leben? Nicht um die Welt! Ein Feigling? Ganz und gar nicht. Die Sache lag nicht so einfach, wie Jack Muskhams und die hundertprozentigen Sahibs meinten, diese Menschen mit ihrem Wahn, weiß sei nicht schwarz und schwarz nicht weiß. Nein, nein! Der junge Desert war auf ganz besondere Art in die Falle gegangen. Man mußte seine widerspenstige Natur

in Betracht ziehn, sein Rebellentum, seine Menschenliebe, seinen Unglauben, seine Freundschaft mit den Arabern. Dann ermaß man erst die tiefe Kluft zwischen ihm und dem Durchschnittsbriten. Aber wie dem auch sei, mit einem solchen Mann konnte man nicht leben! Die arme Dinny war diesem Los glücklich entronnen! Wie ubel einem doch das Schicksal mitspielte! Warum mußte ihre Wahl gerade auf Desert fallen? Doch das hieß ja die Frage aufrollen, wie man sich überhaupt verlieben konnte. Liebe kannte eben kein Gesetz, nicht einmal die Gebote des gesunden Menschenverstands. Ein Element in Dinny hatte sich sofort dem verwandten Element in ihm gesellt, ohne Rücksicht auf die Umwelt und die nicht verwandten Seelen. Vielleicht traf sie nie mehr im Leben einen Menschen, für den sie so viel Liebe empfand. Aber — du mein Gott! — die Ehe war eine Sache fürs Leben, nicht einmal heutzutage ein fluchtiger Scherz! Doch wieviel Glück brauchte man zur Ehe, wie mußte man geben und nehmen können! Desert brachte das nicht fertig, dieses rastlose, disharmonische Geschöpf — noch dazu ein Dichter! Und sein Stolz, sein verheerender, sich selbst vernichtender Stolz, der nie zur Ruhe kam! Zu einem Verhältnis taugte er vielleicht, zu einer jener fluchtigen Verbindungen, wie sie die Jugend von heute schloß; aber das war doch nichts für Dinny; sogar Desert hatte das wohl gefühlt. Bei ihr war das Körperliche ohne Geistigkeit ein Unding. Sie war eine Dame, jawohl, eine Dame. Und wenn die Menschen von heute nicht mehr wußten, was das hieß, umso schlimmer für sie!

„Wohin soll ich die arme Emily führen, jetzt am Vormittag?“ dachte er. „Den Zoo liebt sie nicht; die Wallace-Galerie hab ich satt. Gehn wir in Madame Tussauds famoseres Wachsfigurenkabinett! Dort muß sie lachen. Ins Wachsfigurenkabinett!“

SIEBENUNDDREISSIGSTES KAPITEL

In Condaford ging Jeanne vom Telephon sogleich zu ihrer Schwiegermutter und teilte ihr in gewohnter energischer Art Sir Lawrence Monts Nachricht mit. Der sanfte, etwas schuchterne Ausdruck in Lady Cherrells Zügen wich einer bestürzten Miene.

„O!“

„Soll ich den General verständigen?“

„Bitte, meine Liebe.“

Wieder allein, saß Lady Cherrell gedankenvoll vor ihren Rechnungen. Außer Hubert war sie die einzige in der Familie, die Wilfrid Desert nie persönlich gesehn, die sich stets möglichst unparteiisch verhalten hatte, um nicht die Schuld ausgesprochener Gegnerschaft auf sich zu laden. Jetzt empfand sie nur besorgtes Mitgefühl. Was ließ sich tun? Leidtragenden pflegt man ja Blumen zu geben. Auch Dinny sollte Blumen haben, etwas andres fiel ihrer Mutter nicht ein.

Sie huschte in den Garten hinaus zu den Rosenbeeten rings um die Sonnenuhr, neben den hohen Eibenhecken. Dort pflückte sie einen Korb voll der schönsten Blüten, trug sie in Dinmys enges, klosterliches Schlafzimmer hinauf und verteilte sie in Schalen neben dem Bett und auf dem Fensterbrett. Dann öffnete sie Tur und Fenster weit, klingelte dem Mädchen und hieß sie abstauben und das Bett machen. Die Medicindrucke an der Wand schob sie sorgsam zurecht und sagte:

„Die Bilder sind schon abgestaubt, Annie. Lassen Sie

Tür und Fenster offen. Es soll alles nach Blumen duften. Haben Sie jetzt Zeit, das Zimmer aufzuräumen?“

„Ja, Mylady.“

„Dann tun Sie es am besten sofort, ich weiß nicht, wann Miß Dinny zurückkommt.“

Wieder saß sie bei ihren Rechnungen, aber sie kam nicht weiter damit, schob sie in eine Lade und suchte ihren Gatten. Auch er saß verstimmt vor Rechnungen und Papieren. Sie trat zu ihm und drückte seinen Kopf an sich.

„Hat es dir Jeanne erzählt, Conway?“

„Ja. Das ist natürlich das einzig Vernünftige; aber Dinny wird traurig sein und das kränkt mich.“

Sie schwiegen, bis Lady Cherrell erklärte:

„Sollte man nicht Dinny sagen, daß wir in der Zwickmühle sind? Das lenkt sie bestimmt ab.“

Der General fuhr sich durchs Haar. „Drehundert Pfund Defizit in diesem Jahr. Zweihundert könnte ich vielleicht durch den Verkauf von Pferden hereinbekommen, für den Rest muß der Wald herhalten. Beides ist mir verhaßt. Glaubst du, sie weiß einen Ausweg?“

„Nein, aber sie wird sich drüber Sorgen machen und das bringt sie von andern Gedanken ab.“

„Aha! Nun, dann muß es ihr Jeanne erzählen oder du. Ich mag nicht. Sonst sieht es so aus, als wollte ich ihr Taschengeld reduzieren. Es ist sowieso nur spottwenig. Davon ist natürlich keine Rede, mach ihr das klar. Eine Reise täte ihr gut, aber woher das Geld nehmen?“

Lady Cherrell wußte keine Antwort und das Gespräch verlief im Sand.

In diesem alten Haus, das Jahrhunderte lang der stumme Zeuge so vieler menschlicher Hoffnungen, Ängste, Geburten, Todesfälle und täglicher Sorgen gewesen und das darüber

alt und grau geworden, hatte sich eine Unsicherheit breit gemacht, die in jedem Wort und jeder Handlung zum Ausdruck kam; selbst die Dienerschaft war davon nicht unberührt geblieben. Was für eine Haltung sollte man einnehmen? Wie sein Mitgefühl bekunden, ohne es zur Schau zu tragen? Wie Dinny begrüßen, ohne den Anschein zu erwecken, als sei man über diese Lösung froh? Sogar Jeanne war von dieser Unruhe angesteckt. Sie burstete und kämmte die Hunde und bestand darauf, zu jedem Nachmittagszug mit dem Auto zur Bahn zu fahren.

Dinny kam mit dem dritten Zug. Sie fuhrte Foch an der Leine, sprang aus dem Wagen und lief Jeanne fast in die Arme.

„Da bist du ja, meine Liebe!“ rief Jeanne. „Ein neuer Hund?“

„Ja, ein reizender Kerl.“

„Hast du Gepäck?“

„Nur die Sachen da. Einen Träger brauch ich nicht, die Leute gehn wie Schnecken.“

„Ich trage sie dir.“

„Was fällt dir ein! Nimm Foch!“

Als Dinny, den Toilettékoffer und die Reisetasche in der Hand, zum Auto trat, sagte sie:

„Jeanne, nimmst du's mir übel, wenn ich den Feldweg nach Hause geh? Es wird Foch gut tun, im Zug war es so dumpf; ich möchte etwas Heuduft atmen.“

„Ja, es ist noch nicht alles eingebracht. Ich nehm das Gepäck mit und Sorge für frischen Tee.“

Als sie davonfuhr, sah Dinny ihr lächelnd nach. Und während der ganzen Fahrt zum Herrenhaus ging Jeanne dieses Lächeln nicht aus dem Sinn und sie verwunschste das Schicksal ihrer Schwägerin . . .

Dinny bog in den Feldweg ein und ließ Foch von der

Leine. Mit einem Satz raste er zum Heckenzaun hin — ein Hund vom Land! Wie sehr mußte ihm das alles gefehlt haben. Einen Augenblick lang nahm sie der Anblick seiner lebhaften Freude ganz gefangen; dann aber überkam sie wieder bitterer Kummer. Sie rief das Tier und schritt weiter. Auf dem ersten Feld von ihres Vaters Gut war das Heu noch nicht eingebracht, sie warf sich zu Boden. Wenn sie nun nach Hause kam, mußte sie bei jedem Wort, jedem Blick auf der Hut sein, nur lächeln, lacheln und nichts zeigen! Wie dringend hatte sie diese paar Minuten nötig, um sich ganz gehn zu lassen! Sie weinte nicht, doch sie schmiegte sich fest ins Heu, die Sonne brannte ihr auf den Nacken. Sie drehte sich auf den Rücken und starrte in den blauen Himmel. Kein klarer Gedanke kam ihr, sie gab sich ganz und gar dem Schmerz über das unwiderbringlich Verlorne hin. Schläfrig und trunken von Honig und Sommerglut summten Fliegen und Kafer über sie hinweg. Sie preßte beide Arme auf die Brust, um den Schmerz zurückzudrängen. Könnte sie doch nur sterben, auf diesem Fleck mitten im Bienensummen und Lerchensang dieses Sommertags! Sterben und nicht mehr leiden! Reglos lag sie da; der Hund kam und leckte ihr die Wange. Beschämt stand sie auf und entfernte Halme und Grassamen von Kleid und Strumpfen.

Im nächsten Feld kam sie an Kismet, dem alten Pferd, vorbei, überschritt den Bach und betrat den Obstgarten, der allen Zauber verloren hatte und nach Nesseln und alten Baumen roch. Dann ging sie weiter durch den Hausgarten und über die Steinfliesen der Terrasse. Eine Magnolie war schon voll erblüht, doch sie wagte nicht, stehn zu bleiben und dran zu riechen, ihr Honig- und Zitronenduft brachte sie vielleicht wieder um die Fassung. Sie erreichte die Glastur und sah hinein.

Ihre Mutter saß da mit jenem Ausdruck, den Dinny, das

Warten auf Vater' nannte. Ihr Vater stand da mit dem Ausdruck des 'Wartens auf Mutter'. Jeanne, die Leopardin, sah drein, als erwarte sie jeden Augenblick, daß ihr Junges um die Ecke bog.

„Dieses Junge bin ich,“ dachte Dinny, schritt über die Schwelle und sprach:

„Liebste Mutter, kann ich Tee haben?“ . . .

An diesem Abend, nach dem Gutenachtwunschen, ging sie noch einmal hinunter und besuchte ihren Vater im Arbeitszimmer. Den Bleistift in der Hand, saß er grubelnd vor einem beschriebnen Blatt. Sie schlich sich an ihn heran und las über seine Schulter hinweg:

„Jagdperde zu verkaufen: Schöner neunjähriger hellbrauner Wallach, ein Meter fünfzig, gesund, kräftiger Knochenbau, guter Springer. Achtjährige Stute, Eisenschimmel, ein Meter fünfundvierzig, sehr intelligent, Damensattel gewöhnt, Preisspringer, gute Lungen, fest gebaut. Anfragen an den Besitzer: Gut Condaford, Oxfordshire“

„Hm!“ brummte er und strich die Worte ‚gute Lungen, fest gebaut‘.

Dinny langte nach dem Papier und ergriff es.

Der General wandte sich mit einem Ruck herum.

„Nein,“ rief sie und zerriß das Blatt.

„Was fällt dir ein! Das darfst du nicht! Es fiel mir nicht leicht —“

„Nein, Vater, die Pferde darfst du nicht verkaufen. Das wär dein Ruin.“

„Aber ich muß die Pferde verkaufen, Dinny.“

„Ich weiß ja, Mutter hat mir's erzählt. Doch es ist nicht nötig. Ich hab momentan eine Menge Geld.“ Sie legte die Banknoten, die sie schon so lang mit sich herumgetragen, auf seinen Schreibtisch.

Der General erhob sich.

„Ausgeschlossen!“ erklärte er; „wirklich lieb von dir, Dinny, aber ganz ausgeschlossen!“

„Vater, du darfst es nicht ablehnen. Laß mich doch etwas für Condaford tun. Ich brauch es nicht und zufällig sind es gerade die dreihundert Pfund, die dir jetzt fehlen — Mutter hat mir's schon gesagt.“

„Du brauchst sie nicht? Unsinn! Wieso denn? Liebes Kind, mit dem Geld kannst du eine schöne lange Reise machen!“

„Ich mag keine schöne lange Reise machen. Ich will zu Hause bleiben und euch beiden helfen.“

Der General faßte sie scharf ins Auge.

„Ich würde mich schämen, es anzunehmen,“ rief er. „Ich bin durch meine eigne Schuld ins Hintertreffen geraten.“

„Vater, du verwendest doch keinen Groschen für dich.“

„Ich weiß selbst nicht, wie es kam — hier etwas, dort etwas — am Ende summiert sich's.“

„Wir wollen beide die Sache gründlich prüfen. In manchem können wir uns gewiß einschränken.“

„Am schlimmsten ist der Mangel an Kapital. Kommt es zu irgendeiner Ausgabe, so muß ich sie aus dem Einkommen bestreiten; die Versicherungen kosten viel, die Steuern und Abgaben wachsen in einem fort, und das Einkommen schrumpft immer mehr zusammen.“

„Ich weiß; es muß schrecklich sein. Könnte man es nicht mit Tierzucht versuchen?“

„Und das Betriebskapital? In London, Bad Cheltenham oder im Ausland könnten wir natürlich ohne Defizit wirtschaften. Die Erhaltung des Gutes und der Angestellten verschlingt so viel Geld.“

„Condaford verlassen? Ach nein! Und wer würde es

schon nehmen? Denn trotz all deiner Neuerungen, Vater, sind wir nicht modern eingerichtet.“

„Bestimmt nicht.“

„Wir könnten nie in einem Inserat veröffentlichen: ‚Dieser prächtige Wohnsitz‘, ohne heimlich zu erröten. Für fremde Ahnen will kein Mensch mehr blechen.“

Der General starrte vor sich hin.

„Dinny, ich gesteh dir's offen, ich wäre diese Verantwortung lieber los. Dieses ewige Pfennigfuchsen ist mir verdammt zuwider, diese ewigen Sorgen um das Durchhalten. Aber wie du sagst, an Verkauf ist nicht zu denken. Und wo fände sich ein Mieter? Condaford taugt weder für ein Knabeninstitut, noch für einen Gutsherrenklub, noch für eine Irrenanstalt. Und eins von den dreien ist heutzutage das Schicksal eines Herrenhauses. Dein Onkel Lionel ist der einzige von uns, der Vermögen hat — ich bezweifle, ob er das Gut für seine Wochenendgesellschaften nehmen wurde.“

„Nein, Vater! Nein! Lassen wir nicht locker! Wir werden's bestimmt schaffen, irgendwie. Das ‚Pfennigfuchsen‘ überlaß du nur mir! Einstweilen m u ß t du das da nehmen! Glatte Rechnung am Anfang.“

„Dinny, ich —“

„M i r zuliebe, Vater.“

Der General zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn.

„Deine Geschichte,“ flüsterte er ihr ins Haar, „Herrgott, wenn nur —“

Sie wich zurück.

„Ich geh jetzt noch für ein paar Minuten in den Garten, will etwas Bewegung machen. Es ist so schön und warm.“

Sie wand sich einen Schal um den Kopf und verließ durch die Glastür das Zimmer. Der letzte Dämmerchein am Horizont war verklummt, doch noch immer blieb es warm, kein

Luftchen regte sich, es fiel kein Tau. Dinny schritt über die Schwelle ins stille Dunkel hinaus, in die sternklare Sommernacht und verlor sich ganz in ihren Frieden. Nur die verschwommenen Umrisse des alten, umrankten Hauses mit seinen vier matterleuchteten Fenstern standen vor ihrem Blick. Sie lehnte sich mit dem Rücken an eine Ulme, umschlang den Stamm mit den Armen und verschränkte die Hände. Die Nacht war eine gute Freundin — kein spähes Auge, kein lauschendes Ohr. Reglos starrte sie ins Dunkel und schöpfte Trost aus der Nahe des starken, mächtigen Baumes, den sie mit den Armen umschloß. Nachtfalter streiften im Flug fast ihr Gesicht. Lebenswarm, unbekummert, frei von Neugier spann die Natur auch im Dunkel ihre Faden. Millionen winziger Lebewesen wuhlten jetzt in der Erde oder schliefen, Hunderte flogen oder krochen umher, Billionen Grashalme und Blumen reckten sich ganz langsam in die erfrischende Nachtluft empor. Die Natur! Erbarmungslos, gleichgültig selbst jenen Geschöpfen gegenüber, die ihr durch schwärmerische Loblieder huldigten! Faden rissen, Herzen brachen, doch was immer diesen nichtigen Dingen zustieß, die Natur zuckte nicht mit der Wimper, tat keinen Seufzer! Ein einziges Wimperzucken der Natur hätte ihr mehr bedeutet als alle menschliche Sympathie. Wie war es doch mit der ‚Geburt der Venus‘? Wenn doch auch s i e der Windhauch kühlte, die Wellen wie Tauben ihre Füße umschwirrten, wenn doch honigsuchende Bienen sie umsummten! Könnte sie sich nur einen Augenblick in diesem Dunkel eins fühlen mit dem Sternenglanz, dem Duft der Erde, dem Flattern dieser Fledermaus, dem leisen Flügel-schlag des Schmetterlings, der ihre Nase streifte!

Das Kinn emporgewandt, eng an den Stamm geschmiegt, stand sie da und hielt den Atem an vor der Stille, dem Dunkel und den Sternen. Hätte sie doch die Ohren eines Wiesels,

die Spürnase eines Fuchses, um alles Leben zu hören, zu riechen! In der Baumkrone über ihrem Kopf zirpte ein Vogel. Aus der Ferne drang das Drohnen des letzten Abendzuges, kam näher, schwoll immer lauter an, dann vernahm sie Räderrollen, Zischen des Dampfs; dann Stille, dann wieder Rollen, das in der Ferne verhallte. Und wieder tiefe Stille. Hier, wo sie stand, war einst der Schloßgraben gewesen, längst war er zugeschüttet, diese große Ulme war inzwischen über ihm gewachsen. Wie lang wahrte doch das Leben der Bäume, ein einziger langer Kampf mit dem Sturm! Lang und zäh war es, wie das Leben ihrer Sippe, die auch verwurzelt war in diesem Boden.

„Ich will nicht an ihn denken! Ich will nicht!“ sagte sie sich. Wie ein Kind, das an seinen Schmerz nicht erinnert werden will, so wurde sie in Zukunft sein! Aber sogleich formte sich das Dunkel vor ihr zu seinen Zügen, seinen Augen, seinen Lippen. Sie wandte sich dem Stamm zu und preßte die Stirn gegen die rauhe Rinde. Doch sein Antlitz schwebte dazwischen. Sie schrak zurück und ging davon; rasch, geräuschlos huschte sie übers Gras, unsichtbar wie ein Geist. Hin und her lief sie, das brachte ihr Beruhigung.

„Ich hab das Glück genossen,“ sagte sie zu sich, „nun ist es aus. Ich muß ins Haus zurück!“

Einen Augenblick sah sie noch zu den zahllosen Sternen empor, den fernen, hellen, kalten Sternen. Und mit leisem Lächeln dachte sie:

„Welcher ist wohl mein Glucksstern?“

Früher erschienen

JOHN GALSWORTHY

Ein Mädchen
wartet

ROMAN

Deutsch von Leon Schalit

Mit diesem Roman begann die neue Tri-
logie des Dichters, das Werk vom Staat
und seinen Dienern, vom Kampf zwischen
Dogmengeist und Menschentum

PAUL ZSOLNAY VERLAG

